XI. Band 1925 Heft 4

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften

Herausgegeben von

Prof. Dr. Sigm. Freud

Redigiert von Dr. Otto Rank, Dr. Hanns Sachs und A. J. Storfer

---

Karl Abraham: Geschichte eines Hochstaplers im Lichte psychoanalytischer Betrachtung / *Imre Hermann:* Gustav Theodor Fechner / *Alfred Robitsek:* Der Kotillon, Ein Beitrag zur Sexualsymbolik / Kritiken und Referate

---

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien VII. Andreasgasse 3

I M A G O

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

XI. Band 1925 Heft 4

Die Geschichte eines Hochstaplers im Lichte psychoanalytischer Erkenntnis

Von Dr. Karl Abraham

Die klinische Beobachtung, an welche der nachfolgende kriminal-psychologische Versuch sich anlehnt, entstammt nicht der psychoanalytischen Praxis im strengen Sinne des Wortes. Es handelt sich um die Schicksale eines Mannes, den ich im Jahre 1918 als Militärarzt psychiatrisch zu begutachten hatte, und den ich fünf Jahre später unter eigentümlichen Umständen wiedersah. Die gemessene Zeit einer gerichtlich angeordneten Beobachtung, ebenso wie die Arbeitsverhältnisse auf einer Untersuchungsstation ließen eine regelrechte Psychoanalyse nicht zu.

Nun bietet aber das Leben jenes Mannes — den ich fortan „N." nennen werde — in psychologischer Hinsicht ganz Außergewöhnliches dar; ein in neuerer Zeit eingetretener Umschwung seines sozialen Verhaltens steht in einem grellen Widerspruch zur psychiatrischen Erfahrung. Eben dieses Außergewöhnliche und mit der Erfahrung Kontrastierende erfährt aber eine befriedigende Aufklärung, wenn wir ganz geläufige, empirisch fest begründete Ergebnisse der Psychoanalyse zu Rate ziehen. Anderseits erscheinen aber die Tatsachen des Falles N. wohl geeignet, die Psychoanalyse auf eines ihrer künftigen Anwendungsgebiete — die Kriminalistik — in besonderer Weise hinzulenken. Ich hege darum die Hoffnung, daß die Eigentümlichkeiten des Falles seine Publikation in dieser psychoanalytischen Zeitschrift vor den Augen der Leser rechtfertigen werden.

*

N. war 22 Jahre alt, als er in den Militärdienst eintrat. Er hatte schon damals eine Reihe von Freiheitsstrafen durch bürgerliche Gerichte in ver-



schiedenen Ländern erlitten. Unmittelbar aus der letzten Strafhaft wurde er der Truppe überwiesen, bei welcher er seine soldatische Ausbildung empfing. Seine Vorgesetzten waren über seine bisherige Lebensführung genau unterrichtet. Dennoch wiederholte sich, was sich in N.'s Vorleben bereits viele Male abgespielt hatte. In kürzester Zeit hatte er sich die allgemeinen Sympathien erworben, genoß das besondere Vertrauen seiner Kameraden und nahm beim Führer der Kompanie eine Vorzugsstellung ein. Zu gleicher Zeit aber begann er auch das Vertrauen der anderen zu mißbrauchen. Doch in dem Augenblick, da seine Betrügereien ans Licht zu kommen schienen, erhielt er, zugleich mit einer Anzahl seiner Kameraden, einen Marschbefehl, der ihn an die Balkanfront versetzte.

Da man beim Feldregiment über N.'s Vorleben nichts wußte, so wurde es ihm hier noch leichter gemacht, durch gewandtes Auftreten das Vertrauen der maßgebenden Personen zu gewinnen. Als Zeichner von Beruf fand er bald eine entsprechende Verwendung. Sein Auftreten ließ ihn aber auch besonders geeignet erscheinen, geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen. Und so vertraute man ihm alsbald Gelder an und ließ ihn in den Städten des Etappengebiets Einkäufe für die Truppe machen. In der Stadt „X" lernte er ein paar Soldaten kennen, die dort auf großem Fuße lebten. Da ergriff ihn sofort seine alte Neigung, von der später die Rede sein wird. Er trat ebenfalls als großer Herr auf und hatte in vier Tagen von dem ihm anvertrauten Gelde 160 Mark verbraucht. Auf einer zweiten solchen Reise erfuhr er, daß man seine Unterschlagungen bereits bemerkt hatte. Nun kehrte er nicht mehr zum Regiment zurück, sondern fuhr nach einer größeren Stadt. Hier versah er seine Uniform mit Tressen, um fortan als Unteroffizier aufzutreten. Außerdem hatte er sich bei seiner Truppe Eisenbahnfahrscheine angeeignet und sie mit Stempeln versehen, so daß er nunmehr ganz nach Belieben nach allen Richtungen der Windrose reisen konnte. So kam er auch wieder nach Deutschland. Aber die scharfe Kontrolle und die Begegnung mit früheren Bekannten machten ihm, besonders in Berlin, einen längeren Aufenthalt unmöglich. So wandte N. sich eines Tages nach Budapest, nachdem er sich vorher noch die Abzeichen als Vizefeldwebel zugelegt hatte. Von dort zog er, stets die Ausweise fälschend, nach Bukarest weiter. Hier war die militärische Kontrolle so wachsam, daß N. nach Budapest zurückkehrte. Er wußte sich dort Zutritt zu angesehenen Familien zu verschaffen, erbot sich in gewinnender Form zur Besorgung von Lebensmitteln, erhielt beträchtliche Vorschüsse von seinen Auftraggebern, verbrauchte das Geld aber für seine eigenen Zwecke und lieferte die ver-

sprochenen Lebensmittel nicht. Als ihm in Budapest der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, wandte er sich nach Wien, wurde hier aber bald ergriffen und dann in die heimatliche Garnisonstadt überführt. Schon an dieser Stelle sei darauf aufmerksam gemacht, daß N. mit größter Leichtigkeit Menschen jeden Alters, Standes und Geschlechts für sich einzunehmen wußte, um sie dann zu betrügen, daß er dagegen niemals besondere Geschicklichkeit darin zeigte, dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen. Erst wenn er gefangen saß, erwachte seine Agilität wieder; es kam dann vor, daß er in kurzer Zeit seine Wächter sorglos gemacht hatte und den Weg zur Freiheit fand, ohne im geringsten Gewalt anzuwenden.

Als N. sich zweieinhalb Monate in Untersuchungshaft befand, war sein Einfluß auf die im übrigen gewissenhaften und erfahrenen Aufseher soweit gediehen, daß die Tore sozusagen von selbst vor ihm aufsprangen. Einer der Aufseher wurde während eines Gespräches mit N. abgerufen und ließ, völlig sorglos geworden, seine Schlüssel in der Zelle des Gefangenen zurück. Der nahm sie, öffnete die verschlossenen Ausgänge und war in Freiheit. Er wanderte bis zu einer kleinen Eisenbahnstation, bestieg dort einen Zug und verließ ihn bei der Ankunft in der nächsten Großstadt; überall gelang es ihm, die kontrollierenden Beamten zu täuschen. Drei Wochen arbeitete er als Dekorateur in einem Warenhaus. Die Gefahr des Entdecktwerdens nötigte ihn dann, die Stadt zu verlassen. Mit gefälschten Ausweisen gelang es ihm, Deutschland zu durchqueren. In einer Großstadt trat er wieder als großer Herr auf, führte sich als Kunsthistoriker ein, erhielt auf seine schwindelhaften Angaben von seinen neu gewonnenen Gönnern Geld und gab es mit vollen Händen aus . . . Nach einiger Zeit solchen „Zivillebens" mußte er den Schauplatz seines Wirkens verlegen. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin fuhr er abermals nach Budapest. Hier war es, wo er zum ersten Male die Uniform eines Offiziers anlegte. Als „Leutnant" kehrte er nach Deutschland zurück und lebte monatelang auf großem Fuße in einer Reihe von Badeorten, doch nur in den elegantesten. Überall fand er als junger Offizier Zutritt zur Badegesellschaft. Sein sicheres und liebenswürdiges Auftreten ließ ihn stets nach kürzester Zeit zum Mittelpunkt eines großen Kreises werden. Wurde in einem Seebad die Gefahr der Entdeckung seiner zahllosen Schwindeleien zu groß, so verschwand er und suchte einen großen Kurort in Oberbayern auf, um nach einiger Zeit wieder in einem Seebad aufzutreten. Mittlerweile ließ er sich zum Oberleutnant avancieren, d. h. bis zu dem höchsten Rang, den er, seinen Jahren entsprechend, erreicht haben konnte. Niemand ahnte, welche Bewandtnis

es in Wirklichkeit mit dem jungen Offizier hatte, der mit Kriegsdekorationen geschmückt war und in ebenso interessanter wie bescheidener Form von seinen Erlebnissen zu erzählen wußte. Schließlich aber wurde er doch verhaftet und wiederum in seine Garnisonstadt überführt.

Das Strafverfahren gegen ihn nahm einen gewaltigen Umfang an; hatte er sich doch der Fahnenflucht schuldig gemacht, sich eigenmächtig einen militärischen Rang beigelegt und eine außerordentliche Zahl von Unterschlagungen, Fälschungen und betrügerischen Handlungen begangen.

Der mit der Untersuchung betraute Kriegsgerichtsrat zeigte volles Verständnis und Interesse für N.s psychologische Eigenart, und da er irgendeine Art krankhaften Zwanges als treibende Kraft in N.s Verhalten vermutete, so wurde die psychiatrische Beobachtung des Beschuldigten angeordnet.

Ich besuchte N. zunächst ein einzelnes Mal in der Untersuchungshaft, mußte aber sofort erkennen, daß die Kompliziertheit des Falles eine längere Beobachtung auf meiner Station erfordern würde. Diese letztere aber besaß keine genügenden Einrichtungen, um das Entweichen eines Untersuchungsgefangenen — und eines so gewandten — zu verhüten. Auf meinen entsprechenden Hinweis verfügte das Gericht, daß N. in einem Zimmer des Dachstocks untergebracht werde. Um seine Flucht zu verhindern, wurde eine besondere Bewachung eingerichtet. Es sollten ständig drei besonders zuverlässige und intelligente „Gefreite“ vor N.'s Zimmer Wache halten. Um eine Beeinflussung durch N. zu verhüten, wurden die Wachen streng angewiesen, sein Zimmer nicht zu betreten und sich auf kein Gespräch mit ihm einzulassen.

So wurde N. eines Tages von seinen drei Wächtern in das Lazarett überführt, und dieser Akt vollzog sich ohne Schwierigkeit. Zehn Minuten nach der Aufnahme wollte ich mich davon überzeugen, ob N. den Vorschriften gemäß untergebracht und beaufsichtigt sei. Zu meinem Erstaunen fand ich vor dem Zimmer keine Wache, sondern nur ein paar Stühle. Beim Eintritt in das Zimmer aber bot sich mir ein unerwartetes Bild. N. saß zeichnend an einem Tisch. Einer seiner Wächter saß ihm Modell zu einer Zeichnung, und die beiden anderen schauten zu. Es ergab sich, daß N. seine Wächter bereits auf dem Wege zum Lazarett für sich gewonnen hatte, indem er von seiner Zeichenkunst erzählte und sie zu porträtieren versprach. Übrigens verlief N.s mehrwöchiger Aufenthalt auf der Station ohne irgendwelche Fluchtversuche oder sonstige Unregelmäßigkeiten.

Um zu einem Urteil über N.s geistigen Zustand zu gelangen, mußte ich vor allem die Geschichte seiner Jugend kennen lernen. Da er ein Virtuose auf dem Gebiet der phantastischen Erzählungen zu sein schien, so waren seine eigenen Berichte mit Vorsicht aufzunehmen und durch Erkundigungen an informierten Stellen nachzuprüfen. Ich kann aber sogleich hinzufügen, daß N.s Angaben über seine gesamte Vergangenheit in keinem Widerspruch zu den amtlichen Nachweisen standen. Ich konnte niemals feststellen, daß er in den vielen Gesprächen mit mir jemals etwas unterdrückt, fälschlich hinzugesetzt oder zu seinen Gunsten verändert hätte. Im Gegenteil sprach er von allen seinen Verfehlungen mit größter Offenheit, so wie sich das auch später bei der gerichtlichen Verhandlung wiederholte; nur intimere Einblicke in sein Seelenleben zu geben war er nicht geneigt.

Ich erfuhr bald, daß N.s unerlaubte Handlungen auf sehr frühe Lebensjahre zurückgingen, und die Akten einer Besserungsanstalt, in welcher sich N. während mehrerer Jahre als „Fürsorgezögling" aufgehalten hatte, bestätigten diese Angaben vollauf.

N. war das jüngste aus der langen Kinderreihe einer kärglich lebenden Beamtenfamilie. Hinsichtlich erblicher Belastung durch geistige Erkrankungen in der Familie war nichts von Bedeutung festzustellen. Was bei dem Knaben aber — ganz im Gegensatz zu seinen älteren Geschwistern — schon in frühester Zeit hervortrat, das war eine unbändige Großmannssucht. Als er in seinem fünften Lebensjahr die Vormittage in einem Kindergarten zubrachte, wandte er sich von den weniger gut gekleideten Kindern ab und spielte nur mit denjenigen, die den wohlhabenderen Familien angehörten. Kaum war er in die Schule eingetreten, so sah er mit Neid, daß manche Knaben diesen und jenen Gegenstand in schönerer Ausstattung besaßen als er; sie hatten etwa eine bunt lackierte Federschachtel oder einen Bleistift von besonderer Farbe. Da ging der Sechsjährige eines Tages in einen Schreibwarenladen nahe dem Schulhaus und gab sich als Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden Generals aus. Sofort lieferte man ihm die Gegenstände seiner Sehnsucht auf Kredit. Nun konnte er sich stolz neben den Söhnen der wohlhabenden Familien zeigen. Bald freilich wurde sein erster Betrug entdeckt und bestraft, aber der Wunsch, es mit den glücklicheren Kameraden aufnehmen zu können, blieb unbezähmbar und fand in weiteren unrechtmäßigen Handlungen seinen Ausdruck. Einer der Schulkameraden besaß eine große Armee von Bleisoldaten, während N. nur wenige sein eigen nannte. Die Sehnsucht, dem Mitschüler nicht nachzustehen, ließ ihn nicht ruhen. Endlich entwendete

er seiner Mutter einen Betrag von 6 bis 7 Mark, legte ihn sofort in Bleisoldaten an und zeigte dem Kameraden, daß er ebensoviele und schöne Soldaten besaß wie jener.

Von Anfang an trat in der Schule N.s gute Begabung hervor. Allem Anschein nach waren seine Leistungen aber nur dann seinen Anlagen entsprechend, wenn er sich vom Lehrer irgendwie besonders beachtet oder bevorzugt fühlte. Wiederholt trug er sich mit abenteuerlichen Fluchtplänen. Einmal erlangte er von seinem Lehrer durch schwindelhafte Angaben Geld. Andere Male lieh er von Mitschülern Bücher und verkaufte sie. Der Versuch, ihn eine höhere Schule durchmachen zu lassen, scheiterte an dem Mangel an Ausdauer. Stets trat der phantastische Zug in N.s Wesen hervor; einer seiner Lehrer äußerte von ihm, er scheine an Größenwahn zu leiden. So wurde der Schulbesuch unterbrochen, und N. trat eine kaufmännische Lehrstelle an.

Bis dahin hatten sich N.s unerlaubte Handlungen zumeist innerhalb der Familie und Schule abgespielt. Als Lehrling veruntreute er alsbald Geldbeträge aus der „Portokasse" und verlor seine Stellung nach etlichen Monaten. Eine zweite Stellung sagte ihm nicht zu, und er blieb nach wenigen Tagen eigenmächtig fort. In einer Gärtnerei untergebracht, lief er auch dort bald davon, geriet in schlechte Gesellschaft, trieb sich umher und wurde schließlich der „Fürsorge-Erziehung" unterstellt.

In der Erziehungsanstalt spielte sich nun ab, was sich später so oft wiederholen sollte. Der Direktor erkannte N.s künstlerische Begabung, ebenso wie sein Begehren nach gesellschaftlichem Aufstieg, und versuchte N.s Leben in beiden Hinsichten in geordnete Bahnen zu lenken. N. fühlte sich als Vorzugsschüler verhältnismäßig wohl, und eine Zeitlang gab es anscheinend keine Klagen über ihn. Durch Vermittlung des Direktors wurde N., obwohl noch Fürsorgezögling, zum Besuch der Kunstgewerbeschule in einer anderen Stadt zugelassen. Hier fehlte ihm der Halt an seinem väterlichen Gönner, und nach kurzer Zeit bereits war N. in ein gerichtliches Strafverfahren verwickelt und mußte die Schule verlassen. In die Erziehungsanstalt zurückgekehrt, zeigte er ein ähnliches Verhalten wie so viele junge Menschen in gleicher Lage. Irgendeine wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzung gab ihm den Anlaß zum Fortlaufen, und die kurze Zeit, welche er alsdann in Freiheit zubrachte, war mit mancherlei unerlaubten Handlungen ausgefüllt.

Mit neunzehn Jahren tauchte N. in Berlin auf, fand Stellung, arbeitete aber kaum, spielte den großen Herrn und machte betrügerische Schulden. Es gelang ihm, zu den gesellschaftlichen Kreisen Zutritt zu finden, die immer

das Ziel seiner Sehnsucht gewesen waren. Der Fürsorgezögling wurde ein beliebter Gast in sehr exklusiven studentischen Verbindungen. In Kleidung, Lebensweise und Auftreten hatte er sich ganz den „oberen Zehntausend" angeglichen. Nur die Mittel dazu stammten aus dunklen Quellen, und schließlich mußte N. sich der drohenden Verhaftung durch die Flucht entziehen. Nun begann eine abenteuerliche Wanderung durch Süddeutschland, Tirol und die Schweiz. Überall machte N. sich strafbar, indem er Zechprellereien und sonstige betrügerische Handlungen beging, und wurde von den verschiedensten Gerichten verfolgt. In der Schweiz verbüßte er eine Gefängnisstrafe von einem Monat, mußte dann das Land verlassen und wurde nun in Deutschland für eine Reihe von früheren Delikten bestraft. Er wanderte von Gericht zu Gericht, von Gefängnis zu Gefängnis. Während der letzten Strafhaft erwarb er sich schnell das Wohlwollen des Gefängnisdirektors und wurde mit der Führung der Bibliothek betraut. Als er alle Strafen verbüßt hatte, trat er, wie eingangs erwähnt, in den Kriegsdienst (1915).

Indem ich alle psychologischen Bemerkungen zum Fall N. auf einen späteren Zusammenhang verschiebe, will ich hier nur den Tenor des Gutachtens im Auszug wiedergeben. Eine geistige Störung im gewöhnlichen Sinne des Wortes war bei N. in keiner Weise feststellbar. Von einem intellektuellen Defektzustand konnte nicht die Rede sein; im Gegenteil hatte ich mit einem Mann zu tun, dessen Intelligenz über dem Durchschnitt stand, und der außerdem beträchtliche künstlerische Gaben aufwies. Die Abweichung von der Norm lag ausschließlich im sozialen Verhalten des Untersuchten. Ich nahm eine tiefgreifende Störung des Gefühlslebens an, aus welcher sich gesellschaftsfeindliche Antriebe herleiteten. Derartige Impulse waren bei ihm selbst unter den günstigsten Verhältnissen jeweils nur für kurze Zeit ausgeblieben; bald waren sie mit offenbar zwingender Gewalt wieder zum Durchbruch gelangt.

Die klinische Deskription spricht in derartigen Fällen von ethischen Defektzuständen. Das herrschende Strafgesetz aber erkennt einen Einfluß solcher Abweichungen des Gefühlslebens auf die Zurechnungsfähigkeit des Menschen nicht an. Das Militärgericht, welches dem Angeklagten mit rühmenswertem menschlichem Verständnis gegenübertrat, konnte die Zurechnungsfähigkeit N.s nicht verneinen und mußte ihn nach dem Wortlaut des Gesetzes zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilen.

Hervorzuheben bleibt noch, daß ich im Gutachten den Zustand N.s auf Grund allgemeiner psychiatrischer Erfahrung als bleibend und unbeeinflußbar bezeichnete.

Wenige Monate nach N.s Verurteilung (im August 1918) ging der Krieg zu Ende, und weder vorher noch während der folgenden vier bis fünf Jahre vernahm ich etwas von ihm. Eines Tages aber wurde ich unter merkwürdigen Umständen von einem bürgerlichen Gericht um ein neues Gutachten über N. angegangen. Er hatte bis zum Frühjahr 1919 eine Reihe von Delikten begangen, die den früheren durchaus ähnlich waren. In dem Strafverfahren, das sich durch mancherlei Umstände jahrelang verzögert hatte, behauptete nun N., die inkriminierten Handlungen bis zum Frühjahr 1919 unter dem alten krankhaften Zwang begangen zu haben. Kurz danach aber seien jene seit seiner Kindheit bestehenden kriminellen Neigungen verschwunden. Er sei in den letzten vier Jahren seßhaft und arbeitsam gewesen und habe sich nie mehr etwas zuschulden kommen lassen.

Waren diese Angaben N.s richtig, so hatte ich mich in der Beurteilung seines Zustandes erheblich geirrt, namentlich hinsichtlich der Prognose. Zunächst bedurfte es jedenfalls authentischer Feststellungen über sein Verhalten seit der Verurteilung vor fünf Jahren. Aus Angaben, welche N. mir persönlich machte, als er sich mir zur erneuten Untersuchung vorstellte, und aus den amtlichen Belegen ergab sich nun folgendes Bild.

N. war bei Kriegsschluß gemäß der weitgehenden Amnestie in Freiheit gelangt. Rasch folgten nun neue Delikte, die in ihrer Art den früheren ähnelten. Von den Umwälzungen, wie sie sich zu jener Zeit auf allen Gebieten abspielten, konnte ein schnell erfassender Kopf wie N. leicht profitieren. Er, der eine lange Untersuchungs- und Strafhaft hinter sich hatte, gewann auch jetzt überall das Vertrauen der maßgebenden Personen, um es freilich bald zu mißbrauchen. So hebt mit der wiedergewonnenen Freiheit für N. auch eine Kette neuer Delikte an. Zu jener Zeit bildeten sich sogenannte Freikorps und andere militärische Organisationen. N. gehörte im Laufe einiger Monate mehreren solchen an. Überall war er gern gesehen; seine Beliebtheit fand ihren Ausdruck darin, daß man ihm stets die Kasse anvertraute. N. beging darauf Unterschlagungen, mußte fortgehen und begann anderswo das Spiel von neuem. Bei einer Organisation glaubte man ihm auf sein Wort, daß er während des Krieges Offizier gewesen sei, und N. tat nun wirklich Offiziersdienst.

Doch die Gelegenheit zu solchem Spiel hörte bald auf, und N. kehrte ins Zivilleben zurück. Vom März bis zum Juni 1919 beging er in alter Weise eine Reihe von Unterschlagungen, Zechprellereien usw. und wurde von mehreren Gerichten gesucht.

Und dann folgt die große Veränderung. Daß N. sich seit dem Juni 1919 nichts mehr hat zuschulden kommen lassen, dafür liegen bestimmte Beweise vor. Seit jener Zeit hat keine polizeiliche oder gerichtliche Behörde ein Verfahren gegen N. eröffnet. Vertrauenswürdige Zeugen bekunden, daß er seither seßhaft und arbeitsam sei. Seine beruflichen Leistungen werden gerühmt. Angesehene Kaufleute, die N. in ihren Betrieb aufgenommen haben, bekunden seine Pflichttreue und seine unbedingte Zuverlässigkeit, insbesondere in allen finanziellen Beziehungen, die durch mehrere Jahre erprobt sei. Beide Zeugen waren über N.s Vorleben wohl unterrichtet und hatten daher ein wachsames Auge auf ihn, fanden aber niemals einen Anlaß zur Klage. N. ist verheiratet und führt das Leben eines gutbürgerlichen Ehemannes; im gesellschaftlichen Leben seines Wohnortes, einer großen Stadt, ist er beliebt und geachtet, ohne jedoch in seiner aus früherer Zeit bekannten Art die Menschen zu „blenden".

An der Tatsache dieses vollkommenen Umschwunges in N.s sozialem Verhalten konnte kein Zweifel bestehen. Entsprachen die Berichte aber der Wirklichkeit, so lief eine derartige Veränderung aller psychiatrischen Erfahrung zuwider. Wenn sich bei einem Individuum die dissoziale Einstellung so früh gezeigt, und wenn dieses Individuum bis zu sechsundzwanzig Jahren sich dem sozialen Leben nicht eingeordnet, sondern ein ausgeprägtes Hochstaplerleben geführt hat, so nötigt uns alle Erfahrung, die Aussicht auf eine spontane Besserung zu verneinen. Wir wüßten auch keine Einflüsse namhaft zu machen, denen wir solche außerhalb unserer Erfahrung liegenden Wirkungen zutrauen könnten. Es müßten schon außerordentliche Umstände sein, mit deren Eintreten man eben praktisch nicht rechnen kann.

Die Lösung des Rätsels liegt auf psychologischem Gebiet. Wir werden uns daher jetzt gewissen Tatsachen in N.s Leben und seiner seelischen Reaktion auf solches Erleben zuwenden müssen. Erwähnt sei an dieser Stelle, daß N. zur Zeit der Beobachtung im Jahre 1918 weniger geneigt war, mit mir auf diese Fragen einzugehen. Damals befand er sich, wie wir nun bald verstehen werden, noch zu sehr in einer trotzig-aufrührerischen Einstellung zu jedem Repräsentanten der väterlichen Gewalt, und damals war ich sein militärischer Vorgesetzter. Im Jahre 1923 dagegen machte er den Eindruck eines Menschen, der es sich in den gegebenen Verhältnissen wohl sein läßt. Er fühlte sich mir bürgerlich gleichstehend und konnte sich mir ohne das frühere Mißtrauen offenbaren. So ergab erst unsere weit kürzere zweite Begegnung manche wichtige, ja grundlegende Er-

klärungen für das soziale Verhalten N.s in früherer Zeit und erklärte den neuerdings erfolgten Umschwung.

Wie erinnerlich, war N. das jüngste unter den vielen Kindern einer in dürftigen Verhaltnissen lebenden Familie. Es muß hinzugefügt werden, daß ihn ein weiter Altersabstand von seinen Geschwistern trennte, die zur Zeit seiner Geburt schon halb oder ganz erwachsen waren. Als ganz kleiner Knabe, aber auch später, hörte er seine Mutter wieder und wieder sagen, wie unwillkommen er ihr als Spätling gewesen sei. Während die älteren Geschwister schon selbst etwas verdienen konnten, war N. der unnütze Esser in der Familie und erfuhr aus lieblosen Bemerkungen, daß er nur als eine Belastung des Familienbudgets angesehen wurde. Jedenfalls fühlte er sich von beiden Eltern und sämtlichen Geschwistern ungeliebt, ja befeindet, ganz im Gegensatz zu der sonst häufigen Verwöhnung spät- oder letztgeborener Kinder. Sein späteres soziales Verhalten stellt in letzter Linie seine psychische Reaktion auf diese Eindrücke seiner früheren Kindheit dar.

Es braucht hier nur an die gesicherte psychoanalytische Erfahrung erinnert zu werden, nach welcher ein Kind an den Personen seiner frühesten Umgebung die ersten Liebeserfahrungen sammelt und selbst lieben lernt. Unter Umständen wie den soeben geschilderten kann eine vollwertige Objektliebe sich nicht entwickeln. Die ersten Versuche des Kindes, die ihm nächsten menschlichen Objekte mit seiner Libido zu besetzen, werden notwendig scheitern, und eine rückläufige, narzißtische Besetzung des Ich wird nicht ausbleiben, während sich den Objekten zu gleicher Zeit eine große Haßbereitschaft zuwenden wird.

Unter diesen Gesichtspunkten wird N.s Verhalten in der Kindergarten- und Schulperiode verständlich. Er verschmäht seine Eltern, so wie sie ihn verschmäht haben. Er wünscht sich reiche Eltern, die ihn nicht als ökonomisch belastenden Faktor ansehen würden. Er zeigt sich schon früh jedem Menschen, der ihm Vater, Mutter, Bruder oder Schwester bedeuten kann, von der gewinnendsten Seite; jeder Lehrer, jeder Mitschüler muß ihn gern haben — eine ständig fließende Quelle der Befriedigung für seinen Narzißmus. Aber die Identifizierung der ihn jeweils umgebenden Personen mit seinen Eltern und Geschwistern geht weiter: er muß die, welche ihn lieb gewonnen haben, enttäuschen, um Rache an ihnen zu nehmen. Daß alle, aber ausnahmslos alle, sich von ihm düpieren lassen, gibt seinem Narzißmus weitere intensive Befriedigung. Unter Anlehnung an eine geläufige Wortbildung verschiedener Sprachen möchte man sagen:

N., der sich in seiner Kindheit ungeliebt fühlte, mußte unter einer inneren Nötigung sich allen Menschen „liebenswürdig", d. h. ihrer Liebe würdig zeigen, um bald danach sich und ihnen zu beweisen, daß er dieses Gefühls unwürdig sei. Wir werden hier an die „Zweizeitigkeit" der Handlungen Zwangskranker erinnert.

Besondere Beachtung verdient N.s brennender Wunsch, der Mittelpunkt eines großen Kreises von Menschen zu sein. Er erklärte mir selbst, daß es sein größtes Vergnügen war, „wenn sich alles um ihn drehte". Ein solcher Zustand war seinem Dasein in der Kindheit wirklich vollkommen entgegengesetzt. Jedesmal freilich tat N. selbst alles, um der Herrlichkeit ein rasches Ende zu bereiten. Ein übermächtiger Wiederholungszwang nötigte ihn, sich immer wieder zum Ausgestoßenen zu machen, wenn er gerade zum Liebling aller aufgestiegen war, — bis eines Tages die von uns noch nicht aufgeklärte große Änderung kam.

Im Juni 1919 zog N. unstet und flüchtig von Stadt zu Stadt, sein Leben mit Hilfe von Zechprellereien und anderen Betrügereien fristend. In diesem Zeitpunkt trat ein glückliches Ereignis ein, dessen besondere Bedeutung für N. dem psychoanalytisch Geschulten sich förmlich aufdrängen muß.

N. machte damals die Bekanntschaft einer Frau, die sich schon im ersten Gespräch für ihn zu interessieren begann. Sie war nicht unerheblich älter als er und war Teilhaberin eines industriellen Unternehmens. Kaum hatte sie von N.s Stellenlosigkeit und Notlage gehört, als sie auch schon für ihn zu sorgen versprach. Er fand in dem Unternehmen, an welchem sie beteiligt war, eine seinen künstlerischen Gaben entsprechende Tätigkeit, hatte mit den sozial angesehensten Personen umzugehen und wurde auskömmlich bezahlt. Zwischen ihm und seiner Gönnerin entwickelten sich engere Beziehungen. Sie war Witwe und Mutter mehrerer bereits halbwüchsiger Kinder. Es kam zur Eheschließung, während N. gleichzeitig in dem geschäftlichen Betrieb zu einem Posten mit voller Verantwortlichkeit aufstieg, der ihm überdies eine ausgezeichnete gesellschaftliche Stellung sicherte. Es gab in diesem Idealzustand bürgerlicher Zufriedenheit nur eine Beunruhigung; diese ging von den noch unerledigten Strafverfahren aus.

Als ich N. im Jahre 1923 wiedersah, hatte sich dieser Zustand des äußeren Glückes und — wie wir hinzufügen dürfen — der inneren Ruhe bereits durch einige Jahre stabil gehalten. Früher hatte N. jede ihm günstige Situation aus zwingenden, unbewußten Antrieben zerstören müssen. Warum blieb jetzt ein solcher Zusammenbruch aus, und warum konnte N. die

günstige Wendung seines Schicksals in voller Eintracht mit einem anderen Menschen genießen?

Wir können die Antwort in eine kurze psychoanalytische Formel bringen. Alle früheren Zustande einer vorübergehenden Prosperität in N.s Leben stellten nichts anderes dar als eine augenblickliche Befriedigung seines Narzißmus. Ein derartiger Zustand aber trug den Keim raschen Verfalls in sich; die Ambivalenz der Antriebe war in N. viel zu stark, als daß er irgendeine Art des seelischen Gleichgewichts hätte erreichen können. Vermutungsweise dürfen wir hinzufügen, daß sich an N.s vorübergehende „Erfolge" starke unbewußte Schuldgefühle knüpften, die ein baldiges Ende des Glücks als Akt der Selbstbestrafung herbeiführen mußten.

Wir haben bereits versucht, das Verharren der Libido im Zustande des Narzißmus aus einem regressiven Vorgang zu erklären, der sich an tief enttäuschende Eindrücke der frühen Kindheitsjahre anschloß. Anders ausgedrückt: N. hatte als kleiner Knabe aus der Ödipus-Einstellung zu seinen Eltern dasjenige Quantum an Lust nicht entnehmen können, das anderen Kindern — wenn auch in sehr verschiedenem Maße — gestattet wird. Es fehlte die mütterliche Zärtlichkeit. Es fehlte die Möglichkeit, den Vater zur Idealgestalt zu erheben; im Gegenteil sehen wir von früh auf den Wunsch nach einem anderen Vater dominieren. Es fehlte auch die Möglichkeit, sich im Ödipus-Kampf gegen den Vater mit Geschwistern zu identifizieren; diese bildeten ja in unserem Falle zusammen mit den Eltern eine Welt von Feinden. So unterblieb die regelrechte Entwicklung des Ödipus-Komplexes. Naturgemäß konnten sich dann auch jene Sublimierungsvorgänge nicht vollziehen, die von einer geglückten Bewältigung des Ödipus-Komplexes zeugen und die Vorbedingung für eine erfolgreiche Einordnung des Individuums in den sozialen Organismus bilden.[1]

Der Umschwung, der sich im Jahre 1919 in N.s Leben vollzog, bedeutet nun nichts mehr und nichts weniger, als das vollkommene Gegenteil der

1) Wir sollten übrigens nicht vergessen, daß die Ödipus-Einstellung, die wir mit gutem Recht als Quelle ernster und nachhaltiger Konflikte im Seelenleben des Kindes und des Herangewachenen betrachten, zunächst eine Quelle wirklicher und phantasierter Lust darstellt. Das Kind lernt aber auf den größten und wichtigsten Teil seiner bezüglichen Wünsche, d. h. auf die sozial verpönten, allmählich verzichten, wenn ihm ein gewisses, eingeschränktes Maß von Lust gegönnt wird. Dies scheint eine dem Kinde unentbehrliche Hilfe zur erfolgreichen Überwindung der Ambivalenz gegenüber den Eltern zu sein. Ist aber dem Kinde alle solche Lust gänzlich versagt, so wird eine günstige Verarbeitung des Ödipus-Komplexes ausbleiben, und alle Libido wird wieder dem Ich zuströmen.

häuslichen Konstellation in seiner frühen Kindheit. Eine Frau, an Jahren ihm überlegen, findet auf den ersten Blick Gefallen an ihm und überhäuft ihn mit Beweisen mütterlicher Fürsorge. Beweise der Liebe gesellen sich hinzu. Niemand steht dieser Liebe zwischen Mutter und Sohn hindernd im Wege, denn der Ehemann jener Frau ist längst verstorben. Da sind aber ein paar Söhne, die doch schon lange vor N. ein Recht auf die Liebe der Mutter hatten. Doch sie bevorzugt ihn, der so spät in ihr Leben eintritt, vor den anderen Söhnen, heiratet ihn und bietet damit ihm, nicht den leiblichen Söhnen, den Platz des verstorbenen Gatten!

N. erlebte also durch diese Frau neben der plötzlichen Versetzung in günstige soziale und finanzielle Verhältnisse eine restlose Erfüllung aller seiner dem Ödipus-Komplex entstammenden Kindheitswünsche. Als ich ihm einen Hinweis auf die offenbare Mutterbedeutung seiner Frau gab, erwiderte N.: „Sie haben sicher recht. Ich habe sehr bald nach dem Beginn unserer Bekanntschaft zu meiner jetzigen Frau ‚Mütterchen' gesagt und bringe es heute noch nicht fertig, sie anders zu nennen." Bei dieser Gelegenheit zeigte sich besonders eine lebhafte Gefühlsreaktion im Sinne von Sympathie und Dankbarkeit. Sie ließ erkennen, daß bei N. jetzt mehr vorlag als eine bloße Befriedigung des narzißtischen Begehrens nach Liebesbeweisen. Ich gewann den Eindruck, daß N. an einer Ersatzperson spät geglückt war, was in der Kindheit nicht stattfinden konnte: die Libido-Übertragung auf die Mutter. Damit soll natürlich nicht eine voll ausgebildete Objektliebe, eine volle Überwindung des Narzißmus behauptet werden, sondern lediglich irgendein nicht näher zu bestimmender Grad der Progression seiner Libido von der narzißtischen Gebundenheit in der Richtung zur Objektliebe. Genaueres ließe sich nur auf Grund einer durchgeführten Psychoanalyse aussagen.

Weiter muß hervorgehoben werden, daß die Gesamtheit der erwähnten Wunscherfüllungen nicht von Schuldgefühlen begleitet ist. Da ist kein Vater zu beseitigen — er ist schon vor langem gestorben. Da ist kein Angriff auf die Mutter nötig; sie kommt ja dem Sohne sowohl im mütterlich-zärtlichen wie im erotischen Sinne entgegen, und dies aus eigenem Antrieb. Da sind keine Geschwister zu bekämpfen; seine besondere Stellung in der neuen Familie wird in vollem Maße anerkannt. So genießt N. zum ersten Male in seinem Leben eine Situation ausschließlicher und — wie wir hinzusetzen müssen — vorwurfsfreier Lust.

Die vollkommene Gewährung aller mütterlich-fürsorglichen wie erotischen Gefühle von seiten einer Mutter-Vertreterin hat den in der Kindheit

unbefriedigt gebliebenen Ödipus-Wünschen eine späte Erfüllung gebracht, hat aber zugleich N.s Libido aus ihrer narzißtischen Gebundenheit hervorgelockt. Und so gelang ihm zum ersten Male ein gewisses Maß von Übertragung seiner Libido auf ein Objekt.

Die im psychologischen Sinne vollkommene Erfüllung einer infantilen Wunschsituation, wie wir sie im vorliegenden Falle geschehen sahen, dürfen wir als ein exzeptionelles Vorkommnis bezeichnen. Niemand konnte mit dem Eintritt dessen rechnen, was hier einmal, wie durch ein Wunder, zum Ereignis wurde. Die pessimistische Voraussage des Gutachtens behält ihre allgemeine Berechtigung, wenngleich sie sich in diesem Einzelfall als irrig erwiesen hat. Und noch in einem anderen Sinne behält sie ihre Berechtigung.

Als N. mich zum letzten Male besuchte, hob er selbst hervor, wie gut es ihm in jeder Hinsicht ergehe. Aber gemäß seiner scharfen Intelligenz sprach er ein Bedenken aus. Er fühle, und er gestehe es sich und mir zu, daß die Dauer des gegenwärtigen Zustandes abhängig sei von seinem (N.s) Verhältnis zu seiner Frau. Würde dieses jemals erschüttert werden, so würden sicher die alten Neigungen wieder aus ihm hervorbrechen, denn zutiefst fühle er, daß die alte triebhafte Unruhe noch in ihm sei.[1]

Es läge nahe, mit Bezug auf den geschilderten Fall von einer „Heilung durch Liebe“ zu sprechen — wenn wir nur sicher sein dürften, daß eine wirkliche Heilung, eine dauernde Veränderung zum Guten vorliegt. Wie dem aber auch sei, der Umschwung im sozialen Verhalten eines Menschen mit einem Vorleben, wie es geschildert wurde, bleibt ein merkwürdiges Phänomen, das nur von der psychoanalytischen Libido-Theorie zu erfassen ist, das im übrigen aber auch aus praktischen Gründen unsere volle Aufmerksamkeit verdient.

In eindruckvollster Weise zeigt der vorliegende Fall, daß wir die hereditäre Belastung, die „Degeneration“ in ihrer Bedeutung für das Entstehen dissozialer und krimineller Antriebe nicht überschätzen sollen. Was die Schulmeinung noch immer mit einseitiger Vorliebe als mit dem Menschen geboren und daher unabänderlich betrachtet, das müssen wir zu einem guten Teil als früh erworben erkennen, d. h. auf die Wirkung frühester psychosexueller Eindrücke zurückführen. Dies aber bedeutet nicht nur die

1) Hier sei das Ergebnis des zweiten Gutachtens (1923) erwähnt. Die letzten unerlaubten Handlungen fielen zeitlich unmittelbar vor den großen Umschwung, waren also in gleicher Weise wie alle früheren zu bewerten, d. h. als Äußerungen eines aus unbewußten Quellen stammenden unwiderstehlichen Dranges.

Korrektur einer irrigen Meinung, sondern gibt uns neue Handhaben, neue Möglichkeiten und Angriffspunkte für die Behandlung der Dissozialen, besonders im jugendlichen Alter. Ich muß mit Genugtuung feststellen, daß ich mich in dieser Hinsicht mit einem so vortrefflichen Kenner dieser Menschengruppe wie Aichhorn in voller Übereinstimmung befinde.

Aichhorns[1] Mitteilungen lassen uns erkennen, welche Bedeutung der positiven Übertragung des Zöglings auf den Erzieher gerade in den Besserungsanstalten zukommt. Er hat mit vollem Recht die Herstellung der Übertragung und ihre Erhaltung zum Angelpunkt der Fürsorgeerziehung gemacht.

Erinnern wir uns der zauberhaften Wirkung der ersten geglückten Übertragung im Falle N., d. h. bei einem bereits erwachsenen Manne, so vermögen wir zu ahnen, welche Ergebnisse eine erfolgreich hergestellte und in richtige Bahnen gelenkte Übertragung bei jugendlichen Individuen erzielen kann. N. hatte freilich das Glück, als Fürsorgezögling einen humanen und verständnisvollen Erzieher zu finden. Was aber diesem Manne trotz ernster Anteilnahme an N.s Schicksal nicht gelang, das war die Herstellung einer nachhaltigen Übertragung; das Fehlen einer festen Bindung des Gefühls ließ N. immer wieder rückfällig werden und dauerhafte Trieb-Sublimierungen nicht zustande kommen. Solche vollzogen sich erst, als N.s Libido sich zum ersten Male nachhaltig auf eine Person übertragen hatte.

Gerade wir Praktiker der Psychoanalyse haben oft beklagt, daß unser therapeutisches Wirken sich stets nur auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Personen erstrecke, daß es wohl in die Tiefe des Einzelfalles, aber nicht genügend in die Breite der menschlichen Gesellschaft dringe. Wenn Aichhorns Auffassung zutrifft, daß im allgemeinen durch die Herstellung der Übertragung eine ausreichende Grundlage für die Beeinflussung der dissozialen Jugendlichen gegeben sei, während nur die mit neurotischen Störungen komplizierten Fälle eine regelrechte psychoanalytische Behandlung erfordern, so läge hier ein Gebiet vor uns, auf welchem die an Neurotikern gewonnenen Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung und Praxis zu umfassender Auswirkung gelangen könnten. Was Aichhorn uns vorführt, ist ein vielversprechender pädagogischer Vorstoß, zu welchem Freuds Psychologie ihm das Rüstzeug geliefert hat. Der warmherzige Eifer, mit welchem er dieses Erziehungswerk auszugestalten versucht, verdient bewundernde Anerkennung.

1) „Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung." Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XIX, 1925.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die Schicksale unseres Hochstaplers! In den Psychoanalysen Neurotischer stoßen wir oft auf die Folgen früher Verzärtelung, durch welche die Liebesansprüche des Kindes in unzweckmäßiger Weise hochgezüchtet wurden. Unter den „Dissozialen“ wird uns vielleicht häufiger ein anderes Schicksal der Libido im frühen Alter begegnen. Es ist die Entbehrung an Liebe, welche, einer seelischen Unterernährung vergleichbar, die erste Vorbedingung für die Entstehung dissozialer Züge schafft. Es bildet sich ein Übermaß von Haß und Wut, das ursprünglich gegen einen engen Personenkreis gerichtet, später der sozialen Gesamtheit gilt. Wo solche Vorbedingungen gegeben sind, da wird eine der sozialen Anpassung günstige Entwicklung des Charakters spontan nicht zustandekommen können. Der narzißtischen Regression der Libido, wie wir sie im Falle N. annehmen mußten, wird auch eine Hemmung der Charakterbildung, ein Stehenbleiben auf niederer Stufe entsprechen.

Es wird nicht ausbleiben können, daß diesen Ergebnissen der Psychoanalyse allmählich auch von kriminalistischer Seite die ihnen gebührende Beachtung zuteil werden wird. In neuester Zeit hat Reik in seinem Buch über „Geständniszwang und Strafbedürfnis“ umfassende Untersuchungen über das Schuldgefühl angestellt und damit eine wichtige Verbindung zwischen der psychoanalytischen Neurosenforschung und der Kriminalistik angebahnt. Nach zwei Richtungen hin kann die Wissenschaft vom Verbrecher und Verbrechen aus den psychoanalytischen Lehren Nutzen ziehen. Die Psychoanalyse liefert der Kriminalistik neue psychologische Gesichtspunkte für das Verständnis der sie beschäftigenden Personen. Außerdem aber erscheint die Behandlung jugendlicher Dissozialer mit Hilfe der Psychoanalyse oder im Geiste der Psychoanalyse als ein aussichtsvoller Weg zur Verhütung krimineller Handlungen.

Zur Herstellung dieser Brücke zwischen Psychoanalyse und Kriminalistik möchte auch die vorliegende Mitteilung einen Baustein beigetragen haben.

Gustav Theodor Fechner

Vortrag in der Ungarischen Psychoanalytischen Vereinigung, 1924

Von Dr. Imre Hermann (Budapest)

So ist der Mensch Fremdling in seinem Geiste und irrt darin herum, dem Zufall folgend oder mühsam am Faden des Schlusses seinen Weg suchend, und vergißt oft seine besten Schätze, die abseits von der leuchtenden Spur des Gedankens versenkt liegen im Dunkel, was des Geistes weites Gefilde deckt. Aber im Augenblicke des Todes, wo eine ewige Nacht das Auge seines Körpers überzieht, wird es zu tagen beginnen in seinem Geiste . . .

(Fechner, Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. 1836.)

Schwarzer Vogel, was willst Du auf dem Baum?
Schwarzer Vogel, was willst Du in meinem Traum?
Bis in mein Herz, das kranke, das kranke,
Kommst Du und nistest, ein schwarzer Gedanke;
Ach Jugend, ach Lenz! so grün, so grün!
Da, wo er nistet, will nichts mehr blühn.

(Dr. Mises [= Fechner], Gedichte, 1841, „Der schwarze Vogel".

A

Biographisches

Die schwere Krankheit in den Jahren 1840—1843

Fechners Name ist dem Physiker, dem Philosophen, dem Ästhetiker, dem Theosophen, dem Psychologen und auch dem Psychoanalytiker wohl bekannt. Auch schönliterarisch war dieser Gelehrte vom besten Schlage tätig. Daß der Name Fechner dort, wo man sich auf andere Namen beruft [z. B. auf Nietzsche: Wiederkehr des Alten; Entwicklung der Erde aus einer organischen (kosmorganischen) Ursubstanz], dennoch meistens ungenannt bleibt, ist die Folge eines Charakterzuges, der auch vom Biographen (Fechners Neffe, J. E. Kuntze)[1] in der Einleitung vorangestellt wird: die Stille und Kindlichkeit seines Lebens.

1) Kuntze: Gustav Theodor Fechner (Dr. Mises). 1892.

Zuallererst seien einige biographische Daten vorangeschickt. Fechner wurde am 19. April 1801 geboren, er hatte einen anderthalb Jahre älteren Bruder und drei jüngere Schwestern. Er war nicht ganz fünf Jahre alt, als der mütterliche Großvater und nicht viel mehr als fünf Jahre, als der Vater starb. Vater Fechner empfing den Keim seines frühen Todes angeblich durch Überanstrengung beim Aufheben eines schweren Kommodenkastens. Er lag zwei Jahre lang (also etwa vom dritten Lebensjahre des Sohnes an) auf dem Siechbett, versah trotzdem mit der größten Anstrengung sein Pfarramt, „einmal bestieg er noch vom Bett aus die Kanzel, um alsbald von da wieder sich zu legen". Die jüngste Tochter, Clementine, wurde einige Tage vor seinem Tode geboren, er taufte sie noch vom Krankenbett aus. Der analytische Spürgeist wird schon hier stutzig. Welche Folgen könnte wohl dies Ereignis — der Vater liegt krank, dann wird ein Kind auf die Welt gebracht, dann stirbt der Vater — vermutlich gerade zur Zeit der Überwindung des Ödipus-Konfliktes (mit fünf Jahren) gehabt haben. Stand dieses Ereignis nicht der späteren normalen Libidoentwicklung hemmend entgegen, und wird das empfindsame Kind dadurch nicht mit einem Übermaß von Schuldgefühl beladen? Vielleicht — wenn er ein Kind war, wie die übrigen es sind, so ist diese Bemerkung wohl überflüssig — wollte er selber ein Kind haben und die Stelle des Vaters für sich beanspruchen. Und da kam ein Kind (vom Vater?), aber der Vater starb, verließ die Familie.

Des Schulbesuchs wegen kam Fechner ein halbes Jahr nach dem Tode des Vaters zu seinem Onkel, verließ also die Mutter, die er erst vom Jahre 1814 an wöchentlich einmal besuchen konnte. Erst im Jahre 1815 vereinigte sich die vaterlose Familie wieder, doch nur auf zwei Jahre; in der Zeit von 1817—1824 lebte er wieder fern von der Mutter. Da entschloß sich die Mutter, mit den noch ledigen zwei Töchtern zum Sohne nach Leipzig zu übersiedeln, um ihn dem Einfluß einiger zweifelhafter Freunde zu entziehen. Und das ist das zweite, was uns stutzig machen muß. Was waren das für Freundschaften? Über einen „unheimlichen" Freund — namens Schultze — erfahren wir, er habe eine dämonische Wirkung, einen faszinierenden Einfluß auf Fechner ausgeübt. Und ein anderer Freund schreibt ihm einen Brief (schon aus dem Jahre 1825) mit folgendem Inhalt: „. . . Du willst glauben, daß Du mir etwas sein könntest! Lieber Bruder, Du kannst mir nicht etwas sein, Du bist mir es ja schon und warst es immer, wenn auch nicht etwas, doch viel. Sonderbar ist es, Müller ist im Ganzen offener gegen mich, als gegen Dich . . ., aber ich habe eine

andere Liebe für ihn, als für Dich, letztere möchte ich bloß mit dem unwiderstehlichen Gefühle vergleichen, das das Weib zum Manne zieht. Es ist mir, als müsse ich mich an Deiner Kraft und an Deinem Wesen stützen, um den Haltpunkt nicht zu verlieren . . . Sei des versichert, daß kein Schulze, Nauwerk, Weisse Dich so lieben kann, als ich, selbst Müller und Spielberg nicht. Sieh, mich fesseln ja tausend Bande an Dich, und das zarteste, das Bruderband, da wir ja Eine Mutter mit gleicher Kindesliebe umfassen, da Deine Schwestern auch meine Schwestern sind."[1] Ist das nicht die offene Erklärung einer homosexuellen Bruderliebe? Als letztes Argument wird auch noch an die Liebe zur Mutter erinnert. Wenn wir die bloßen Daten der Biographie überblicken, so sehen wir, was diese Liebe zur Mutter bei Fechner bedeutete. Im selben Jahre, aus dem der obige Brief stammt, erschien Fechners kleine „Skizze" über die „Vergleichende Anatomie der Engel" (unter dem Pseudonym Dr. Mises[2]), und darin heißt es:

„Es wäre freilich gut gewesen, wenn der Mensch sowohl Hände als Flügel erhalten hätte. Allein das ging nicht . . . Die Fabel stellt dies so dar: Die Erde sprach zum Dämon oder schöpferischen Geiste, der herrschend durch die Natur schreitet: laß mir meine Kinder, die ich gezeugt, die ich nähre und pflege; warum willst du sie von mir nehmen?

Nein, sagte dieser, wenn sie bei dir bleiben, so wird nichts aus ihnen, das Kind muß von der Mutter, seine Bildung zu vollenden. Er wies nach der Sonne: dorthin bring' ich deine Kinder. Die Erde aber wollte ihre Kinder nicht von sich lassen.

Und der Dämon sprach zum Stein: du kannst bei deiner Mutter bleiben und ihre blinde Zärtlichkeit sättigen, aus dir wird ohnehin kein Engel; aber zur Pflanze: komm heraus aus deiner Mutter Schoß; die Sonne schickt dir ihre Boten und ruft dich zu sich in ihr warmes, buntes Reich. Die Pflanze folgte der Lockung und suchte sich der Mutter Schoß mit Gewalt zu entwinden, die ihr immer rief: Kind, bleib bei mir, die Sonne lockt dich wohl mit glänzenden Verheißungen, aber sie nährt und pflegt dich nicht wie ich. Und sie betaute die von ihr Strebende mit ihren Tränen und hielt sie gewaltsam an der Wurzel fest; denn sie dachte: lasse ich mein Kind fort, so verschmachtet es mir ja in der Sonne.

1) Kuntze, S. 36.

2) Was kann dieses Pseudonym bedeuten? Als Pseudonym überhaupt ist es ein Ausfluß der Dual-Einstellung (s. Abschnitt D); gerade dieses Pseudonym erinnert an den Familiennamen der Mutter (Fischer) und durch die Vokale an die Namen der Schwestern (Emilie, Mathilde, Clementine — der Bruder hieß Eduard). Auch der Konsonant *M* ist ein gemeinsamer Bestandteil der drei Mädchennamen. Inhaltlich will es vielleicht der gedrückten Stimmung Ausdruck verschaffen.

Da trat der Dämon abermals zur Erde und sagte: das Kind ist reif zu einer höheren Schule; nun halt es nicht länger! Sie ließ es nicht, da riß er's ihr gewaltsam aus dem Schoße. Aber die Mutter haschte danach und ergriff es noch an den Fußen. Wie das menschliche Weib ihr Kind im Arme, noch an den Füßen hält, wenn es gleich fortstrebt und ihre Liebe verachtet, so hielt sie ihr Geschöpf, das sich dem Rufe zu folgen sehnte, noch fest und reichte ihm den allernährenden Busen, es an sich zu fesseln.

Wiederum trat der Damon zur Erde und sagte: Jetzt gib mir dein Kind, denn es ist Zeit, daß ich es ins Reich des Lichtes bringe, wo es zum Engel werde. Ach, sagte die Erde, was hilft mir's, wenn's ein Engel geworden ist und ich's nicht mehr an meinen Busen drücken kann. Er aber war taub gegen ihr Flehen, faßte das Kind, ihr's zu entziehen und entriß ihr noch zwei Füße gewaltsam. Da aber ward die Mutterliebe mächtiger als des Dämons Gewalt, und er vermochte nicht, ihr die übrigen zu entziehen.

Wohl sagte er, unvernünftige Mutter, behalte dein Kind, und laß es in deinem Schoße ein unentwickelter Krüppel bleiben. Aber trage zugleich die Strafe deiner Affenliebe; und er faßte die beiden Füße, die er in seine Gewalt bekommen hatte, und machte die Flügel des Vogels daraus . . .

Da ward der Dämon sehr zornig, und faßte die Flügel und machte Hände daraus, und sagte zum Kinde: schlage deine Mutter, weil sie dich nicht von sich lassen will, und zwinge sie damit, dir die Nahrung zu reichen, die sie dir vorher nur aus eigennütziger Liebe reichte, daß ihr auch der letzte unverdiente Trost verloren gehe. Hätte sie dich von sich gelassen, so brauchtest du ihre grobe Nahrung nicht mehr; sondern wohntest dort im Lichte, und wärst ein schöner Engel.

Der Mensch erfüllt mit seinen Händen den Fluch, den der Dämon gegen seine Mutter aussprach." [1]

Diese Worte enthalten ja eigentlich eine Anklage gegen die „Affenliebe" der Mutter und sind ein Ausdruck der Sehnsucht nach Licht, nach der Sonne — nach dem Vater. Die Mutterliebe ist hier als eine passive Liebe, als ein Geliebtwerden durch die Mutter dargestellt. Doch ist die Zeit nicht fern, wo sich diese progressive Richtung zum Licht in eine regressive umkehrt!

Im Jahre 1830 verlobte sich Fechner, nach drei Jahren heiratete er. Zu dieser Zeit fühlte sich der junge Professor schon ziemlich elend, er „schleppte" sich aber einige Jahre noch fort, bis endlich im Jahre 1840 seine merkwürdige Krankheit mit voller Kraft ausbrach und bis zur im Jahre 1843 eingetretenen noch merkwürdigeren Genesung dauerte. Fechner selbst berichtet über diese Krisis seines Lebens in einer aus dem Jahre 1845 stammenden Krankheitsgeschichte. [2] Bevor wir uns aber mit den Daten

1) G. Th. Fechner (Mises): Kleine Schriften, S. 149—151.

2) Kuntze, S. 105—125.

dieser Selbstbiographie beschäftigen, wollen wir einen Blick in eine im Jahre 1846 herausgegebene Schrift des Dr. Mises „Vier Paradoxa", und hier in den Aufsatz „Der Raum hat vier Dimensionen" werfen. Dort heißt es:

„Zunächst mache ich darauf aufmerksam, daß fast alle Bewegungen in der Natur hin und her gehend sind. Das Pendel schwingt hin und wieder, die Saite schwingt hin und wieder, der Äther im Licht schwingt hin und wieder; der Mensch läuft auch hin und wieder; ja jedes Bein für sich schwingt dabei hin und wieder. Es erscheint also von vornherein mehr als wahrscheinlich, daß auch die Bewegung der Welt von einer gewissen Zeit an wieder rückläufig werden wird, so daß alles, was schon geschehen ist, noch einmal in umgekehrter Richtung geschehen wird; da zumal man sonst der Natur den Vorwurf zu machen hätte, daß sie nur eine einseitige Richtung verfolge, während ihr doch zwei zu Gebote stehen. Jedes Rad, was vorwärts rollt, kann doch auch rückwärts rollen, und es ist wunderlich, da man stets vom Rad der Zeit gesprochen, daß man nie an diese Rückwärtsbewegung gedacht hatte.

Gesetzt nun, eine solche begönne von einem gewissen Zeitpunkte an einzutreten, so leuchtet ein, daß alle Gräber sich auftun und alle Menschen, die je gestorben sind, wieder auferstehen werden, und wenn jemandes Knochen noch so weit zerstreut liegen, sie werden sich wieder zu einem lebendigen Leibe zusammenfinden; jeder wird von Tag zu Tag jünger werden; es wird gar kein Altern mehr geben, sondern das ganze Leben in Verjüngung bestehen; endlich wird jeder in seinen Mutterleib zurückkehren, mit der Mutter wird es desgleichen gehen, und so wird immer weiter zurück jedes Elternpaar seine Kinder und Enkel wieder einsammeln, die Juden also auch alle richtig wieder in Abrahams Schoß gelangen, bis endlich die ganze Aussaat der Menschheit sich in Adam und Eva wie in zwei Säcken wieder beisammenfinden und ins Paradies wieder zurückgebracht sein wird, worauf auch Eva wieder in Adam einkriechen und sich in eine Rippe Adams verwandeln, Adam aber von Gott ergriffen und zu einem Erdenkloß zusammengeballt werden wird; wonach dann Gott noch die ganze Erde und Meer, und Sonne und Sterne in seine Einheit aufnehmen wird." [1]

Derselbe Gedanke erscheint aber schon in einer Schrift aus dem uns bereits bekannten Jahr 1824, unter dem Sammeltitel „Stapelia mixta", wo Dr. Mises sich mit dem Gedanken einer „verkehrten Welt" herumspielt. In einer solchen Welt bestünde die Geburt darin, daß Würmer und Pflanzen Stoffe von sich geben, aus denen ein Greis zusammengebacken wird, der jünger, zuletzt kindisch wird, in den Windeln schreit und sein Leben beendet, indem er in den Leib eines Weibes hineintritt, der Zeugungsakt endlich wird zum Tode selbst. In dieser verkehrten Welt würde „regressiv

1) Kleine Schriften, S. 184, 185.

die Welt in Gott übergehen". Und alles das sei verständlich, denn „jedes Wort, das sich vorwärts aussprechen läßt, läßt sich auch rückwärts aussprechen."[1]

Was sagt nun aber die „Krankheitsgeschichte"? Sie fängt mit dem Geständnisse an, daß Fechner sich schon frühzeitig zu Grübeleien in der Philosophie angetrieben fühlte; den Studentenjahren kaum entwachsen, glaubte er schon „am Wege zu sein, das Geheimnis der Welt und ihrer Schöpfung zu entdecken". Er glaubte stets am richtigen Wege zu sein und gelangte doch nie zu einem sicheren Ziele. Er zerbrach sich den Kopf vom Morgen bis Abend und auch in manchen Nächten, um festen Fuß zu gewinnen, war aber nie mit seinen Resultaten zufrieden. — Nur eine kleine Anmerkung mag hier, als Unterbrechung, gestattet werden: das Geheimnis der Welt und ihrer Schöpfung ist ja eben das frühkindliche Geheimnis von der Erzeugung der Kinder, das bei Fechner eine so merkwürdige, mit Schuldgefühl beladene Scheinlösung fand. Das Schuldgefühl verlor auch jetzt nicht seine Wirkung: er fing bald an, einige Nachteile dieser geistigen Anstrengung zu spüren, es entstand ein regelrechtes Zwangsdenken, er konnte seinen Gedanken nicht mehr willkürlich Einhalt tun, „immer und unter jeder Umgebung kehrte er zu denselben Gegenständen zurück, und weder Spaziergänge, noch Gesellschaften, noch sonst andere Arten der Zerstreuung gewährten mir eine Erholung."

Dann wurden diese Anstrengungen durch Anstrengungen, genügend Geld zu verdienen, abgelöst. Er studierte auch privatim weiter und zerbrach sich über mathematische Ableitungen den Kopf wieder oft so sehr, daß er Kopfschmerzen bekam, doch, trotz aller Anstrengung und alles Fleißes kam er verhältnismäßig nur langsam vorwärts. Da ereignete es sich, daß ein Professor der Physik in Leipzig starb und sich ihm dadurch die Aussicht auf diese Stellung eröffnete. Nun „war der Zustand meines Kopfes schon so schlimm, daß ich lange Bedenken trug, mich um diese Stelle zu bewerben, und selbst, nachdem ich schon dazu ernannt worden, nur durch einen besonderen Umstand verhindert wurde, sie wieder aufzugeben". — Wir werden hier unwillkürlich an den Vater erinnert, dessen Tod dem Sohne die Erfüllung seiner Ödipus-Wünsche näher rückte. Und diese Annahme wird noch dadurch gestützt, daß wir erfahren, daß der Antritt der Professur auf Oktober 1834 fällt, und eine Ursache der Annahme dieser Stellung die dadurch ermöglichte Verheiratung war. Fechner

1) Kleine Schriften, S. 227—229.

verlobte sich nämlich Ende des Jahres 1830; der Ehebund wurde dann am 18. April 1833 — einen Tag vor seinem Geburtstag — geschlossen. Die Ehe schadete aber seiner Gesundheit, sein Zustand verschlechterte sich, er wurde schlaflos, es traten Anfälle gänzlicher Abspannung und völligen Lebensüberdrusses auf. So schleppte er sich einige Jahre fort, und man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, wie wenn es gerade die Ehe gewesen wäre, die ihn „gänzlich unfähig, es zu froher Stimmung zu bringen," machte und in ihm „ein Gefühl völlig mangelnder Lebenskraft" hervorrief.

Bei so einem Schicksal sind wir gewöhnt, eine unbefriedigte Libidoregung vorzufinden. War Fechner unbefriedigt? Wir können in die verborgensten Winkel dieser menschlichen Seele nicht hineinblicken. Eines ist sicher: Fechner sagt, seine „Ehe war und ist, abgesehen von der Kinderlosigkeit, eine sehr glückliche".[1] Er äußert sich aber auch in dem Sinne, daß er „von Glück in seinem Leben nicht viel sagen kann, und der größere Teil desselben war mehr trübe als heiter".[2] Wir wollen von der Kinderlosigkeit nicht absehen und fragen, warum denn die Kinderlosigkeit eine so nachhaltige Wirkung gehabt hatte? Er war von Verwandten und Bekannten umgeben, die sich eines großen Kindersegens rühmen konnten; sein väterlicher Großvater hatte elf, sein mütterlicher Großvater vier Kinder, seine Frau war das mittlere unter sieben Kindern, die Schwester Emilie wurde mit sechs Kindern Witwe — aber sein Bruder Eduard blieb unverheiratet, ebenso wie die beiden Onkel Fechner. Es kam dazu, daß mit dem Tode „unseres Fechner dieser Name für uns auf den Aussterbeetat gesetzt war",[3] d. h. aber, daß es seine Pflicht gewesen wäre, für Nachfolger zu sorgen; doch das verhinderten vielleicht die Umstände, sicher aber sträubten sich die inneren Schuldgefühle dagegen.

In der Krankheitsgeschichte entrollt sich uns ein Bild, das seinem ambivalenten Wunsch mit immer kräftigeren Worten Ausdruck verleiht, ein Kind zu bekommen.

Der erste „neue schwere Schlag", der ihn traf, bestand darin, daß die Kraft seines Auges rapid zu sinken anfing. Er hatte von Jugend an sehr

1) Kuntze, S. 331.
2) Kuntze, S. 330.
3) Kuntze, S. 309. — Man vergleiche dieses Krankheitsmotiv und die Krankheitssymptome mit dem Fall Schreber, auf welchen wir hier generell verweisen wollen. (Freud: Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia [Dementia paranoides]. 1911. Gesammelte Schriften, Band VIII.) Besonders mache ich auf das Gleichnis Sonne = Vater aufmerksam.

gute Augen gehabt, doch sein Nervenleiden brachte auch hier eine Änderung. Anfangs sah er die Gegenstände mit einem Saum umgeben, dann schwächte er sich selbst die Augen durch Versuche über subjektive Farbenerscheinungen, die er mit großer Ausdauer fortsetzte und wobei er oft Veranlassung hatte, durch gefarbte Gläser in die Sonne zu sehen. (Die Arbeit darüber erschien im Jahre 1838.) Diese Versuche brach er zur Schonung der Augen ab, begann andere Versuche, wo er jedoch durch ein enges Diopterloch durchblicken mußte, und zwar tagelang fast ununterbrochen, öfters bis in die Dämmerung dauerten diese Experimente. „Hiedurch erhielt die Kraft meines Auges den letzten Stoß. Es war im Jahre 1840." — Die Augen vertrugen also den Anblick des ersehnten Vaters nicht — sie wurden schwach, auch als Symbol der Zeugungsunfähigkeit. Nun wurde er ein Kind, und zwar eines, das das Licht — den Vater — fürchtet.[1] „Lichtscheu und Unfähigkeit, das Auge zum Lesen und Schreiben zu gebrauchen, trat ein. Anfangs war diese Lichtscheu mäßig; durch nicht hinreichende Vorsicht gegen das Licht aber stieg sie immer mehr; ich mußte mich immer mehr auf das Zimmer beschränken; der Gebrauch blauer Brillen wurde nicht vertragen; bald konnte ich nur noch mit einer Binde vor den Augen ausgehen . . ." Er selbst fand sich (nachträglich) geistig unbeholfen in dieser Zeit. Seine Kopfschwäche nahm stets noch zu. Solange die Lichtscheu es gestattete, ging er bei trübem Wetter und später abends oder mit verbundenen Augen auch bei Tag sehr viel spazieren und unterhielt sich während dieser Zeit damit, daß er lyrische Gedichte machte. Der größere Teil seiner Gedichtsammlung entstand in dieser Zeit.[2] Er hatte verschiedene Kuren, auch eine hypnotische (tierischer Magnetismus), doch alles ohne Erfolg versucht.

Ende des Jahres 1841 schloß sich dann noch eine andere Unfähigkeit den schon vorhandenen an. Seine Verdauung war schon seit Jahren „schwach", so daß er im Jahre 1835 nach Gastein, im Jahre 1839 nach Ilmenau fuhr, um die Kur zu gebrauchen. Von dem Ilmenauer Aufenthalt hat Fechner folgende interessante Erinnerung nach Hause gebracht:

Der Rittergutsbesitzer Siegfried und sein Schwager, ein Oberlandesgerichtsrat, ein paar ältliche, sehr gesetzte Männer, von denen der erstere wegen

1) Im Traumleben war er immer ein solches! „Auch träumte ich nie in Farben, sondern alle meine Erlebnisse im Traume erscheinen mir wie in einer Art Dämmerung oder Nacht vorgehend." Die Erinnerungsbilder traten ebenfalls meistens farblos auf, Ausnahme z. B. „durchschnittene Eier auf Spinat". Erinnerungsbilder traten bei geschlossenen Augen sehr undeutlich auf. (Elemente der Psychophysik, II, S. 464, 465.)

2) Vgl. diesen Betätigungswandel mit derjenigen von Benvenuto Cellini. Imago X, Heft 4.

Schwerhörigkeit, letzterer wegen Blindheit die Wasserkur brauchten, erzählten folgendes: Eine alte Frau in ihrer Heimat kurierte Wahnsinnige und andere Kranke durch folgendes Mittel. Zur Zeit des abnehmenden Mondes spaltete sie eine junge Eiche, band die getrennten Teile oben zusammen und hielt sie dann (in gebogener Form) auseinander. Durch die so entstandene Öffnung zwischen den getrennten Hälften mußte der Kranke zweimal von derselben Seite her durchspringen, dies nach vier Wochen wiederholen und nach abermals vier Wochen nochmals. Jedesmal folgte noch Händeauflegen und Gemurmel. Beide versicherten ganz ernsthaft, daß auch sie diese Kur versucht hätten. Es kam mir unglaublich komisch vor, mir diese gesetzten Männer durch die von dem alten Weibe auseinandergehaltene Eiche so gläubig durchspringend zu denken. Sie versicherten, das Mittel habe bei Verrückten oft gegeholfen. Ihr Übel aber war nicht kuriert worden.[1] Fechner wußte noch nicht, daß er dieselbe Kur — dem Sinne nach — auch versuchen werde und daß sie ihm helfen würde.

Wie schon erwähnt, kam im Dezember des Jahres 1841 die seit Jahren schon schwache Verdauung gänzlich zum Stillstand. Er konnte nichts mehr zu sich nehmen, „nichts mehr genießen", weil er nichts mehr verdaute. Alles schien sich in Blähungen aufzulösen. Ohne Speise und ohne Trank soll er so mehrere Wochen zugebracht haben, ging dabei anfangs noch herum, so daß er wie ein Skelett abmagerte und sich vor Schwäche schließlich niederlegen mußte; er hielt sich für einen Totgeweihten. — Es ist nicht schwer, in diesen Symptomen einerseits eine Identifizierung mit dem kranken Vater, der sich überanstrengte, das Bett hüten mußte, doch dabei seine Agenden mit aller Anstrengung verrichtete, ein Kind zur Welt brachte und dann starb, anderseits eine anale Verkörperung des Kindeswunsches mit darauf folgendem Schuldbewußtsein und Selbstbestrafung zu erblicken.

Er aß damals nur etwas säuerliches Obst, saure Gurken, eingemachte Kirschen. Natürlich waren diese — bei schwangeren Frauen oft beliebte — Speisen nicht genügend, um die Bedürfnisse des Körpers zu decken. Da kam eine ziemlich wunderbare Rettung: Eine Bekannte träumte von der Zubereitung eines Gerichtes, — stark gewürzter, roher Schinken, mit etwas Rheinwein und Zitronensaft — das ihm zusagen würde. Und so geschah es auch. Durch längere Zeit war das seine Nahrung, dann lernte er auch andere stark reizende und gewürzte Fleischsachen und säuerliche Getränke vertragen. Seine körperlichen Kräfte nahmen zu, und sein Geist befand sich in einer Art heiterer Aufregung, wie er sie sonst niemals gekannt

1) Kuntze, S. 86, 87.

hatte. Doch allmählich kam wieder alles in das alte Geleise zurück. — Es war so, wie wenn er — eine kurze Zeit lang — über eine glückliche Geburt gejubelt hätte, wie wenn er im Wochenbette gelegen wäre!

Im Sommer 1842 besserten sich auch die Augen etwas, doch der Kopf wollte nicht arbeiten. Im November 1842 nahm die Schwäche seines Kopfes so zu, daß er weder richtig nachdenken, noch den Gedanken anderer folgen konnte, ohne lästige Gefühle im oder am Kopfe mitzufühlen, die ihn vor weiterer Fortsetzung warnten. „Auch mit mir selbst durfte ich mich nicht unterhalten wollen. Jedes Besinnen auf etwas Vergangenes, jedes willkürliche Verfolgen eines Gedankenganges brachten ebenfalls lästige Gefühle hervor, die mir die gänzliche Zerstörung meiner geistigen Kraft zu drohen schienen, doch merkwürdigerweise (wahrscheinlich wegen einer Art Reflex nach außen) mehr äußerlich als innerlich ihren Sitz zu haben schienen." Wir möchten in dieser Erscheinung mehr als einen bloßen Reflex sehen, ist sie nicht das Gefühl des umhüllenden mütterlichen Körpers?[1] — ist der Kinderwunsch nicht auf eine noch tiefere Schichte regrediert, wo bereits er das Kind in der Mutter wäre?

Hören wir die Krankheitsgeschichte weiter an: Dieser lästige Zustand nötigte ihn zur „gänzlichen Absperrung von allem Umgange mit anderen Menschen. Selbst die Gespräche mit der Frau wurden sehr eingeschränkt. Meine Mutter und Schwestern besuchten mich wohl zuweilen, aber das Gespräch mit ihnen mußte sich fast ganz auf Erkundigungen nach dem wechselseitigen Befinden beschränken". Die Lichtscheu nahm wieder zu, „so daß es fast finster in der Stube sein mußte; mitunter stellten sich in Augen und Zähnen Schmerzen ein", auch die Verdauung nahm wieder ab, Sorgen für die Subsistenz verdrossen die Stimmung, Zwangsgedanken marterten ihn. „Es waren oft die unbedeutendsten Dinge, die mich auf solche Weise packten und es kostete mich oft stunden-, ja tagelange Arbeit, dieselben aus den Gedanken zu bringen." Sein Inneres war gewissermaßen in zwei Teile, in sein „Ich und die Gedanken" geteilt. „Ich kam mir dabei manchmal vor wie ein Reiter, der ein wildgewordenes Roß, das mit

1) Auch auf Anstrengungen des Kopfes beruht die Empfindung, wie wenn der Kopf ein Hindernis wegschaffen wollte. Es heißt in den „Elementen der Psychophysik", II, S. 484: „Bei einem früheren krankhaften Zustande, wo ich nicht das geringste, anhaltende Nachdenken vertrug und noch gar keine Theorie mich bestimmen konnte, nahmen die deutlich in der Kopfhaut, namentlich des Hinterkopfes, gespürten Muskelgefühle bei jedem Versuche des Nachdenkens einen krankhaften Charakter an." — Vgl. O. Rank: Das Trauma der Geburt, 1924, S. 51, auf das wir hier auch generell verweisen.

ihm durchgegangen, wieder zu bändigen versucht, oder wie ein Prinz, gegen den sich sein Volk empört, und der allmählich Kräfte und Leute zu sammeln sucht, sein Reich wieder zu erobern." Zur Erleichterung versuchte er mechanische Beschäftigungen, „drehte Schnürchen, zupfte Fleckchen, schnitt Späne, schnitt Bücher auf, wickelte Garn und half bei den Küchenvorbereitungen mit Linsenlesen, Semmelreiben, Zuckerstoßen, Schneiden von Möhren und Rüben u. dgl., teils zu Hause, teils bei der Mutter", wo er gegen Abend einige Stunden zubrachte. Dann machte er auch Fingerübungen am Klavier. Der religiöse Vorsatz, sein Leiden zu tragen, so lange ihm die Kräfte reichen, blieb durch seinen ganzen Leidenszustand unverändert bestehen. Er wünschte sich tausendmal den Tod, dachte aber auch daran, sein „jetziger abgeschiedener Zustand sei nur ein Puppenzustand, aus dem er verjüngt und mit neuen Kräften noch in diesem Leben hervorgehen könnte", doch fühlte er auch das Vergebliche dieser Hoffnung. Im Jänner 1843 wurde er durch eine kurzdauernde Besserung getäuscht.

Um Johanni (Ende Juni, Sonnenwende!) mußte Fechner in sein altes Häuschen, in seine frühere Wohnung (!), zurück. „Jetzt stand mir die härteste Zeit meines Lebens bevor. Die Lichtscheu meiner Augen wuchs so sehr, daß ich merklich gar kein Licht mehr vertrug; verschlossene Läden, Rouleaux und doppelte Vorhänge reichten kaum hin, das Dunkel am Tage in meiner Stube so herzustellen, daß ich mich darin aufhalten konnte, da jedes Ritzchen schon zu viel Licht durchließ, nur durch Herumtappen konnte ich mich finden." Sein Zustand soll noch schlimmer gewesen sein als der eines wirklich Blinden. Den Druck der Binde vor den Augen vertrug er nicht, daher ließ er sich allerhand Masken aus Zeug, von Blech machen, doch war auch deren Gebrauch peinlich. In seiner finsteren Stube konnte er zwar die Augen frei öffnen, doch war ihm auch das grauenhaft. Er hatte den Wunsch, die Augen zu töten und wollte dazu Sonnenlicht benützen. Von seiner Frau war er fast ganz geschieden. Sie saßen bei Tische, oft fast stumm, zusammen, er mit der Maske vor dem Gesicht, und was er verlangte, das tat er oft mehr durch Zeichen als durch Worte. Im Monate August hatte er die Vorahnung von langem, schmerzlichem Leiden und träumte z. B. von einem Folterknechte, der die Marterinstrumente für ihn vorbereitete. — Wie wenn die Geburt sich durch Kastrationsgedanken vorbereiten wollte!

„Eine neue Epoche aber begann mit dem Oktober. Es war am 1. Oktober, als ich infolge einer Alteration einmal rasch und rücksichtslos auf die in

meinem Kopfe sonst immer beim Sprechen sich geltend machenden üblen Empfindungen rasch und lebhaft zu sprechen anfing. Aber diese üblen Empfindungen traten diesmal nicht ein ... Ich maß diesen Umstand der stattfindenden Aufregung bei, ward indes dadurch ermutigt, auch wiederholt mit einer gewissen desperaten Schonungslosigkeit gegen meinen Kopf zu sprechen, und fand, daß es ging, wenn ich nur immer Pausen dazwischen machte." Die Geburtswehen sind also — so deuten wir — im Gange! „Ich fand, daß, wenn ich furchtsam sprach, der Kopf litt, sprach ich aber sozusagen darauf los, ohne es zu übertreiben, so litt er nicht. Ich fand infolgedessen, daß es sich mit Besinnen und Nachdenken ebenso verhielt." Es sind etwa zehn Monate seit der „Abscheidung aus der Welt" (November 1842) verflossen, also die Zeit einer etwas verzögerten intrauterinen Entwicklung. Er hat von ärztlicher Seite schon früher den Rat erhalten, die Augen dem Lichte zu öffnen, tat das aber aus Furcht vor Schmerzen nicht, er fürchtete sich, durch Verschlechterung der Augen „in seiner finsteren Stube wahrhaft lebendig begraben" zu werden. Jetzt ließ er aber den Augen Licht zukommen, anfangs schüchtern, „am 5. Oktober indes, nach einer übel zugebrachten Nacht, morgens noch im Bette", fing er an, die Versuche energischer anzustellen, und siehe, die Augen blieben auch bei Licht offen. „Ich rief meine Frau herbei, und es läßt sich denken, mit welchen Empfindungen wir beide diese Besserung begrüßten." Das Kind kam also wirklich zur Welt!

Wieso kam es, fragt sich Fechner, daß er jetzt das Licht vertragen konnte? Die Antwort lautet, früher habe er die Augen passiv dem Lichte ausgesetzt und da überwältigte der Lichtreiz das furchtsame Organ, jetzt aber trat das Auge „mit einer gewissen Desperation, die alle Lebenskraft dahin trieb, dem Lichte entgegen, mit Energie und Spannung". Dann bemerkte er auch bald „Anschwellung, Härte, ein Gefühl von Druck und Völle in demselben" — das sind aber Anzeichen der Erektion, der männlichen Potenz. Er wurde also gleichzeitig ein Mann, er kam als vollwertiger Mann zur Welt. Die Aufregung, in welche ihn seine Besserung versetzte, ließ ihn weder essen noch trinken, er lebte nur „für die Augen und mit den Augen". Jetzt kommt ein Geständnis in der Niederschrift der Krankheitsgeschichte an die Reihe: Es ist gewiß, daß die Kühnheit, mit welcher er die Augen gebrauchte, einen Hauptanteil an der Genesung hatte, doch war das nicht alles; er spürte schon mehrere Wochen vorher von morgens bis nachmittags einen ungewöhnlich schnellen Puls. Dieser schnelle Puls verlor sich nach dem Wendepunkt der Krankheit, und zwar

nur allmählich. — War das nicht der schnelle Puls des Fötus und des Neugeborenen?

Es trat bald wieder die frühere Schwäche ein, doch nach einigen Tagen nahm er einen neuen Anlauf mit dem früheren Erfolge (quasi eine nochmalige, zweite Geburt). Parallel mit der Besserung der Augen ging die Genesung des Kopfes. Während der ersten Tage der Besserung genoß er nichts als Milch, allmählich fügte er etwas Semmel hinzu. „Mein ganzes Aussehen und meine Körperkräfte verjüngten sich hiemit, ich ward, während ich früher sehr mager war, von sehr völligem Aussehen.“ Er verlor sogar die Erinnerung an den überspannten Seelenzustand der ersten Monate der Besserung, er weiß aber, er fühlte in sich außerordentliche physische und psychische Kräfte, die ganze Welt schien ihm in einem anderen Lichte als früher und später, die Rätsel der Welt schienen sich zu offenbaren: „mein früheres Dasein geradezu erloschen und die jetzige Krisis eine neue Geburt zu sein schien“ (von mir gesperrt).

Als Beweis dafür, daß wir hier keine voreiligen Deutungen gemacht haben, sollen jetzt einige Beobachtungen des Biographen, der ein Augenzeuge des damaligen Lebens der Familie Fechner war, folgen. Er findet die Schilderung seines Onkels wahrheitsgetreu, soweit er sie zu kontrollieren vermag. Von ihm erfahren wir, daß Fechner in Leipzig während der Krankheit für erblindet, für geisteskrank gehalten wurde. Die Krisis der Krankheit soll nach dem Neffen eine doppelte gewesen sein, die eine brachte den Kranken dem Verhungern nahe, und die zweite war eine, in der er „dem Abgrund einer Geisteskrankheit nahe stand“. Von dieser zweiten Krisis sagt der Neffe: „Die Gattin, der Neffe, die Mutter Fechner, die ihre täglichen Besuche nie unterließ, wechselten ab. Fechner saß dabei entweder hinter einem schwarzen undurchdringlichen Schirm oder mit verbundenen Augen, dann als der Schirm nicht mehr hinreichenden Schutz gab, ward eine trichterartige Öffnung in der Stubentür angebracht, und Mutter Fechner saß im Nebenzimmer“ (von mir gesperrt) „an der Öffnung vorlesend mit erhobener Stimme. Dieses Bild neben anderen ähnlichen steht noch lebhaft vor meiner Seele.“ Fechner wurde — und davon schweigt die „Krankheitsgeschichte“, dadurch sehr deprimiert, daß er am 7. Mai 1843 seinen Trauring verlor oder zuerst vermißte. Daß so ein Geschehnis eine unbewußte Bedeutung hat, müssen wir nicht weitläufig erklären. — Anfangs August (1843) erschien bei geschlossenen Augen stets die Zahl 77 wie ein Bild vor ihm. Frau Fechner deutete das darauf, daß noch 77 Tage dem Manne bevorstehen, er würde entweder seinem Leiden erliegen oder sein

Augenlicht nach dieser Frist gänzlich verlieren. „Nun war es aber der 77. Tag, an welchem seine Augenkrankheit eine so günstige Wendung nahm." (Wie wenn die Tage bis zur bevorstehenden Geburt gezählt worden wären.) Von der zweiten Besserung der zweiten Krisis, also von der Zeit nach dem 15. Oktober steht im Tagebuch des Neffen: „Ein paar Tage aß er vor Aufregung gar nicht. Dann stellte sich Hunger ein, und wie ein neugeborenes Kind fing er mit Milch an, von der er eine ziemliche Quantität zu sich nahm. Es schien in seinem Geiste wie in seinem Körper eine mächtige Revolution, eine Wiedergeburt vor sich gegangen zu sein."

Nun noch eine Ergänzung: Die Mutter Fechner war selbst kränklich, „oft ward sie von Krankheit heimgesucht, in früheren Jahren von Nervenfieber, einmal auch von Gehirnentzündung, in späteren Jahren mehrmals vom kalten Fieber, und die Rose war eine fast ständig zu allen Zeiten wiederkehrende Krankheit, die ihr viel Schmerzen bereitete".[1] In den schweren, den Kopf angreifenden Krankheitssymptomen des Sohnes sehen wir demnach auch — neben Identifizierung mit dem nach einer Überanstrengung tödlich erkrankten, ein Kind noch zur Welt bringenden Vater und der Regression in die Intrauterinsituation — Identifizierung mit der Mutter.[2]

B

Die Idee der Psychophysik

Fechner will mit der Psychophysik eine „exakte Lehre von den Beziehungen zwischen Leib und Seele"[3] entwickeln. In diesem Bestreben erblicken wir schon das typisch Duale, das stets nach zwei zusammengehörigen Dingen forscht, wo ein anderer auch mit einem Dinge auskommt und das letzten Endes auf das Mutter-Kind-Verhältnis zurückgeht, bei Fechner also durch den mächtigen, die Krankheit verursachenden Wunsch nach einem Kinde — eine pathologische Fixierung im Kindesalter durch den Tod des kindererzeugenden Vaters vorfindend — außerordentlich ver-

---

1) Kuntze, S. 245 und 246. Es sei bemerkt, daß das Augenleiden wiederholt Rückfälle zeigte (In Sachen der Psph., Vorwort, IV.), doch, bis zum grauen Star des alten Fechner, stets ohne augenärztlichen Befund.

2) Über die Krankheit Fechners liegt eine neurologische Studie von Möbius vor: er hält die Krankheit für „akinesia algera". (P. J. Möbius, G. Th. Fechners Krankheitsgeschichte, Neurologische Beiträge, Heft 2, 1894.)

3) Elemente der Psychophysik (kurz Psph.), I, Vorwort.

größert war.[1] Das Duale von Leib und Seele bekam bei Fechner dadurch ein besonderes Gepräge, daß Leib eigentlich dasselbe sei als Seele, nur seien hier eben zwei Betrachtungsweisen tätig, eine innere und eine äußere (eine physische und eine psychische). In dieser Wendung des Dualismus-Problems finden wir einen anderen, bei Fechner intraindividuell weit verbreiteten Denkschritt, den Umkehrschritt.[2] Hiedurch kommt eine Lösung des Leib-Seele-Problems mittels eines zusammenhängenden Dual-Umkehrschrittes zustande.

Als Experimentalphysiker möchte Fechner mit den seelischen Gegebenheiten geradeso umgehen, wie es die Physik für physische Gegenstände lehrt, er möchte die „mathematische Verknüpfung erfahrungsmäßiger Tatsachen" auch die Seele betreffend durchführen, was dann „ein Maß des von der Erfahrung Gebotenen fordert".[3] Nun, die Idee der mathematischen Verknüpfung der zwei (wesensverschiedenen?) Dinge zeigt wieder ganz eindringlich das Walten des Dualschrittes, den Glauben an die Zusammengehörigkeit zweier Dinge. Fechner wollte in einer Formel die beiden Erscheinungsgebiete von Leib und Seele irgendwie einfangen und gelangte auch zu einer Formel, welche diese Dualeinheit zustande brachte. Diese Formel lautet:

„Die Größe der Empfindung (γ) steht im Verhältnisse nicht zu der absoluten Größe des Reizes (β), sondern zu dem Logarithmus der Größe des Reizes, wenn dieser auf seinen Schwellenwert (b), d. i. diejenige Größe als Einheit bezogen wird, bei welcher die Empfindung entsteht und verschwindet, oder kurz, sie ist proportional dem Logarithmus des fundamentalen Reizwertes."[4] Oder mathematisch ausgedrückt, ergibt sich die Maßformel:

$$\gamma = k \log \frac{\beta}{b}.$$

Die Idee der Psychophysik und dieser Zusammenhänge ist bei Fechner nicht plötzlich, nicht als eine momentane Eingebung entstanden, er ist „im langen Laufe dieser Untersuchungen bei festgehaltenen und sich immer fester stellenden allgemeinen Prinzipien durch so viele Irrwege und Unklarheiten im einzelnen gegangen — lag doch das ganze Gebiet vorher in Unklarheiten begraben",[5] — „und schwerlich wird man es den meisten

1) Vgl. Psychoanalyse und Logik. Imago-Bücher VII, 1924. Abschnitt B, „Der Dualschritt".

2) Vgl. Psychoanalyse und Logik. Abschnitt C: „Der Umkehrschritt".

3) Psph., I, Vorwort.

4) Psph., II, S. 13.

5) Psph., I, Vorwort.

Kapiteln dieser Schrift ansehen, wie viele Mühe und Umarbeitung es . . . gekostet hat."[1] Doch sind wir in der glücklichen Lage, die Entstehungsgeschichte dieser Maßformel, also eigentlich des Grundprinzipes alles Weiteren, wenn auch nur im groben, verfolgen zu können. Im vorletzten Abschnitte des II. Bandes der Psychophysik gibt Fechner selbst einen historischen Überblick über die Entwicklung seiner Ideen. Natürlich werden wir die hier gegebenen Phasen der Entwicklung nur soweit beachten, als sie von der immer stärker werdenden „sekundären Bearbeitung", von der Anpassung an die Realität noch nicht vollständig überwuchert sind.

Gleich am Anfange der historischen Darstellung seiner Gedanken werden wir durch Fechner aufmerksam gemacht, daß er zu seinem Resultate eigentlich auf viel kürzerem Wege hätte gelangen können. „Doch darf ich den Weg, den ich dazu zurückgelegt, nicht bedauern; denn dieser Weg hat mich die ganze Tragweite des Maßprinzipes erkennen lassen, was der kurze Weg vom Weberschen Gesetz und der Eulerschen Formel[2] zum allgemeinen psychischen Maßprinzip nicht vermocht hätte. Soweit ich danach rückwärts gehen mußte, soweit führt es vorwärts."[3] Selbstverständlich konnte die Evidenz seiner Gedanken nicht von fremden Daten oder Formeln herkommen, sie mußte von irgendwoher aus der Tiefe emporsteigen, um zur — nicht nur literarischen, sondern auch experimentellen! — Riesenarbeit der Psychophysik anspornen zu können. Er geht vom erwähnten Dualgedanken aus:

„Von jeher der Ansicht von einem durchgreifenden Zusammenhange zwischen Leib und Seele zugetan und diesen in der Form einer doppelten Erscheinungsweise desselben Grundwesens vorstellend, wie ich im ersten Kapitel dieser Schrift kurz dargelegt habe, stellte sich mir im Laufe der Abfassung einer Schrift (Zend-Avesta),[4] welche auf dieser Ansicht fußt, die Aufgabe dar, ein funktionelles Verhaltnis zwischen beiden Erscheinungsweisen zu finden, oder mit anderen Worten, in entsprechender Weise als die Physik das Abhängigkeitsverhältnis der Farbe und der Intensität des Lichtes, der Tonhöhe und Tonstärke von äußeren physischen Verhältnissen festgestellt hat, so dasselbe von den inneren physischen Vehältnissen festzustellen, an welche sich die Empfindung unmittelbar knüpft."

---

1) Psph., II, S. 550.

2) (Anm. von mir.) Euler hatte die Empfindung der Tonhöhen und die betreffenden Schwingungszahlen in dasselbe logarithmische Abhängigkeitsverhältnis gebracht. Das Webersche Gesetz und die Eulersche Formel waren, wenn auch nur vor einem kleinen Kreise, in den Jahren der Entstehung der Psychophysik bereits bekannt.

3) Psph., II, S. 544. — Man beachte im letzten Satze den Dual-Umkehrschritt.

4) (Anm. von mir.) Erschienen im Jahre 1851.

„Zunächst die Aufmerksamkeit auf die quantitativen Verhältnisse richtend, sofern auch die Physik alle Qualitäten von quantitativen Verhältnissen abhängig macht, und ohne noch eine klare Vorstellung vom Maße psychischer Größen zu haben, dachte ich zuerst daran, die Intensität der geistigen Tätigkeit könne wohl der Änderung der Stärke der ihr unterliegenden körperlichen Tätigkeit, die ich durch ihre lebendige Kraft als gemessen ansah, proportional gehen. Diese Idee trug ich lange mit mir herum; aber sie führte zu nichts und ließ sie endlich liegen."

Das heißt, das einfache Dualverhältnis [$\gamma = k (\beta_1 - \beta_0)$] war unfruchtbar! Nun kommt er zu einer anderen Art von dualen Verhältnissen.

„Später kam ich darauf, gewisse Grundverhältnisse zwischen Leib und Seele und zwischen niederem und höherem Geistigen durch das Verhältnis zwischen arithmetischen Reihen niederer und höherer Ordnung schematisch zu erläutern (vgl. Zend-Avesta, II, S. 354); zu demselben Zwecke boten sich in mancher Beziehung noch passender geometrische Reihen dar.[1] Die Idee, statt einer bloß schematischen, gewisse Verhältnisse wohl erläuternden, aber nicht exakt treffenden Darstellung den Ausdruck für das wirkliche Abhängigkeitsverhältnis zwischen Seele und Körper zu gewinnen, drängte sich mir hiebei von neuem auf; aber das Schema der geometrischen Reihen führte mich nun (22. Oktober 1850 morgens im Bette) durch einen etwas unbestimmten Gedankengang darauf, den verhältnismäßigen Zuwachs der körperlichen lebendigen Kraft oder $\frac{d\beta}{\beta}$, wenn β die lebendige Kraft bedeutet, zum Maße des Zuwachses der zugehörigen geistigen Intensität zu machen."

Man beachte die pünktliche Zeitangabe, sie lautet fast wie die oben angegebene Stelle der Krankheitsgeschichte: „Am 5. Oktober indes, nach einer übel zugebrachten Nacht, morgens noch im Bette . . . ließ ich in die Kammer ein mäßiges Dämmerlicht", oder wie die Beobachtung des Neffen die zweite „Geburt" im Monate Oktober (15. Oktober) betreffend: „Schon früh hatten seine Augen, während er noch im Bette lag, etwas mehr Licht verlangt . . ." Sieben Jahre verflossen seit diesen Neuauflagen der Geburt, wie wenn jetzt, wie damals nach siebenundsiebzig Tagen, eine Geburt anderer Art stattgefunden hätte.[2] Die jetzt errungene Formel lautete, es

1) (Anm. von mir.) Es sei — mit Rücksicht auf eine bevorstehende Untersuchung über Darwin — erwähnt, daß die berühmte, von Darwin und Wallace als Auslösungsgrund ihrer Entwicklungstheorien angegebene Malthussche Regel ebenfalls die geometrische und arithmetische Reihe verknüpfen will (Vermehrung der Menschen in geometrischer, Vermehrung der Erhaltungsmittel in arithmetischer Reihe).

2) Diese Geburt brachte die ganze Psychophysik zur Welt. Fechner nahm anscheinend die Rolle der Mutter dieser neuen Lehre an, als „Vater der Psychophysik" will er nämlich E. H. Weber genannt wissen. (Psph. I, Vorwort.)

soll der **Zuwachs** der Intensitäten, nicht die Intensität selbst in Betracht gezogen werden, so wie bereits die arithmetischen und geometrischen Reihen dem Zuwachs eine besondere Rolle zuschreiben; das heißt dann aber, die Aufmerksamkeit solle sich vor allem dem Zuwachs, dem neuen kleinen Wesen, dem Neugeborenen, zuwenden. Ungefähr so, wie wenn der Geist stets neue Wesen zur Welt bringen würde, die sich aber von der geistigen „Mutter“ nicht trennen müßten![1] Der Bericht geht aber weiter:

„Hiezu fiel mir ein, daß, wenn die lebendige Kraft des Körpers durch Summation ihrer absoluten Zuwüchse von einem bestimmten Anfangswerte an entstanden gedacht werden kann, auch wohl die Seele das den verhältnismäßigen Zuwüchsen der körperlichen Bewegung in ihr Zugehörige summieren werde, die psychische Intensität also als Integral absoluter psychischer Zuwüchse angesehen werden könne, welche den verhältnismäßigen Zuwüchsen auf körperlicher Seite angehören.“

Ja, man vergesse nicht, daß Zuwüchse auf zweierlei einfache Arten mathematisch angegeben werden können, nämlich als absolute und als relative Zuwüchse. Man soll also im Dualgebiet des Psychophysischen beide Arten gleichzeitig vorfinden. „Hiemit war die Fundamentalform[2] und als Integral derselben die Maßformel sofort gegeben. Als erste Bestätigung fiel mir gleich ein, daß die Verstärkung der Lichtempfindung nach alltäglicher Erfahrung hinter der Verstärkung des physischen Lichtreizes zurückbleibt und überhaupt gegebene Zuwüchse zu Reizen um so schwächer empfunden werden, zu je stärkeren Reizen sie entstehen, ohne daß ich noch den genauen Ausdruck dieser Tatsache im Weberschen Gesetze kannte, womit erst eine scharfe Bewährung der Formel möglich wird.“

Der erste Einfall beschäftigte sich also mit den Lichtempfindungen, mit denjenigen Empfindungen, welche das extrauterine Leben dem intrauterinen gegenüber am meisten kennzeichnen, die auch bei der krankhaften Wiedergeburt die Hauptrolle spielten. Nun blieb aber die neue Erkenntnis nicht bei diesem Symbol des Erwachens zu einem neuen Leben, sie klammerte sich an eine dem Forscher dunkel vorschwebende allgemeine Gesetzmäßigkeit jedes lebendigen Wachstums (man denke an die Gesetzmäßigkeit des Längenwachstums des menschlichen Embryos, des Längenwachstums und der Gewichtszunahme des Neugeborenen, wenn man diese Gesetz-

1) Im „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ (1836) wird von der Lust der Gedankenzeugung gesprochen (S. 10), oder vom Hineingebären der Gedanken in die mit dem Menschen verbündeten Geister. (S. 21.)

2) (Anm. von mir.) Fundamentalformel wird die Gleichung $d\gamma = \frac{k\,d\beta}{\beta}$ genannt.

mäßigkeiten in Zahlen faßt). Es heißt ja weiter: „Doch schien sich mir mit dieser ersten noch sehr im allgemeinen sich haltenden Bestätigung auf einmal, ich gestehe es, eine ungeheure Perspektive zu eröffnen; und noch heute sehe ich diese Perspektive vor mir, nachdem mit dieser Schrift erst ein kleiner Schritt in das Gebiet getan ist, das sie eröffnet.“ Nun, diese „ungeheure Perspektive“ kam vermutlich eben daher, daß Fechner verspürte, er habe hier ein allgemeineres Gesetz erfaßt, als er es sich einzugestehen getraute, eigentlich ein stark vereinfachtes und idealisiertes Schema einer Gesetzmäßigkeit des lebendigen Wachstums im allgemeinen.[1] Anderswo habe ich einmal schon hervorgehoben,[2] daß in der aufgefundenen Gesetzmäßigkeit eigentlich das Schicksal des Lebenstriebes, welcher sich einem stets starker werdenden Todestriebe gegenüber findet, mathematisch formuliert ist.[3] Es fehlt aber zur Analogie vom individuellen Wachstum und geistiger Intensitätserhöhung noch ein wesentlicher Punkt, die Unterscheidung eines (quasi) intrauterinen Lebens von einem (quasi) extrauterinen Leben und die, beide trennende, Geburt.

„Anfangs machte mir der Umstand zu schaffen, daß nach der Maßformel die Empfindung γ schon eher verschwindet als die lebendige Kraft β, wovon sie abhängt, bis ich in den Phänomenen des Schlafes und der unbewußten Empfindungen diesen Umstand repräsentiert und hiemit eine neue auffallende Bestätigung der Formel fand, welche meine Überzeugung von der Triftigkeit und Fruchtbarkeit derselben erheblich verstärkte.“[4]

Durch die Berufung auf den Schlaf wird unsere Ableitung einigermaßen bekräftigt. Der Schlaf ist doch der nacht-nächtlich angenommene, dem intrauterinen Leben teilweise analoge Zustand (Freud), aus welchem durch eine Geburtsreproduktion, dem Erwachen, das Leben wieder eröffnet wird. Der Nullpunkt der Fechnerschen Formel entspräche also tatsächlich einer Geburt und diese Gleichsetzung gibt sich auch im Namengeben kund: der-

1) Über die Allgemeingültigkeit des in der Fechnerschen Formel verborgenen Relativitätssatzes siehe R. Pauli: Über psychische Gesetzmäßigkeit, insbesondere über das Webersche Gesetz, 1920. Er formuliert diesen Satz folgenderweise: „Die subjektive Größe ändert sich mit der variablen, von der sie abhängt, derart, daß sie anfangs schneller, später erheblich langsamer einem Grenzwerte zustrebt.“ Das Webersche Gesetz sei aber nur das subjektive Spiegelbild einer physiologischen Gesetzmäßigkeit. (S. 33, 36.)

2) Psychoanalyse und Logik, S. 99.

3) Ein Kritiker Fechners (Bernstein), hatte die „Empfindung vielmehr vom Verschwinden als dem Dasein lebendiger Kraft abhängig zu machen“ versucht. Bernstein und nach ihm Fechner haben den Widerstand gegen die Änderungen einer Lage als Erklärungsbegriff eingeführt. (In Sachen der Psychophysik, S. 20, 77, 204.)

4) Die bisherigen Zitate aus Psph. II, S. 544—546.

jenige Reizwert, bei dem seine Merklichkeit eben beginnt (und schwindet), erhält von Fechner den Namen „Schwelle".[1] In Psph. wird von der Tatsache der Schwelle gesprochen, was später, als weniger passend, auf „Schwellengesetz" ausgebessert wurde.[2]

Über diesen Punkt — er ist eigentlich das Hauptargument unserer Ableitung, — äußert sich Fechner noch an anderer Stelle: „In der Tat, Schlaf und Wachen sind nach vorstehenden Erörterungen mit negativen und positiven Werten auf psychischem Gebiete einzuführen; die Grenze zwischen beiden tritt nicht bei einem Nullwerte, sondern endlichem Werte der unterliegenden körperlichen Tätigkeit ein . . . Wirklich suchte ich, bevor mir die Erfahrungsdaten des Weberschen Gesetzes zu Gebote standen, in den so gefaßten Phänomenen von Schlaf und Wachen eine Hauptunterlage der Formel, die sich, wie ich im historischen Kapitel erzähle, überhaupt zuerst bei mir auf Gesichtspunkte der inneren Psychophysik begründet hat. Aber die strengere Begründung wird allerdings nur durch das Webersche Gesetz mit Hinzunahme der Tatsache eines endlichen Schwellenwertes des Reizes möglich sein."[3] Und schon früher, bei Erörterung des Schwellenbegriffes: „Insofern endlich außer Empfindungen auch andere, allgemeinere und höhere Bewußtseinsphänomene, z. B. das Gesamtbewußtsein des Menschen je nach Schlaf und Wachen, das Bewußtsein einzelner Gedanken, die Aufmerksamkeit in gegebener Richtung einen Punkt des Erlöschens und Entstehens haben, werden wir den Begriff und Ausdruck der Schwelle auch hiefür verallgemeinern können."[4]

Auch das kann zur Bekräftigung unserer Auffassung dienen, daß Fechner selbst eine gewisse Interpretation des logarithmischen Verhältnisses von Reiz und Empfindung „das Wachstumsgesetz der Empfindung" nennt: „. . . hienach nimmt zwar beim ersten Übersteigen der Schwelle die Empfindung in viel rascherem Verhältnisse als der sie auslösende Reiz zu, aber von einem gewissen Punkte des Ansteigens (dem Kardinalpunkte) an in schwächerem Verhältnisse, was in Kürze das Wachstumsgesetz der Empfindung heißen mag."[5] Das Schwellengesetz soll jedenfalls für die Aus-

1) Psph., I, S. 238. — Man vergleiche diese Namengebung mit der bekannten „Schwellensymbolik" (Silberer), mit Róheims Ausführungen „Die Bedeutung des Überschreitens". Siehe auch Rank: Das Trauma der Geburt, 1924, S. 74.

2) In Sachen der Psychophysik, S. 7.

3) Psph., II, S. 441, 442.

4) Psph., I, S. 238.

5) Vorschule der Ästhetik, I, S. 53. — Reiz und Empfindung sollen überhaupt aus „elementaren Zuwüchsen erwachsen" angesehen werden können. (Psph., I, S. 58.)

gestaltung der Psychophysik eine viel wichtigere Rolle spielen als das Webersche Gesetz.[1]

Unserer Auffassung nach gibt die Maßformel eine Gesetzmäßigkeit des Wachstums wieder, mit besonderer Berücksichtigung des intrauterinen („negativen") Lebens und der Geburt (Schwelle). Demnach werden aber in der Grundidee der Psychophysik dieselben Gedanken wiedergegeben, welche uns bei der Besprechung von Sinn und Motiv der Krankheit so eingehend beschäftigt haben. Auch finden wir in dieser Grundidee die Gleichstellung von Geburt und Tod verkörpert (Schwelle gleich dem Reizwert, wo die Empfindung beginnt oder verschwindet); doch soll dies ausführlicher erst im nächsten Kapitel besprochen werden.

C

Die Idee der „Tagesansicht"

Die „Tagesansicht" bedeutet die Weltansicht Fechners. Er meint damit die individuelle Allbeseelung der Welt, die Ansicht, daß die Gegenstände um den Menschen sichtbar sind, weil es wirklich hell um ihn ist, daß „die Sonne nicht erst hinter seinem Auge zu leuchten anfängt, daß die Blumen, Schmetterlinge so bunt sind, als sie ihm erscheinen, die Flöten, Geigen ihren Ton ihm schenken, nicht umgekehrt von ihm empfangen, kurz, daß es ein Leuchten und Tönen durch die Welt über ihn hinaus und von draußen in ihn hinein gibt".[2] Alles das wäre keine Illusion, wie es die Nachtansicht der Wissenschaft und der herrschenden Weltanschauung lehrt, sondern gerade diese wissenschaftliche Anschauung sei eine Illusion. Der erste Schritt zur Begründung dieser Tagesansicht setzt mit den im Werke „Nanna" niedergelegten Gedanken ein, und den Anstoß zu diesem Schritte findet Fechner selbst in den Umständen seiner eigenen Genesung. Dieser Schritt führte zur Annahme, die Pflanzen seien beseelte Wesen.

Auch was diese — nicht originelle, sondern originell begründete und als äußerst wichtig geschätzte — Idee betrifft, sind wir in der Lage, den historischen Werdegang der bewußten Gedankenreihe nach den Angaben des Autors verfolgen zu können. Vielleicht entsprechen die diesbezüglichen Aufzeichnungen Fechners nicht der strengen historischen Wahrheit und

1) In Sachen, S. 71.
2) Tagesansicht, S. 4.

beanspruchen eher eine ästhetische Beurteilung, aber auch dann dürfen wir auf die unbewußten Tendenzen dieser Idee Folgerungen ziehen.

Wir erfahren folgendes: „Gar wohl erinnere ich mich noch, welchen Eindruck es auf mich machte, als ich nach mehrjähriger Augenkrankheit zum ersten Male wieder aus dem dunklen Zimmer, ohne Binde vor den Augen, in den blühenden Garten trat. Das schien mir ein Anblick, schön über das Menschliche hinaus, jede Blume leuchtete mir entgegen in eigentümlicher Klarheit, als wenn sie ins äußere Licht etwas vom eigenen Licht würfe. Der ganze Garten schien mir selber wie verklärt, als wenn nicht ich, sondern die Natur neu entstanden wäre; und ich dachte, so gilt es also nur, die Augen frisch zu öffnen, um die altgewordene Natur wieder jung werden zu lassen. Ja, man glaubt es nicht, wie neu und lebendig die Natur dem entgegentritt, der ihr selbst mit neuem Aug' entgegentritt." . . . „Stelle dir einmal vor, du hättest eine halbjahrlange Nacht am Nordpol zugebracht, . . . und würdest plötzlich in einen von mildem Licht beschienenen blühenden Garten versetzt und ständest etwa, wie ich, zuerst vor einer Zeile hoher Georginen, würdest du sie nicht auch wunderbar leuchten finden und ahnen, hinter diesem Schmuck, diesem Glanz, dieser Freude sei etwas mehr als gemeiner Bast und Wasser?"[1]

Fechner beschreibt also hier eine Projektion der eigenen Gefühle auf die Außenwelt, auf den blühenden Garten, auf die Georginen. Wie er als Neugeborener in die Welt blickte, so schauten ihn die Blumen neubeseelt, ihn freudig begrüßend an. Wie er für tot, für seelenlos, geistesabwesend gehalten werden konnte, als er seine Krise durchlebte, er aber doch auch damals, also in seinem, das intrauterine Leben darstellenden Zustande Empfindungen hatte, eine Seele besaß, so werden auch die Pflanzen irrtümlich für seelenlos gehalten. Besaß aber er eine Seele in diesem Zustande, so müssen auch Pflanzen beseelt sein!

Nun hören wir weiter:

„Jenes helle Bild verblaßte, wie so manches, was in jener ersten Zeit mein äußeres und inneres Auge mit einer Art Schauern rührte, die in den vom täglichen Genuß des Lichtes abgestumpften Sinn nicht mehr fallen; die Pflanzen wurden, wie sich mein Auge gewöhnte, wieder zu den gewöhnlichen, irdischen, nichtssagenden, vergeblichen Wesen, die sie für alle sind, bis in dem träumenden Blick auf die Wasserlilie sich die Blumenseele von neuem lebendig vor mich stellte und mich des Geschäftes bestimmter mahnte, das ich nun erfüllt. Gewiß aber war ein Nachhall aus jener ersten Zeit dabei; und so glaube ich, wäre dies Buch schwerlich geschrieben worden, wenn nicht mein Auge dereinst in Nacht gelegt und dann so plötzlich wieder dem Lichte zurückgegeben worden."

1) Nanna, S. 294, 295.

Wie verhält sich nun die Sache mit der Wasserlilie? Darüber erfahren wir folgendes:

„Ich stand einst an einem heißen Sommertage an einem Teiche und betrachtete eine Wasserlilie, die ihre Blätter glatt über das Wasser gebreitet hatte und mit offener Blüte sich im Lichte sonnte. Wie ausnehmend wohl müßte es dieser Blume sein, dachte ich, die oben in die Sonne, unten in das Wasser taucht [gleichzeitiges extra- und intrauterines Leben], wenn sie von der Sonne und dem Bade etwas empfände. Und warum, fragte ich mich, sollte sie nicht? . . . viel mehr mutete mich der Gedanke an, sie (die Natur) habe die Wasserlilie deshalb so gebaut, um die vollste Lust, die sich aus dem Bade im Nassen und Lichten zugleich schöpfen läßt, auch einem Geschöpfe in vollstem Maße zugute kommen, von ihm recht rein durchempfinden zu lassen." „Wie lieblich erscheint unter solcher Voraussetzung das ganze Leben dieser Blume. Hat sie tagsüber die offene Blüte über das Wasser gehoben (zuweilen bis zu mehreren Zollen Höhe), so schließt sie dieselbe nachts, wenn sie nichts mehr im Lichte zu suchen hat, neigt sie nieder, und ist es richtig, was ich gelesen, geht sie gar damit unter das Wasser zurück, um morgens wieder aus dem feuchten Bette aufzutauchen."[1]

Also ein Schlaf mit maximaler Uterusregression.

Ist das aber keine unwissenschaftliche Methode, von der wir hier Gebrauch machen; wollen wir nicht mit Gewalt einem Forscher Ideengänge imputieren, die, wenn er sie vielleicht auch gehabt hat, doch nicht in solchem Zusammenhange aufgetreten sind?

Vielleicht ist es besser, den Forscher selbst anzuhören. Er sagt:

„Am meisten Ähnlichkeit mit dem Pflanzenwachstum dürfte noch das Wachstum des Fötus im Mutterleibe haben; sofern derselbe wie die Pflanze seine Organe sich von Anfang an selber baut. Diese Ähnlichkeit, oberflächlich aufgefaßt, hat nun freilich sogleich wieder zu einem ebenso oberflächlichen Einwurf gegen die Empfindung der Pflanzen geführt. Fötusleben gleich Pflanzenleben, also Pflanzenleben gleich Fötusleben. Der Fötus empfindet nicht; also auch die Pflanze nicht. So ist man schnell fertig. Als wenn es nicht bei jeder Analogie außer der Seite der Ähnlichkeit auch eine Seite der Verschiedenheit zu beobachten gäbe . . . Also statt der Pflanze nach Analogie ihres Wachstums mit dem Fötus Empfindung abzusprechen, sollte man vielmehr von vornherein eine solche Analogie gar nicht annehmen." „Um so weniger triftig kann der Vergleich des Pflanzenlebens im allgemeinen mit dem Fötusleben sein, als ein besonderer Teil des Pflanzenlebens mit viel größerem Rechte diese Vergleichbarkeit in Anspruch nimmt; ich meine das Leben des Pflänzchens im Samen, während er noch von der Mutterpflanze getragen wird."[2]

1) Nanna, S. 38, 39.
2) Nanna, S. 99.

Doch ist Fechner mit dieser Ableitung nicht recht zufrieden. „. . . gerade ebensogut könnte man umgekehrt auf selbständige Empfindung des Fötus daraus schließen. Die Voraussetzung, daß der Fötus keine selbständige Empfindung habe, ist ja selbst eben nichts als Voraussetzung, die, so wahrscheinlich sie uns erscheinen mag, doch, als noch ganz unbewiesen, nicht dienen kann, anderes zu beweisen oder zu widerlegen. Man sagt, die Erfahrung liefert uns den Beweis; wir erinnern uns doch keiner Empfindung mehr aus dem Fötuszustande. Aber welcher Mensch erinnert sich auch nur dessen, was er in den ersten Wochen nach der Geburt empfunden hat? Hat er deshalb nichts empfunden? Um so weniger können wir erwarten, daß der Mensch sich dessen noch erinnere, was er etwa vor der Geburt empfunden; aber auch um so weniger einen Beweis aus dem Mangel der Erinnerung an diese Empfindung gegen das Statthaben derselben ziehen. Das Erinnerungsvermögen selbst bildet sich eben erst mit der Geburt aus; und sofern wir der Pflanze ebenfalls kein eigentliches Erinnerungsvermögen beimessen werden, wie später zu erortern, so stände sie in der Tat hierin mit dem Fötus ganz auf derselben Stufe; die Pflanze führte das Seelenleben des Fötus und der Fötus das der Pflanze." „Ich bin jedoch weit entfernt, auf die Behauptung eines wirklichen selbständigen Empfindungslebens im Fötus etwas bauen zu wollen."[1]

Die Analogie, daß die Pflanzen dem Fötus ähnliche Gebilde seien, wird also teilweise angenommen, teilweise zurückgezogen, doch dann wieder, schüchtern fast ganz angenommen, und wahrhaftig, es müssen ja noch andere Analogien zu finden sein. Hören wir an, welche! Nun, die Pflanzen müssen bald mit Kindern, bald mit Frauen verglichen werden. Das sind eigentlich nicht verschiedene Vergleiche, sagt Fechner, da die Frauen selbst noch Kinder dem Manne gegenüber sind. Kinder sind die Pflanzen deswegen, weil sie die Erde, ihre gemeinschaftliche Mutter nicht verlassen, an ihr hängen, aus ihr Nahrung saugen.[2] „Die Pflanze bleibt, sozusagen, immer an die Mutterbrust geheftet."[3] Wir fügen dem noch die Bemerkung hinzu, daß die Wurzel der Pflanzen im Fechnerschen Sinne tatsächlich ein intrauterines Leben führen, sie leben ja ständig in der Muttererde. Deshalb kann die Pflanze als Embryo und als Kind aufgefaßt werden, also als ein Kind, welches mit einem Teile ständig das intrauterine Leben weiterlebt. Die Pflanzen repräsentieren also das Leben, das Fechner in seiner Krankheit lebte, und da er beseelt nicht geistesabwesend — war, sind es auch die Pflanzen. Sie zeigen, daß beseelte Wesen, also Wesen mit Empfindung und Trieb, die Mutter nicht verlassen müssen.

1) Nanna, S. 100.
2) Nanna, S. 260.
3) Nanna, S. 257.

Auch waren die Pflanzen deswegen Kinder der Familie Fechner, weil die Gattin „ihre Blumen und Gewächse in dem davon erfüllten grünen Zimmer wie ihre Kinder hegte und pflegte“.[1]

Ich muß gestehen, daß diese Ableitung eher diejenige Frage beantwortet, weshalb Fechner seine Aufmerksamkeit auf die Pflanzenwelt richtete, nicht voll befriedigend aber diejenige speziellere, weshalb die Pflanzen als beseelt vorgestellt werden müssen. Die Beseelung der Pflanzenwelt hat denn auch wirklich noch andere Wurzeln, einmal die animistische Auffassungsweise, die dem „kindlichen“ Gemüt Fechners — besonders in der „Kleinkinderzeit“ nach der Genesung (Wiedergeburt) — am ehesten entsprach und die ihm ein Paradoxon über den „lebendigen Schatten“ schreiben ließ (im Jahre 1846); dann die Auffassung der Welt, als Inbegriff vieler unter-, neben- und übergeordneter Geister. Im folgenden wollen wir versuchen, die Wurzeln dieser Auffassung zu finden.

Diese Theorie der Bepflanzung der Welt mit individuellen Geistern geht auf Gedanken vor seiner großen Krankheit zurück und erhielt ihre erste literarische Gestaltung im „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ (1836). Dies Büchlein beginnt folgendermaßen:

„Der Mensch lebt auf der Erde nicht einmal, sondern dreimal. Seine erste Lebensstufe ist ein steter Schlaf, die zweite eine Abwechslung zwischen Schlaf und Wachen, die dritte ein ewiges Wachen.“ „Auf der ersten Stufe lebt der Mensch einsam im Dunkel, auf der zweiten lebt er gesellig, aber gesondert neben und zwischen anderen in einem Lichte, das ihm die Oberfläche abspiegelt, auf der dritten verflicht sich sein Leben mit dem von anderen Geistern zu einem höheren Leben in dem höchsten Geiste, und schaut er in das Wesen der endlichen Dinge.“ „Der Übergang von der ersten zur zweiten Lebensstufe heißt Geburt, der Übergang von der zweiten zur dritten heißt Tod.“ „Der eine führt zum äußeren, der andere zum inneren Schauen der Welt.“ Wie nun die Geburt des Kindes „aus dem warmen Mutterleibe ihm hart ankommt und es schmerzt, und wie es einen Augenblick in der Geburt gibt, wo es die Zerstörung seines früheren Daseins als Tod fühlt“, so halten wir auch den „engen dunklen Gang“, der uns zur dritten Stufe führt, für einen blinden Sack. „Aber der Tod ist eine zweite Geburt“ zu einem freiern Sein, wobei der Geist seine enge Hülle sprengt und liegen und verfaulen läßt, wie das Kind die seine bei der ersten Geburt.“[2] Der Tod ist somit eine „große Stufenkrankheit“[3] [man vergleiche das mit dem „Schwellen“ausdruck in der Psychophysik].

1) Kuntze, S. 6.
2) Büchlein, S. 9, 10.
3) Büchlein, S. 16.

Die Geister der Verstorbenen leben also nach dem Tode weiter, und zwar leben sie in den Lebenden weiter, auf die sie in ihrem Leben gewirkt haben oder in denen sie durch ihre Arbeiten, Werke weiterwirken. Denkt ein Lebender an einen Verstorbenen, so ist der Verstorbene auch schon bei ihm, so schließt „jeder menschliche Geist eine Gemeinschaft sehr verschiedener fremder Geister in sich." Dadurch entstehen innere Zwiespalte und innere Harmonien im Lebenden. „Die Seele guter Menschen wird eine reine himmlische Wohnung für selige darin beieinander wohnende Geister."[1]

Fechner führt die „erste Anregung zu der in dieser Schrift ausgeführten Idee, daß die Geister der Gestorbenen als Individuen in den Lebenden fortexistieren", auf eine Unterredung mit seinem Freunde Prof. Billroth zurück, da „diese Idee in eine Reihe verwandter Vorstellungen bei ihm teils eingriff, teils solche erweckte".[2] Was aber war der innere Anlaß zur ernsten Beschäftigung mit solchen Ideen, woher kam die innere Evidenz dieser Anschauungen? Durch die Biographie werden wir belehrt, daß der Schluß des Büchleins im August 1835, also zwei Jahre nach der Verheiratung Fechners, niedergeschrieben wurde.[3] In dieser Zeit mußte aber die Vateridentifikation ihr Wiederaufblühen feiern, in dieser Zeit mußte ja schon die Frage der Gravidität aufgeworfen worden sein, in dieser Zeit machte sich ja schon die geistige Anstrengung, Abspannung, der Lebensüberdruß geltend. Man muß also daran denken, daß der Verstorbene, der weiterlebt, eigentlich der Vater ist, und der Lebende, in dem der Verstorbene weiterlebt, er selbst — er muß sich tugendhaft benehmen, um dem Vater eine himmlische Wohnung sichern zu können, er muß sich aber auch tugendhaft benehmen, weil sein Gewissen gerade dem Vater gegenüber nicht rein ist. Der Vater starb ja, wie er es wünschte, und diese Schuld muß irgendwie gutgemacht werden, sonst würde das Schuldbewußtsein ihn selbst in den Tod mitreißen. Diese Schuld läßt, so kann er unbewußt gedacht haben, nicht zu, daß er selbst Vater werde. Wie wäre aber diese Sünde leichter gutzumachen als durch die Wendung, daß der Tod eigentlich kein Tod, sondern ein Erwachen zu neuem Leben sei. Diese Wendung ist dann durch kindliche Vorkommnisse real vorgebildet. Erstens wissen wir, daß der Tod des Vaters tatsächlich auf eine Geburt folgte (zeitliche, dem Kinde als ursächlich erscheinende Folge). Zweitens hat die Mutter im Sinne der

1) Büchlein, S. 18—30.
2) Büchlein, Nachschrift zur zweiten Auflage.
3) Kuntze, S. 145.

Idee des noch nach dem Tode lebenden Vaters sich selbt geäußert: „Mutter Fechner hing durch ihren langen Witwenstand (1806—1859) mit treuester Liebe an dem entrissenen Gatten, und sie war, wie ich aus ihrer Erzählung weiß, fest überzeugt, nach seinem Tode einmal, als sie sich mit besonderer Lebendigkeit der sehnsüchtigen Erinnerung an ihn hingab, ein Zeichen seiner persönlichen Nähe und Zustimmung empfangen zu haben. Sie habe still im Lehnstuhl gesessen und gedacht: Ach, wenn ich doch ein Zeichen von ihm empfinge! Es sei gegen Abend gewesen. Da sei plötzlich ein heller Schein über die gegenüber befindliche Wand hingestrichen — ohne daß dies etwa der Schein eines Lichtes aus der Nachbarschaft hätte sein können, — und sie habe den Eindruck der Erfüllung ihres Wunsches, die Empfindung freundlichen Trostes dankbar gespürt.“[1]

Man findet somit beide Gedankengänge des Büchleins — der Tod sei eine Geburt und der Geist des Verstorbenen lebe weiter und erscheine dem ihm Gedenkenden — durch kindliche Ereignisse und Gedankenläufe motiviert und hervorgelockt durch die neue Situation der kinderlosen Ehe, in ihren wesentlichen Zügen von Wunschphantasien diktiert.

Wichtig für uns ist, daß das Büchlein noch von keiner Allbeseelung spricht, es kennt ja nur die Geister der Menschen und Gott. Die Allbeseelung fängt, wie wir sahen, mit „Nanna“ an und kehrt dann im Buche Zend-Avesta zu den im Büchlein berührten Themata zurück, jedoch jetzt schon vielfach verstärkt mit dem Motive, welches eine Regression in den Mutterleib als Lösung der Konflikte verlangte. „Zend-Avesta“ will beweisen, daß „das Gebiet der individuellen Beseelung weiter und namentlich höher hinauf reicht, als man zumeist glaubt“.[2] Diese Schrift will sodann nicht etwas Neues, als eher die Wiedergeburt des Uralten.[3] „Der ganz entwickelte Vogel legt dasselbe Ei nieder, aus dem er erst erwachsen ist.“[4]

Das große Ei, aus welchem die lebendigen Geschöpfe auf Erden herauskommen und in welches sie wieder zurückkehren, ist die Erde. Die Erde selbst, „unsere Königin“,[5] ist als ein lebendiges Urtier[6] zu betrachten, als ein beseeltes Wesen, als ein Engel. Die Erde (was wir gemeinhin so nennen, ist nur der Leib) zeigt Ähnlichkeiten mit unserem Leibe, sie hat Sinneswerkzeuge

1) Kuntze, S. 21.
2) Zend-Avesta, Vorrede VIII.
3) Zend-Avesta, Vorrede VII.
4) Zend-Avesta, Vorrede XVIII.
5) Zend-Avesta, I, S. 64.
6) Zend-Avesta, I, S. 36, mit Berufung auf Kepler.

(mit Hilfe der Tiere), sie bewegt sich auch insofern, „als sie (nach den jetzigen kosmogonischen Vorstellungen) zu einer gewissen Zeit aus einer größeren materiellen Sphäre, deren Teil sie früher war, herausgeboren worden ist, sich durch innere Kräfte selbst gestaltet."[1] Die Erde sei dann das größte Vorbild und zugleich Mutterstelle aller organischen Zellen.[2] Nach einer interessanten — vielleicht von Humboldt stammenden — „Vorstellung kann man die ganze Erde aus zwei hohen Bergen zusammengesetzt denken, die mit der Basis im Äquator zusammengefügt sind".[3] (Dualschritt — zwei Brüste?) In diese Erdenmutter, aus der er geboren, sinkt dann der Verstorbene nach dem Tode zurück.[4] „Obwohl die Erde eigentlich unsere Mutter nicht in gemeinem menschlichen Sinne heißen kann, kann sie es doch immer noch in einem höheren, wie Gott, der uns durch ihre Vermittlung erzeugt, nicht in gemeinem menschlichen Sinne unser Vater heißen kann, aber in einem höheren. Der gemeine menschliche Vater, die gemeine menschliche Mutter lassen uns von sich, der höhere himmlische Vater, die höhere himmlische Mutter behalten uns immerdar in sich. Ein neues Zeugen ist nur hinein in sich selber, was uns in ihnen den Ursprung gibt, denn was aus Gott kommt, das bleibt auch in Gott und was die Erde trägt, verläßt sie nicht. Dein gemeiner Vater und deine gemeine Mutter, zu denen du in einem äußerlichen Verhältnis stehst, sind nur die für dich äußerlichen, für sie aber innerlichen Werkzeuge dieser Werkzeuge."[5] — So ist aber sogar eine Regression in den Urvater erreicht![6] Jede Rückkehr hat jedoch nur dann einen Sinn, wenn man in der Tagesansicht, nicht in der Nachtansicht denkt; eine leblose Mutter kann keine lebendigen Kinder gebären, so heißt es an einer Stelle der Zend-Avesta, das heißt aber in der Umkehrung: zur Rückkehr in den Mutterleib ist eine lebendige Mutter erforderlich, zur Rückkehr in den Vater ein lebendiger Vater. Die Rückkehr ist dann von dem Leibe, was der ursprünglichen Wunschphantasie entspräche, auch auf den Geist ausgedehnt.

1) Zend-Avesta, I, S. 30.
2) Zend-Avesta, I, S. 60.
3) Zend-Avesta, I, S. 67.
4) Zend-Avesta, I, S. 109.
5) Zend-Avesta, I, S. 143.
6) Dem gibt schon das „Büchlein" symbolisch Ausdruck: „Ob nicht endlich doch die ganze Erde, allmählich immer engere Kreise ziehend, nach Äonen von Jahren in den Schoß der Sonne zurückkehren wird, der sie einst entronnen, und von da ein Sonnenleben aller irdischen Geschöpfe beginnen wird, wer weiß es . . .?" (S. 42.)

D

Das Formale im Denken Fechners

Im Laufe der bisherigen Ableitungen haben wir uns bereits auf das Vorkommen des **Dualschrittes** im Fechnerschen Denken berufen müssen. Wir haben auch in der Biographie Daten gefunden, welche die Verbreitung dieses Schrittes bei Fechner verständlich machen, nämlich: die Fixierung an den Kinderwunsch, das Aufwachsen in zwei Familien, das Teilenmüssen seiner kindlich-männlichen Ansprüche mit einem Bruder, die Fixierung der Ödipus-Konstellation in der These der Gleichsetzung von Mutter und Vater — welch letztere Ursache neben der Gleichsetzung des eigenen Selbst mit dem kindererzeugenden Vater auch Ursache der Evidenzforderung des Dualschrittes ist. Auch der Kastrationskomplex wurde — in Berührung mit der phantasierten Wiedergeburt — aufgezeigt, also derjenige Komplex, welcher durch seine Überkompensation den Dualschritt am unmittelbarsten fixiert. Als Unterstützung der Auffassung, daß der Kastrationskomplex das Unbewußte Fechners stark beeinflußte, seien hier einige Daten aufgezählt: Noch mit dreiundsiebzig Jahren beschäftigt ihn die Frage: „Warum wird die Wurst schief durchschnitten?" und er schreibt darüber eine kleine Humoreske. Ein Gedicht „Möpschen und Äffchen" (1841) endet mit folgenden Strophen:

Möpslein war auch schlimm von Gemüt
Und biß, eh's Äffchen sich's versieht,
Sein Schwänzchen ihm ab in einem Nu;
Papa hebt's auf, wie er kommt dazu,
Gibt beiden damit erst tüchtige Prügel,
Und steckt das Schwänzchen dann hinter den Spiegel.

Was wird aus dem Äffchen nun ohne Schwanz?
Ei, das ist ja mein kleiner Hans!
Und was aus dem Schwänzchen? die Rute, hoho!
Die immer zurück will zum kleinen Popo;
Und wenn recht schreit und zankt mein Hänschen,
Gleich hinter dem Spiegel merkt's das Schwänzchen.

Dann bringt er die phantastische Idee, der vollkommenste Körper wäre ein ganz glatter, kugelförmiger: so sind die Engel beschaffen. Männlich und weiblich werden die Engel dadurch, daß sie mit verschiedenen gasartigen Stoffen gefüllt sind.[1]

1) Vergleichende Anatomie der Engel. 1825.

Das wären also die Grundlagen der intra-individuellen Verbreitung und der Evidenzforderung des Dualschrittes; nun muß man diese Verbreitung auch tatsächlich nachweisen. Wir wollen beweisen und zeigen, auf wie vielen Gebieten Fechner die tatsächlich vorhandene Dualität in seine Interessensphäre einbezog, und auf wie vielen Gebieten er selbst Dualitäten schuf. Wenn unser Beweis langweilig und in die Breite gezogen erscheinen wird, so denke man daran, daß Beweise niemals der Monotonie entbehren können, man denke an die nicht überflüssigen Protokolle der experimentellen Wissenschaften. Wir wollen eben zeigen, daß wir keine Behauptung aufstellten, sondern eine Wahrheit, die beweisbar ist. Dabei werden wir aber nur die hervorragenderen Daten herausgreifen.

Dualschritte zeigen sich in der Wahl des Arbeitsgebietes: In der Psychophysik handelt es sich um Vergleich von zwei Reizwirkungen. Man muß gewisse Versuche auf- und absteigend, die Raum- und Zeitlagen stets vertauschend durchführen. Man erhält eigentlich zwei Schwellenwerte: Grenze von oben und von unten kommend. — Ein Artikel handelt vom Sehen mit zwei Augen; ein Artikel vom Hören mit zwei Ohren. Ein Artikel spricht über die Verknüpfung der Faradayschen Induktionserscheinungen mit den Ampèreschen elektro-dynamischen Erscheinungen. Einmal teilt Fechner Beobachtungen mit, „welche zu beweisen scheinen, daß durch die Übung der Glieder der einen Seite die der anderen mitgeübt werden". Ein großer Teil seines ästhetischen Interesses wurde durch die Frage der beiden Holbeinschen Madonnenbilder gefesselt, mehrere Aufsätze beschäftigen sich mit diesen. Das Christkind des Dresdner Bildes soll eine Doppelrolle haben: es sei das kranke Kind einer gewissen Familie und das Christkind. In der Echtheitsfrage entschied sich Fechner weder für noch gegen die beiden rivalisierenden Madonnenbilder Holbeins (zu Dresden und zu Darmstadt); er vermutet, beide seien echte Exemplare, das eine ein Vorbild für die Kirche, das andere ein Familienbild für das Haus. „. . . Beides hängt in derselben Idee zusammen, und da der Künstler nicht beides zugleich in demselben Bilde darstellen konnte, ließ er beide Bilder sich dazu ergänzen."[1]

Schon aus dem letzteren Beispiele ist ersichtlich, wie der Dualschritt zur Lösung von Fragen herangezogen werden kann. Hauptsächlich soll dies durch die folgenden Beispiele erläutert werden:

---

1) Kuntze, S. 258—264. — Aus Fechners „Echtheitsfrage der Holbeinschen Madonna".

Aus den „Kleinen Schriften“: „Der Schatten ist lebendig“ (S. 165—171). Der Schatten ist Zwillingsbruder des Menschen, er lebt in zwei Dimensionen; unser Leib dient zugleich einem Geiste, der in ihm, und einem, der neben ihm ist.

Aus „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen“: „Ich meine, daß von Anfang herein sich das kosmorganische Reich gleich in ein molekular organisches und unorganisches differenzierte, indem der frühere einheitliche Bestand jenes Reiches sich in den Zusammenbestand beider sich zur Ergänzung fordernden, wie eine solche bietenden, Reiche auflöste; daß dann weiter das molekular-organische Reich sich in ein Tierreich und Pflanzenreich differenzierte und innerhalb beider Reiche noch speziellere Differenzierungen, darunter die der beiden Geschlechter, eintraten.“ (Nach Kuntze, S. 281, 282.)

Aus den „Elementen der Psychophysik“, Bd. I: „Die ganze Welt besteht aus solchen Beispielen, die uns beweisen, daß das, was in der Sache Eins ist, von zweierlei Standpunkten als zweierlei erscheint . . .“ (S. 3), Bd. II:

Da man zwei Arten von Empfindungsunterschieden (in die Empfindung aufgehende und besonders aufgefaßte Empfindungsunterschiede) statuieren kann, soll man dies auch auf die Empfindungen selbst übertragen, da doch jede Empfindung auch als Empfindungsunterschied von Null und umgekehrt betrachtet werden kann. (S. 86.) Sehr interessant ist folgendes Beispiel: „Nun ist das Prinzip, beide betreffende Maße einfach durch Addition zu verbinden, um die psychische Gesamtleistung von Summen- und Kontrastwirkung zu erhalten, an sich nicht so evident, daß nicht eine andere funktionelle Verbindungsweise angenommen werden könnte, falls solche der Erfahrung besser genügte; aber wir werden nicht nötig haben, auf fernliegende Voraussetzungen in dieser Hinsicht einzugehen, da eine einfache, ganz naheliegende Voraussetzung hinreicht, die vermißte Übereinstimmung mit der Erfahrung herzustellen; nämlich, daß die Kontrastwirkung nicht einfach zwischen beiden Reizen, sondern herüber und hinüber zu berechnen ist, da sie in der Tat herüber und hinüber besteht, sich also für zwei Reize nicht minder aus zwei Gliedern zusammensetzt als die Summenwirkung.“ Und hiezu die Anmerkung, daß man bei der Berechnung der Gravitationswirkung ebenso zu verfahren hat. (S. 157.) Diesen letzteren Gedanken hat Fechner in einer besonderen Studie ausgearbeitet. In der Empfindung findet Fechner zwei in verschiedenem Sinne quantitativ bestimmbare Dimensionen verkörpert, z. B. Stärke und Höhe eines Tones. (S. 162.) Die Totalwelle des psychophysischen Geschehens zerfällt analytisch für jedes Geschehen in eine Oberwelle und eine Unterwelle. (S. 449, 450.) Die zwei Hälften des Menschen, die rechte und die linke Hälfte sind so verbunden, daß das psychophysische System beider Hälften über die Schwelle des Bewußtseins gelangt; trennt man die zwei Hälften, d. h. schiebt man einen unterschwelligen Teil der Natur zwischen sie, „so zerfallen sie auch wieder in zwei für sich empfindende Wesen. Mit beiden Gehirnhälften denken wir wegen dieser vereinheitlichenden Tätigkeit nur einfach, ebenso wie wir mit den identischen Stellen beider Netzhäute nur einfach sehen. Abgetrennte

Hälften der teilbaren Tiere können die fehlende Hälfte vollständig reproduzieren. Mit den beiden Hemisphären verhält es sich so, wie mit zwei Pferden, die vor einen und denselben Wagen gespannt sind . . . Könnten beide Hälften eines in der Längsmittellinie geteilten Menschen überhaupt noch fortleben, d. h. die psychophysischen Tätigkeiten noch in beiden Hälften über die Schwelle fortbestehen, so würden wir unstreitig ebensogut Verdopplungen einer Menschen- als Tierseele durch die Trennung der sich seitlich entsprechenden und vertretenden Hälften erzielen können, als wir sie bei Tieren durch Trennung der hintereinander liegenden, sich entsprechenden Segmente zu erzielen imstande sind." (S. 517—528.) Die Geburt selbst hat eine Verdopplung der Seelen zur Folge. (S. 529.) Bewußtes und Bewußtloses in der Welt sind nur zwei Fälle derselben Formel. (S. 538.)

Aus „Zend Avesta": Es soll bewiesen werden, daß man einseitig urteilt, wenn man entweder teleologisch oder kausal, entweder deterministisch oder indeterministisch, entweder materialistisch oder spiritualistisch denkt: stets sind beide Richtungen nebeneinander zu verfolgen. (Vorwort; II, S. 117, 134.) Auch sind theoretische Folgerungen stets mit praktischen Forderungen zu versöhnen (Vorwort). Die Zweckmäßigkeit birgt in sich ein „Zweies aus einem" (Grabefuß des Maulwurfs und das lockere Erdreich, beide der Erde angehörend) und ein „Zweies in einem" (da sie nur für einander etwas sind). (I, S. 86.) Unser Körper läßt eine doppelte Betrachtungsweise zu, nämlich die Teilung nach Systemen und nach Organen; wenn auch eine scharfe Trennung beider Gesichtspunkte nicht durchführbar ist. Eine ebensolche doppelte Betrachtungsweise ließe sich dann auf die ganze Natur ausdehnen. (I, S. 203.) „Setzt man die Erde wirklich im ganzen als Auge, so sieht man, daß dieses Auge im Grunde zwei Abteilungen hat, von denen die eine vorzugsweise bestimmt ist, dem Blick nach dem Himmel, die andere dem Blick nach der Erde zu dienen." (II, S. 79.) „Wohl wird der Tod als zweite Geburt in ein neues Leben zu fassen sein . . . Der Tod ist eine zweite Geburt, indes die Geburt eine erste." (II, S. 199, 200.) „Alle Menschen führen schon ein zweites Leben, durch ein gewaltsames Ereignis aus einem früheren niedrigem, unvollkommenem hervorgegangen. Eine einmalige Umwälzung, anstatt einer zweiten zu widersprechen, verspricht aber vielmehr eine solche." (II, S. 326.) „. . . So vermögen zwei an sich zweifelhafte und dunkle Gebiete doch wechselseitig etwas zu ihrer Unterstützung und Erläuterung beizutragen, wie zwei schief stehende Balken sich durch ihr Lehnen gegeneinander halten." (II, S. 325.)

Aus der „Vorschule der Ästhetik": Fechner versucht dem assoziativen Faktor und dem direkten gerecht zu werden, ebenso der idealistischen und der realistischen Richtung, wie auch dem Prinzip der Schönheit und der Charakteristik. Der Streit zwischen den Formästhetikern und Gehaltsästhetikern beruhe ebenfalls nur auf Einseitigkeiten. „Eine auf das einzelne eines Kunstwerkes eingehende Analyse und Kritik hat zwei Seiten." (S. 17.) „Die Einheit der Person kann in doppelter Weise verletzt werden, so daß dieselbe Person auf demselben Bilde zwei- oder mehrmals in verschiedenen Handlungen vorgestellt wird, was meist mit der vorigen Verletzung der Raum- und Zeiteinheit

Hand in Hand geht, oder so, daß in derselben Figur zwei Personen zugleich vorgestellt werden ..." und dazu die Anmerkung: „Nicht unwahrscheinlich kommen sogar in dem berühmten Holbeinschen Madonnenbilde beide Arten der Verletzung zugleich vor, indem man in dem oberen nackten Kinde das Christkind und ein krankes Kind der Stifterfamilie in eins vertreten, in dem unteren dasselbe Kind als gesund, was oben krank (mit kranken Ärmchen) dargestellt ist, sehen kann. Doch ist der Streit über diese Deutungsverhältnisse bisher noch nicht abgefochten." (II, S. 69, 70.) Der Vorteil eines guten Stils hat zwei Seiten, beide haben sich zum größtmöglichen Vorteil zu vereinigen. (II, S. 85.) Auch der Gegensatz der Koloristen und Komponisten verdeckt Einseitigkeiten. (II, S. 102.) Es wird ein Prinzip der Beharrung und des Wechsels in der Art der Beschäftigung aufgestellt. (II, S. 246 u. ff.) „Das hindert nicht, daß Quantitätsverhältnisse hiebei mit ins Spiel kommen, und zwar in doppelter Weise." (II, S. 266.)

Aus dem Buche „Über das höchste Gut": Es gibt nicht nur einen, sondern zwei sich ergänzende Maßstäbe der Lust". (S. 30.)

Aus: „Professor Schleiden und der Mond": „... Die Uhr des Organismus ist offenbar vom Anfange an nach der Weltuhr gestellt; aber die Weltuhr hat nicht bloß eine, sondern zwei Hauptzeiger ... Was dabei die Möglichkeit unserer Erklärung übersteigt, trifft die Sonnenperiodizität ganz ebenso wie die Mondperiodizität; müssen wir aber das Faktum der ersten einmal anerkennen, so zieht dasselbe die Wahrscheinlichkeit der zweiten aus allgemeinen Gründen nach sich." (S. 330, 331.)

Aus „Nanna": Es entstanden die Pflanzen- und Tierwelt am wahrscheinlichsten gleichzeitig. „Die niedrigsten Pflanzen bildeten mit den niedrigsten Tieren den gemeinschaftlichen Ausgangspunkt der organischen Schöpfung, und von da erhob sich dieselbe in beiden Reichen zugleich." (S. 189.) „Ähnlich nämlich, wie unter den Menschen ein Gegensatz zwischen blonder und brünetter Haar-, Haut- und Augenfarbe waltet, wonach sie sich gewissermaßen in zwei Klassen sondern, kehrt unter den Blumen ein analoger Gegensatz zwischen gelben und blauen Blütenfarben wieder." (S. 284.)

Aus „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht": Die Tagesansicht vereint in sich zwei geschichtliche Weltansichten, die christliche und die heidnische.

Ein anderer auffallend verbreiteter Denkschritt ist bei Fechner der **Umkehrschritt**. Seine Äußerungen waren bereits im Zusammenhange mit dem Dualschritte öfters zu beobachten (z. B. Dual von innen-außen, subjektiv-objektiv). Als Grundlage dieses formalen Schrittes finden wir, den Erfahrungen in anderen Fällen analog, eine stärkere Fixierung an der Analerotik,[1] an homosexueller Richtung der Libido, an kindlichem Narziß-

1) Dies wurde bereits von Jones und Abraham erkannt. Jones: Über analerotische Charakterzüge. Int. Ztschr. f. PsA, 1919, Jahrg. V, S. 79. Abraham: Ergänzungen zur Lehre vom Analcharakter. Int. Ztschr. f. PsA, 1923, Jahrg. IX, S. 45, 46.

mus, und den Ödipus-Konflikt betreffend Vertauschung der Vater-Mutter-Rollen, sowie die Vertauschung des Vater-Kind-Verhältnisses, insofern, als der Vater krank das Bett hüten mußte, wie ein Säugling, während er, der Sohn, an Kräften stets zunahm. Im letzteren Umstande vermuten wir auch die Evidenzforderung des Umkehrschrittes aufgefunden zu haben, diese Forderung scheint aber hier, wegen dem mit ihr zusammenhängenden, auf den Vater gerichteten Todeswunsche und dem tatsächlichen Todesfalle, viel größere Widerstände vorgefunden zu haben, als beim Dualschritt.

Interessant ist, daß die Umkehrschritte gerade in der im Laufe der biographischen Skizze berührten homosexuellen Periode die Dualschritte an Verbreitung überragten, so daß die älteren humoristischen[1] Schriften voll von Umkehrschritten sind:

Die Jodine vermag zwei gerade entgegengesetzte Wirkungen zu leisten. (Kleine Schriften, S. 4.) „... nur daß ich hier den Schluß umdrehe, womit ich zum voraus ein Beispiel der Methode gebe, die man im folgenden so glücklich angewendet findet." (S. 5, 6.) „Man ist endlich glücklich dahinter gekommen, daß das Verfahren, was die realen Wissenschaften einschlagen, gerade umzukehren ist." (S. 7.) „Aber sehen wir doch näher zu, welches der oberste oder im vorigen Sinne unterste Grundsatz war, mittels dessen die logische Chemie oder chemische Logik die Scheidung, um die es uns hier zu tun, verrichtet hat, und versuchen dann, ob wir ihn nicht noch fruchtbarer machen können. Wohlan: die Ärzte hatten die Bemerkung gemacht, daß die Jodine die Kröpfe heilt; was war also natürlicher als der Schluß: Die Jodine heilt Kröpfe, ergo ein Mittel, was den Kropf heilt, enthält Jodine." (S. 7, 8 usw.)

„Ebenso ist es bekannt, daß das Opium sonst immer nur Verstopfung erregte; aber seit Hahnemann fängt es an zu laxieren." (S. 9.) Jetzt heilt jedes Mittel alle Krankheiten und umgekehrt läßt sich jede Krankheit durch alle Mittel heilen. (S. 19.) Dadurch wird erreicht, daß die Lehrbücher an Umfang nicht zunehmen, sondern abnehmen müssen (S. 32, 33.) Da das Auge seiner Funktion gemäß gebaut ist, so kann man daraus folgern, daß „ein Geschöpf, dem Licht das Element ist, umgekehrt den Bau des Auges haben wird". (S. 138.) „Mein Schatten kann mich ebenso für seinen Schatten halten als ich ihn für meinen Schatten halten." (S. 168.) „Die Art, wie ich dem Raume zu einer vierten Dimension zu verhelfen suchen will, ist allerdings eigen; nämlich dadurch, daß ich ihm anfangs von seinen dreien eine nehme." (S. 176.) Wenn man einen Ring stets nach rechts dreht, wenn etwas Glückliches eintraf, so hat man später nichts anderes zu tun, als den Ring nach rechts zu drehen, um dadurch etwas Glückliches hervorzurufen. (S. 205.) Daß die Welt nicht durch ein ursprünglich schaffendes, sondern zer-

[1] Der größere Widerstand läßt den Schritt als humoristischen Schritt leichter durch.

störendes Prinzip entstanden ist, wird in einem besonderen „Paradoxon“ weitläufig erläutert. (S. 208—215.) Dann befaßt sich ein kürzerer Aufsatz mit dem Bilde einer „verkehrten Welt“. (S. 227—229.)

Mancher Leser wird mir hier vielleicht lächelnd Unrecht geben wollen: das sind ja eben keine ernst gemeinten Gedanken. Nun, erstens sind es überhaupt seine Gedanken, zweitens kehren die hier humoristisch umkleideten Ideen öfters in ernsten Gedankengängen wieder, drittens gehörte es zu dem — neben der Kindlichkeit — auffälligsten Charakterzuge Fechners, daß er stets opponierte und disputierte, so „daß diese Neigung im Umgange mit Freunden und Bekannten geradezu sprichwörtlich geworden war“. (Kuntze, S. 2, 3.) Es hat nicht leicht ein Gelehrter so viel gestritten, wie Fechner, was der Biograph teilweise aus seiner Ergötzung an dem Reize scharfer Kontraste erklärt.

Als Ergänzung des schon Bekannten sollen noch folgende Beispiele von ernsten Umkehrschritten unseren Standpunkt beweisen:

„Die vierte Hypothese, die ich aufstelle, widerspricht den gewöhnlichen Annahmen gewissermaßen im umgekehrten Sinne als die zweite. Nach der zweiten liest sich jede Akustikusfaser aus einem zusammengesetzten objektiven Tongemische ihre besondere Schwingungszahl heraus, nach unserer jetzigen vollzieht umgekehrt jede Optikusfaser unter dem Einflusse selbst des einfachsten Farbenreizes eine Zusammensetzung von Schwingungen . . .“ (Psph., II, S. 298.) Es ist ebenso möglich, „durch Bewegung unwägbarer Agentien das Wägbare als durch Bewegung wägbarer Agentien das Unwägbare in Bewegung zu setzen.“ (Psph., II, S. 537.) In der „Ästhetik“ kehrt er die Richtung „von oben“ um, und begründet eine Ästhetik „von unten“. (I, S. 1.) Es „können nur wahre Erkenntnisse zu guten praktischen Erfolgen führen, so daß sich selbst umgekehrt nach einem sehr allgemeinen Prinzip die Wahrheit einer Erkenntnis aus ihrer Güte folgern läßt“. (I, S. 32.) Möchte man ein Kind von klein auf immer anlächeln, während man es schlägt, und furchtbar anblicken, während man es liebkost, so würde sich die Bedeutung dieser Ausdrücke geradezu verkehren. (I, S. 155.) Es wird ein „Prinzip des ästhetischen Kontrastes“ aufgestellt: „Der Gegensatz wirkt mit der Kraft eines eigentümlichen Reizes, wodurch der Reiz in einer Weise beschäftigt wird, wie es durch keinen einzelnen Reiz geschehen kann“. (II, S. 231 u. ff.) Die Reize haben, ihren Lust-Unlust-Charakter betreffend, auch mehrere Umschlagspunkte. (II, S. 245.)

Daß in den „Ideen zur Schöpfungsgeschichte usw.“ ein Umkehrschritt ernst durchgeführt ist, wurde bereits erwähnt.

Im „Zend-Avesta“ fragt er sich: „Hast du nicht früher, dich selbst parodierend, bewiesen, daß auch der Schatten lebendig ist; ist nicht umgekehrt die Lebendigkeit, die du jetzt beweisest, ein Schattenspiel?“ (Vorwort.) Es ist ein „scheinbar alles verkehrender Schritt“, den Seelenschwerpunkt des Irdischen nicht mehr in uns, sondern in der Erde zu suchen. (I, S. 129.) Man hat auch

darin unrecht, wenn man einseitig im Unbewußtsein die Urmutter des Bewußt seins sucht. „Eher ist es umgekehrt." (I, S. 282.) „Die Erde ist solchergestalt wie ein Schädel, der, statt seine Konkavitäten anzuwenden, um das Gehirn ganz, die Hauptsinne halb darin zu verstecken, umgekehrt seine Konvexität benützt, das Gehirn mit den Sinnen allseitig frei in den Himmel hinauszuhalten." (II, S. 9.) „Die verschiedensten Sinnesempfindungen, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, in uns erfolgen mittels scheinbar sehr ähnlich eingerichteter Nerven. Nun sieht man nicht ein, warum das Umgekehrte minder möglich sein sollte: dieselbe Empfindung mittels scheinbar sehr verschieden eingerichteter Apparate. Denn das hängt logisch zusammen." (II, S. 69.) „So gut man sich nämlich stets auf inneren, und so gut man sich stets auf äußeren Standpunkt gegen die Dinge stellen kann, so gut kann man auch mit dem Standpunkt der Betrachtung wechseln, in Betrachtung der Ursache sich auf den inneren Standpunkt stellen, in Betrachtung der Folge auf den äußeren, wie umgekehrt." (II, S. 156.) „Freilich, die Blume verwelkt zuletzt, der Schmetterling stirbt doch zuletzt. Sollen wir nach unserem künftigen Leben auch endlich doch verwelken, sterben? — Aber kehren wir die Betrachtung lieber um. Sollte jenes Welken, Sterben nicht für die Seelen von Pflanze und Tier so scheinbar sein, wie unseres für uns?" (II, S. 331, 332.)

In „Nanna" soll die Behauptung, die Wasserlilie wäre für das Wasser da, „umgekehrt", und gesagt werden, das Wasser ist ganz für die Wasserlilie da. (S. 39.) Der Leib des Tieres ist wie ein Sack, umgewendete Säcke sind die Pflanzen. (S. 249.) „Man kann bemerken, daß überhaupt die Natur eingestülpten Formen ausgestülpte Formen von teils paralleler, teils sich ergänzender Bedeutung gegenüberzustellen liebt; wie z. B. Lungen und Kiemen, *genitalia masculina* und *feminina*. Hier nun haben wir diesen Gegensatz im ganzen und großen zwischen zwei Reichen (scil. Pflanzen und Tieren) durchgeführt." (S. 272.) Die Gestalt der Tiere ähnelt am meisten einer Ellipse, mit den zwei Brennpunkten von Herz und Hirn, die Gestalt der Pflanzen hingegen, wegen ihrer doppelten und entgegengesetzten Divergenz nach oben und unten, mehr der Hyperbel. Die Hyperbel entsteht aber aus der Ellipse, wenn man eine Hauptgröße darin in der Richtung verkehrt genommen denkt. (S. 276, 277.)

Sehr auffallend sind einige Umkehrschritte in der „Tagesansicht": „Die Bibel prägt dem Menschen ein: liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst; die Tagesansicht aber führt ihm auch die Umkehrung davon zu Gemüte: die Liebe Gottes geht über alles und er liebt alle, wie sich selbst." (S. 24.) „. . . was im Sinne der Tagesansicht selbstverständlich ist, erscheint im Sinne der Nachtansicht absurd, weil so vieles Absurde in ihr selbstverständlich scheint." (S. 29.) „Das Zukünftige hängt im Sinne des Kausalgesetzes funktionell von der Vergangenheit ab. Was aber hindert, im Sinne des Mathematikers, die funktionelle Betrachtung umzukehren, also die vergangenen Zustände nach einem umgekehrten Verfolg der Richtung des Geschehens . . . als Funktion der Zustände, zu denen sie führen, zu betrachten. Für ein zeitlos ewiges . . . Wesen . . . möchte diese doppelte Betrachtungsweise sogar fast selbstverständlich sein. — Damit hängt folgende Betrachtungs-

weise zusammen: Im Raume findet stets zur Wirkung von einem Punkte *a* auf den Punkt *b* eine Gegenwirkung vom Punkte *b* auf den Punkt *a* statt. Warum soll nicht ebenso zur Wirkung von einem Zeitpunkt *a* auf einen andern *b* eine umgekehrte Wirkung von *b* auf *a* stattfinden." (S. 124, 125.)

Auch als Arbeitsfeld wählte sich Fechner öfters Erscheinungen, die als Umkehrschritte beschreibbar sind: subjektive Komplementärfarben, Kontrastempfindungen, „Umkehrungen der Polarität in der einfachen Kette, 1828."

Ich möchte nur flüchtig erwähnen, daß der Schritt des Sinkens — in welchen der formalisierte Schritt der Geburt eingeht — und seine Umkehrung im Schritt des Erhebens bei Fechner ebenfalls oft zu finden sind; man denke an seine Grundauffassung der organischen Entwicklung, der ästhetischen Methode. Beispiele sind in dem Obigen schon mitenthalten. Sehr viel Formales enthält natürlich das „Rätselbüchlein" (in Verse gefaßte Silbenrätsel).[1]

E

Die Begabungsgrundlagen

Es sei hier eine kurze Übersicht der von mir entwickelten Begabungstheorie gegeben. In dieser Theorie heißt es nicht, die Grundlagen der „Begabung überhaupt" zu bestimmen, wie solch eine Grundlage z. B. der erhöhte Narzißmus wäre. Auch die Charaktereigenschaften des „Künstlers" könnten höchstens als Grundlagen einer „künstlerischen Betätigung überhaupt" dienen. Unsere Absicht ist aber, die speziellen Formen der Begabungen zu erklären, d. h. diejenigen fakultogenen Faktoren aufzufinden, welche die Entwicklung des Könnens und des Interesses in der speziellen Richtung verständlich machen; dabei soll die Theorie das Neuauftreten, wie die Vererbung der Begabung erklärbar machen, sodann aber auch den im Laufe der individuellen Entwicklung oft eintretenden Übergang der einen Begabungsart in eine andere, und ferner das Nebeneinandervorkommen von verschiedenen Begabungsarten bei einem Individuum, und bei Individuen derselben Familie. Der Weg zur Auffindung solcher fakultogenen Faktoren war der, daß wir solche auffallende und bei Begabten derselben Art stets vorhandene Symptome herausarbeiteten, welche in sinnvollem Zusammenhange mit der speziellen Betätigungsart der Begabung sind, und zeitlich früher als die Begabungsäußerungen vorhanden waren.

1) Siehe Beispiele bei Freud: Der Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten. (Gesammelte Schriften, IX. Bd., S. 71, 72.)

Natürlich bewegen sich unsere Untersuchungen vorläufig ganz im groben; wir können nur einige Begabungsarten auf solche fakultogene Faktoren zurückführen und auch bei diesen glauben wir, diese Faktoren nicht mit der genügenden Schärfe in Worte gefaßt zu haben und wären auch nicht erstaunt, wenn neben den bekannten Faktoren sich noch andere, unbekannte auffinden ließen. Man möge auch nicht aus den Augen verlieren, daß die hier zu entwickelnde Theorie sich aus Krankenanalysen ergab.

Klar liegt die Sachlage bei der zeichnerischen Begabung. Der eine Faktor ist hier die starke Erogeneität der Hände. Als eine Art Sublimierung dieser Libidomenge fassen wir dann die zeichnerische Begabung auf. Und zwar denken wir uns die Sache so, daß, während bei einer geringeren Erogeneität der Hände die ursprünglich primären Peripherprozesse (Gestaltbildungen)[1] der Hand im Laufe der gesetzmäßigen Entwicklung bald durch zentrale — intellektuelle — Prozesse abgelöst werden, bei erhöhtem Libidotonus eine Sublimierung in dem Sinne stattfinden kann, daß die Libidomenge zu peripheren Gestaltbildungen benützt wird und so die Peripherprozesse weiter, höher entwickelt werden.

Der andere Faktor, der den erhöhten Libidotonus zwingt, gerade diese Richtung der Gestaltbildung zu wählen, ist sodann die eigene Körperschönheit bei heterosexuellen Männern; bei stark homosexuellen Männern kann die eigene ausgesprochene Körperhäßlichkeit dasselbe bewirken. Nun kann diese Körperschönheit auf einer organischen Basis beruhen (der Entwicklungsfaktor, der die Ausgestaltung des Körpers gerade in diese Geleise schob) und als Folge einer speziellen Libidoqualität aufgefaßt werden, sie kann aber auch als eine eingebildete, eine nur seelisch-inhaltlich existierende, vorhanden sein. Mindestens diese zwei Faktoren arbeiten nun so zusammen, daß sie die spezielle Begabungsart des Zeichnenkönnens, also des Produzierens von schönen Formen mit der Hand, hervorlocken; kein Faktor für sich ist dazu fähig.

Bei der dichterisch-schriftstellerischen Begabung fanden wir als fakultogene Faktoren: 1) die höhere Erogeneität der Mundzone — die Materie dieser Begabung, die Sprache, wird von dieser Zone (im weiteren

1) Siehe ausführlicher: Die Randbevorzugung als Primärvorgang, Intern. Zeitschr. f. PsA, IX, 1923 und in einem mit A. Hermann-Cziner gemeinschaftlich ausgearbeiteten (experimentellen) Aufsatze: Zur Entwicklungspsychologie des Umgehens mit Gegenständen, Zeitschr. f. angew. Psychol., Bd. XXII, 1923. — Über das System Mund-Hand sprach ich in einer Sitzung der Ung. PsA. Vereinigung (März 1924).

Sinne) erzeugt; 2) eine seelische Einstellung, die wir Seherkomplex nannten, und die darin besteht, daß man von der eigenen prophetischen Natur überzeugt ist und im Leben Beispiele dieser Fähigkeit liefert; 3) eine libidinöse Einstellung, die wir den Totenkomplex nannten, und die sich darin äußert, daß der Betreffende mit Vorliebe Tote oder Scheintote liebt und sich als Toter (Scheintoter) lieben lassen will. Der Seherkomplex gibt sich in den im voraus bestimmbaren Wiederholungen der Form (Reim, Rhythmus) kund, der Totenkomplex offenbart sich im Lieben der flüchtigen, kaum geborenen, schon verschwundenen Laute der Sprache. Der Seherkomplex kann organisch durch einen besonderen Libidotonus der Augen und Umgebung (Stirn) repräsentiert werden, der Totenkomplex durch besondere Schicksale (besondere Qualität?) des Todestriebes.

Die Begabung des Denkers ist begründet durch einen temporär erhöhten Libidotonus des Gehirns, der so zustande kommt, daß gewisse schmerzhafte Ereignisse aufgesucht, das Gefühl des Schmerzes aber aufgehoben wird, indem man während der schmerzlichen Szene bestrebt ist, über etwas nachzudenken, um dem Schmerz jede Aufmerksamkeit zu entziehen. Durch den Schmerz geschaffene narzißtische Libido wird somit zu intellektuellen Gestaltbildungen, zu Vertiefungen[1] verwendet. Ich nannte das „übergangsmasochistische Schmerzgrundlage" des Denkers.[2] In Anbetracht der schriftstellerischen Tätigkeit des Forschers sollen auch die eben genannten drei Faktoren vorhanden sein, vielleicht mit geringerem Hervortreten des Totenkomplexes und der Erogeneität der Mundzone und auffallenderer Mitwirkung einer Art Seherkomplexes (Wissen = Vorauswissen).[3]

Die Einführung der erogenen Handzone hat unsere Aufmerksamkeit auf verschiedene Verhältnisse dieser Zone gelenkt. Wir fanden die primäre adäquate Betätigungsart dieser Zone im Anklammern an die Mutter (wie bei gewissen Säugetieren und auch den Menschenaffen),[4] also in einem beim menschlichen Säugling — in der kulturellen Stufe — nicht mehr

1) Siehe Intelligenz und tiefer Gedanke. Intern. Zeitschr. f. PsA, VI, 1920.

2) Winterstein will unter den Philosophen zwischen den mystischen Masochisten und amystischen Sadisten unterscheiden (Psychoanalytische Anmerkungen zur Geschichte der Philosophie, Imago, Jahrg. II, 1915, S. 230). Wir haben im obigen den Mechanismus des Wirkens dieser Charakterzüge angegeben.

3) Diesen letzten Zusammenhang zwischen Dichter und Denker sieht auch Winterstein (a. a. O. S. 206): „Vielleicht sind eigentliche ‚Weltanschauungen' bloß die Schöpfungen dieses visuellen Typus (des ‚Schauers' — Chamberlain), dem der Typus des Dichters so nahe steht."

4) Vgl.: Zur Psychologie der Schimpansen. Intern. Zeitschr. f. PsA, IX, 1923.

befriedigten Betätigungswunsche. Bei den Säuglingen kultureller Menschen ist die (adäquate) Befriedigung der Handzone hauptsächlich auf die Zeit der einzelnen Nahrungsaufnahmen an der Brust beschränkt.[1] Da zeigt sie also schon eine Verknüpfung mit der Mundzone.[2] Und es kann theoretisch abgeleitet werden, daß diese Verknüpfung eigentlich schon phylogenetisch vorhanden und das eigentlich Primäre ist. Man kann die Theorie aufstellen, daß die Mundzone mit der Handzone ein einheitliches erogenes System bildet, das Mund-Hand-System, welches quasi als ein kommunizierendes Gefäß aufzufassen ist, mit zwei empfindlichen Enden, mit ständigem Verkehr zwischen diesen Enden, so daß die Libidospannung hier und dort zugleich wachsen oder sinken kann; gewisse Ereignisse können aber auch asymmetrische Wirkungen — das Vollaufen eines Endes mit Leerwerden des anderen, also gleichsam auf Kosten des anderen Endes — ausüben.[3] Diese Theorie läßt dann verstehen, wieso dichterische und zeichnerische Begabung oft isoliert, oft aber auch in einer Person vereinigt vorkommt; wenn man ferner noch annimmt, daß die Begabungen durch ihre organisch fakultogenen Grundlagen vererbt werden und daß dieses einheitliche System von Mund-Hand in der Vererbung ebenfalls als Einheit fungiert, so werden die Begabungswandlungen innerhalb mehrerer Generationen, aber auch das Festhalten an derselben Begabung — für die genannten Arten der Begabung — dem Verständnisse näher gebracht.

Fechner war Dichter, Schriftsteller, Denker und Forscher. Welche Grundlagen dieser Begabungen finden wir nun bei ihm vor? Was wissen wir von der Entwicklung des Mund-Hand-Systems bei ihm? Hier muß man sich eben mit indirekten Beweisen begnügen und versuchen, ob denn durch die Annahme, dieses System sei bei Fechner stärker erogenisiert gewesen und diese Erotik sei zur — teilweisen — Sublimierung gelangt, die Daten einheitlich zusammengefaßt werden können.

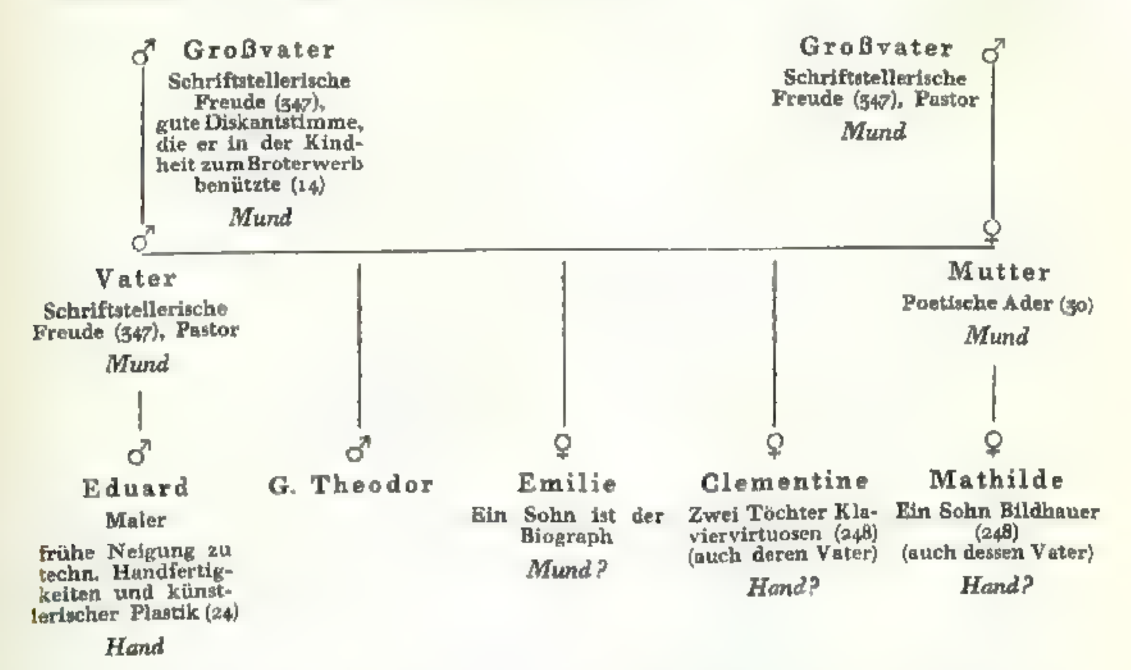
---

1) Direkte Beobachtungen an Säuglingen haben mich belehrt, daß die Anklammerungslust des Säuglings eine eminent große ist; sie gibt sich in speziellen Formen des Wonnesaugens an den Fingern und in Schlafstellungen kund.

2) Direkte Beobachtungen bei einigen Säuglingen zeigten, daß die Finger — bis zu einem gewissen Alter — während der Nahrungsaufnahme erektionsartige Haltung und Spannung einnehmen.

3) Dieses einheitliche Zusammensein einer Qualität in einem System ist nicht zu verwechseln mit der Amphimixis von Ferenczi (Versuch einer Genitaltheorie, 1924). Letzteres Sckicksal der Erotismen kann ein Ergebnis in einem zwei Qualitäten vereinheitlichendem, zusammengesetztem System werden und soll eine Mischqualität hervorrufen können (eine organisch-libidinöse Gestalt höherer Ordnung).

Betrachten wir zuerst die Familientafel mit den nachweisbaren Fähigkeitsäußerungen. Wir werden dann auch diese Fähigkeiten in die uns jetzt interessierende Sprache übersetzen. (Die Zahlen bedeuten die entsprechenden Seitenzahlen aus dem Kuntzeschen Buche.)



Man sieht demnach die Munderotik als Begabungsgrundlage neben der Handerotik abwechselnd auftauchen. Der Bruder Eduard soll ein ziemlich begabter Maler gewesen sein, verdiente damit sein Brot in Paris. Wir möchten aber doch auch etwas Direkteres erfahren.

Fechners Sprachfertigkeit und Begabung in Sprachen trat schon früh hervor (S. 22, 25) und er tat darin seinem Bruder zuvor. Hierin erblicken wir aber schon eine unmittelbare Äußerung der Sublimierung der Munderotik.[1] Im Gegensatze konnte er es in Handfertigkeiten kaum zu etwas bringen, er hatte geringes Zeichentalent. (S. 25, 27). Es werden seine „lebhaften und charakteristischen Händebewegungen" während des Redens, Vortragens hervorgehoben, was für uns die Unterordnung der Hand unter die Führung des Mundes bedeutet. Er bringt öfters Beispiele von schönen Körperteilen. Im „Büchlein vom Leben nach dem Tode" heißt es: „Ein schönes Auge, ein schöner Mund sind ihm (scil. dem Kind im Mutterleibe) bloß schöne Gegenstände, die es geschaffen." (S. 11.) In der „Ästhetik"

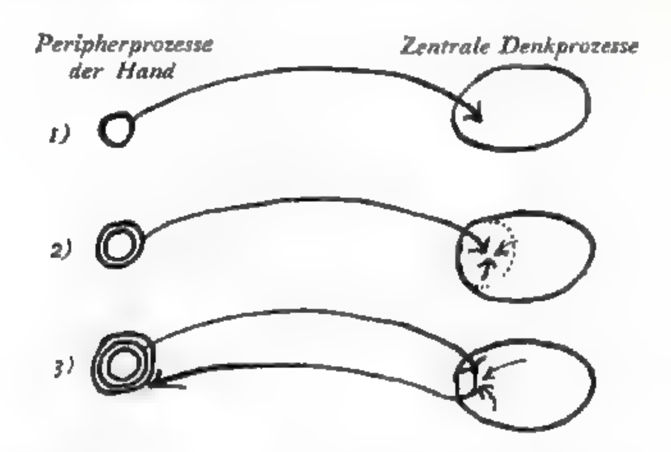
1) Sein Äußeres betreffend, hebt der Biograph zweierlei hervor: Die schon in jungen Jahren mächtig entwickelte Stirn und den freundlichen Mund. (S. 2.)

verweilt er besonders bei dem Beispiele der Schönheit eines menschlichen Fußes, die er eher am beschuhten Fuß, nicht am nackten, findet, und der Arme. Kaum findet man irgendwo wärmere Worte in der ganzen Ästhetik, wie gerade an dieser Stelle: „Eine Blinde, welche sich der Formen nur durch den Tastsinn bemächtigen konnte, wurde gefragt, weshalb ihr der Arm einer gewissen Person so wohl gefiele. Man ratet etwa: Sie antwortete, weil sie den sanften Zug, die schöne Fülle, die elastische Schwellung der Formen des Armes fühle. Nichts von alle dem, sondern weil sie fühle, daß der Arm gesund, rege und leicht sei. Das konnte sie aber nicht unmittelbar fühlen, sondern nur an das Gefühlte assoziieren. Nun glaube ich nicht, daß der direkte Eindruck, in dem man den alleinigen Grund des Wohlgefallens sehen möchte, ohne Anteil daran war; aber man sieht doch, daß der assoziierte Eindruck ihr noch lebendiger zum Bewußtsein kam. Bei uns Sehenden ist es umgekehrt. Wir meinen, einem schönen Arme seine Schönheit gleichsam abzusehen, ohne zu ahnen, daß wir das Meiste davon hineinsehen." (I, S. 91).

Statt „Absehen" hätte Fechner hier auch „mit den Augen abtasten" sagen können — es scheint ja, bei ihm wurde die erotisch-abtastende Rolle der Hand durch die Augen übernommen. Damit wären wir bei der organischen Grundlage des Seherkomplexes angelangt. Nicht nur in der Krankengeschichte dominiert das Auge; auch in gewissen Phantasien: die Engel sollen augenartige Geschöpfe sein, das Auge sei der vollkommenst gebaute Teil des menschlichen Körpers. „Mein Geschöpf war mir wieder lieb, es war ein wunderschönes Auge geworden." (Kleine Schriften, S. 137.) „Die Augensprache der Liebe ist eine Vorbedeutung der Sprache der Engel, die ja selbst nur vollkommene Augen sind." (S. 146.)

Ich vermute aber, die Handerotik ging nicht nur in die Munderotik über, um da eine sprachliche Sublimierung durchzumachen, sie gab nicht nur den Augen Krafte ab (im erotischen Abtasten schon im vorhinein), sie gab nicht nur Kräfte dem regressiven Wunsche, sich an der Mutter anzuklammern, ab, es ist noch etwas vorhanden, das nach meinen bisherigen Erfahrungen mit der Handerotik in Zusammenhang gebracht werden kann, und, das wäre der Hang zum formalen Denken. Wie die Hand immer nur die äußeren Formen beherrschen kann, die innere nur, indem sie sie zur äußeren macht, so gehen die formalen Schritte nur immer dem Äußeren entgegen, das Innere, das Sinnhaltige aber wird von ihnen gemieden. Man kann sich die Sachlage etwa so vorstellen, daß es in der Entwicklung der Handfunktionen vom Peripheren zum Zentralen folgende Möglichkeiten geben kann. 1. Die Handerotik verläßt die Hand zugunsten des zentralen — sprachlichen —

Denkens. 2. Die Handerotik zwingt die Hand zu einer etwas höheren Betätigungsart und verläßt die Hand zugunsten des zentralen Denkens, doch führt darin das formale Denken weiterhin noch ein selbständiges und mächtiges Leben. 3. Die Handerotik zwingt die Hand zu einer noch höheren Betätigungsart und zieht Gestaltungskräfte des Denkens an die Hand. Schematisch etwa:



Selbstverständlich denken wir nicht daran, daß am formalen Denken einzig diese Transponierung schuld sei, auch hier muß etwas noch als Wegweiser dazukommen, um gerade diese Art der Handfunktion zu transponieren. Und jetzt möchten wir wieder einen Zusammenhang konstruieren, der leichter hinzustellen, als zu beweisen ist: Was ist denn das Formale in seinen stärksten Ausprägungen? Ist es denn nicht etwas Erstarrtes, etwas Kaltes, etwas Totes? Mit Zulassung des Formalen wird eigentlich die lebendige Gestaltung getötet! Jeder formale Zug, jeder formale Schritt ist ein Spiel mit dem Totsein, ein Versteckspiel. Und war denn nicht das Sterben des Vaters eines der mächtigsten Erlebnisse Fechners? Und wurde er denn nicht jahrelang, fern von der mütterlichen Pflege, erzogen, um dann ein wahres Versteckspiel mit der Mutter zu spielen (wöchentliche Besuche usw.)? Beschäftigte sich seine Philosophie — sowie viele anderen Philosophien — nicht mit dem Tode als Kernfrage? Den Zusammenhang von Zwangsneurose und Tod haben schon Hitschmann und Winterstein, als sie die Charakteristik der Philosophen angeben wollten, eben wegen der Ähnlichkeit von Zwangsdenken und philosophischem Denken hervorgehoben. Daß aber Fechner an einer Art Zwangsdenken litt, wissen wir schon von früher her. Hitschmann[1] beruft sich auch auf Abrahams Studie über „Giovanni Segantini", wo der frühe Tod der Mutter in der Entwicklung der Per-

1) Zum Werden des Romandichters. Imago, I, 1912. S. 55.

sönlichkeit dieses Malers eingehend gewürdigt wird.[1] — In der Verbreitung der formalen Schritte, im Hange zum Formalismus des Denkens sehen wir somit die Handerotik und den Todesgedanken (Todeswunsch, Todesfurcht, Todestrieb?) mitwirken. Da, um zu unserem jetzigen Hauptthema zurückzukehren, im formalen Denken ein gewisser Typus der Denker heimisch sein muß, soll wenigstens vermutungsweise auch die fakultogene Wirkung des Todesgedankens (Todestriebes) ausgesprochen werden.[2]

Wir haben die Augen schon, als fakultogenes Organ, herangezogen. Nicht nur im Zusammenhange von Schaulust und Forschung, wie es Winterstein statuiert (a. a. O. S. 185, 186). Das Auge und seine erogenisierte Umgebung, die „hohe Stirne" (siehe S. 411) ergibt, wenn auch nur die organische, Grundlage für die Überzeugung des Voraussehens. Als eine psychische Grundlage sind möglicherweise die rasch folgenden Geburten der drei Geschwister anzusehen. Fechner war dieser Überzeugung sehr nahe. „Die Menschen haben von jeher bedeutungsvolle Träume und Ahnungen gehabt." (Kleine Schriften, S. 186.) „Gern hörte er abenteuerliche Szenen, Gespenstergeschichten, Visionen, Halluzinationen, Ahnungen und Geistererscheinungen erzählen und war immer bereit, darüber zu disputieren, aber er nahm bald Partei, bald Gegenpartei . . ." (Kuntze, S. 276). Er will den Geist eines jeden vergrößert wissen, denn je mächtiger der Geist, „eine desto weiter greifende Folge dessen was geschehen wird und geschehen soll, vermag er vorauszusehen und vorauszubestimmen". (Zend-Avesta, II, S. 245.) Wenn uns mehr Rückerinnerungen von unseren Träumen blieben, so würden wir öfters vorbedeutenden Träumen begegnen. (Zend-Avesta, II, 317.) Man vergleiche dazu den vorbedeutenden Traum der Dame, die ihm während der Krankheit den Appetit wiedergab, und den vorbedeutenden Sinn der Zahl 77 in der letzten Phase der Krankheit.

„Die Rätsel unseres jetzigen Geisteslebens", so heißt es im „Büchlein", „der Durst nach Erforschung der Wahrheit, die uns zum Teil hier nichts frommt, . . . gehen aus ahnenden Vorgefühlen hervor, was uns alles

1) Die Hand, welche in den Gestaltungen im reinsten Dienste des Lebenstriebes steht, wird auch ein reiner Diener des — nach auswärts gewendeten — Todestriebes. In der Menschwerdung, mit der Angewöhnung der aufrechten Haltung, wird die Hand und der Arm zur Lebenserhaltung, zum Kampfe stets im wachsenden Grade, der Mund aber in abnehmendem Maße benützt (Darwin, Die Abstammung des Menschen, II).

2) Der Todesgedanke, das Erlebnis des Todes (des Fernseins) gibt auch dem Idealisieren einen mächtigen Antrieb (Ideal — eidolon = Seele eines Toten. Róheim: Nach dem Tode des Urvaters. Imago, IX, 1923). Krankenanalysen besagen auch dasselbe.

dies in jener Welt eintragen wird.“ (S. 15.) Im Buche „Über das höchste Gut“ wird dann weitläufig erklärt, daß das Gewissen ein Nachgefühl, aber auch ein Vorgefühl der Lust ist (S. 53—53) und das Lustprinzip (sic!) steht überhaupt im Dienste der Zukunft. Als Grundlage dieser Einstellung muß natürlich auch der animistischen, allesbelebenden Denkweise gedacht werden, deren Wirkung gerade auf die Worte und die Teile der Wörter im Rätselbüchlein[1] zu finden ist, welches mit dem vielen Formalen und vielen belebenden Gleichnissen, Symbolen eine Welt von merkwürdigem Scheinleben eröffnet.[2]

Den Totenkomplex finden wir in seiner Krankheit, wo er doch nach seinen eigenen Worten lebendig begraben war, also in der Vateridentifikation, und in den während dieser Zeit geschaffenen Dichtungen ausgeprägt. Schon das erste Gedicht (Der gute Schmied) ist im Sinne dieses Komplexes gestaltet: Der Schmied sieht vor seinem Tode die früh verschiedene Braut vor sich:

Sie rührt ihn an, der Hammer fiel,
Um Haupt und Herze wehn ihm kühl
Zwei lichte Engelsflügel;
Aus Nacht zum Licht da steigen sie:
Grabscheit und Schaufel warfen früh
Ins Land den grünen Hügel.

Im zweiten Gedichte sieht der König seine frühere Gespielin am Himmel, als silbernes Lämmlein. Im dritten Gedichte trifft die Botschaft vom Bräutigam die Braut tot, im nächsten Verse schickt der tote Bräutigam vom Meeresstrande eine „Wellenbotschaft“ der Braut. Dann wird die Geschichte von „Elisabeth und Essex“ erzählt; die Königin leidet und stirbt, denn

Der, den sie hatte geliebt so sehr,
Den hat sie selber erschlagen.

Die Übertragung dieses Komplexes auf die Tätigkeit des Schreibers findet in folgenden Zeilen Ausdruck: „Mit fünfundzwanzig toten Buch-

1) Entstehungsgeschichte: „Zuerst geselliges Spiel, dann die Muse einer langen Krankheit, noch jüngst der Ausschluß ernsterer Beschäftigung nach zwei erlittenen Augenoperationen, endlich eine Art Gewöhnung haben den Stoff zu diesem Büchlein erwachsen lassen.“ (Vorwort der vierten Auflage, 1876.) — Die erwähnten Operationen waren Staroperationen in den Jahren 1873 und 1874 und haben mit der Reizbarkeit der Augen nichts zu tun. (Kuntze, S. 284, 286.)

2) Die Rätsel zeigen gewissermaßen eine Umkehrung des Voraussehens (für den Leser): Es ist ja alles gegeben, um eine Lösung finden zu können, und die Lösung stellt sich doch nicht ein. Der die Lösung findet, erlebt eine Entdeckerfreude. Ein Rätsel ist auch ein Versteckspiel. Der die Rätsel macht, verschleiert einen einfachen Tatbestand. (Das Rätsel der Geburt der Kinder bei Fechner!)

staben auf totem Papier sind alle Werke der Dichter und Philosophen draußen geschrieben.“ (Zend-Avesta, II, S. 131.)

Jetzt wollen wir noch, nach diesem, den sadistisch-masochistischen Trieb berührenden Komplex einige Ergänzungen zur übergangsmasochistischen Schmerzgrundlage hinzufügen. Ein gewisser Zug des Aushaltens von Schmerz gab sich schon in der Kindheit kund. Eine der ganz wenigen Daten aus der Kindheit lautet nämlich: Als die beiden Brüder zu Hause bei der Mutter waren, wollte der ältere dem jüngeren einen „Schabernack“ spielen „und er raunte der Tante, welche von dem kleinen Brüderpaar begleitet zur Rolle ging, zu, der Theodor würde sehr gern auf der mit großen kantigen Steinen beschwerten Rolle sitzen, um auf ihr hin und her gefahren zu werden. Die Tante hieß diesen, um ihm die Freude zu machen, sich an die bewußte Stelle setzen, und, gutmütig, den Zusammenhang nicht ahnend, behauptete der Knabe, um der Tante dienstwillig zu sein, den Platz trotz der Unbequemlichkeit der Lage, bis er endlich still zu seufzen anfing und der mutwillig geschürzte Knoten offenbar ward. Ich habe diese Geschichte aus dem Munde der Mutter Fechners“.[1] Man überdenke dann — darauf habe ich mich bereits an einer anderen Stelle berufen[2] — den Abschluß der Krankengeschichte, wo das mutige Denken den Schmerz nicht aufkommen ließ und man hat diese Erscheinung in schönster Ausprägung vor sich. Eine besondere Verzweigung dieser Erscheinung war die Flucht vor der Langweile in die Arbeit; er hatte sich geäußert, wenn er nicht arbeite, halte er es vor grausamer Langweile nicht aus. „Dieses Gefühl der Langweile muß in seiner Seele eine ganz besondere Rolle gespielt haben; wenn er sie nannte, machte es den Eindruck, als habe sie etwas Peinvolles für ihn, er floh sie wie einen Schmerz.“ „Wie ein tiefer Schatten lagerte sich ihm hart an die Schwelle des Vergnügens das peinigende Gefühl der Langweile.“[3] Sein Arbeiten ging auch nicht leicht, fließend, mit Arbeitsfreude vor sich, es war stets mit hoher Anstrengung verbunden.[4]

Ob darin nicht auch der (anale) Zeitgeiz mit im Spiele war, wie wir es bei Darwin[5] finden werden? Sicher ist, daß die Anstrengung

1) Kuntze, S. 4.

2) Organlibido und Begabung. Intern. Zeitschr. f. PsA, IX, 1923.

3) Kuntze, S. 312, 318.

4) Kuntze, S. 314.

5) Siehe die demnächst in dieser Zeitschrift erscheinende Arbeit des Verfassers über Darwin.

selbst bei ihm den tiefen Sinn der Vater-Identifikation, und was alles damit zusammenhängt, an sich zog. Daß dann, vielleicht sekundär, das Zeitmoment des Sicheilens, und dadurch das Zeitmoment selbst zur Sprache kam, kann vermutet werden: in der Psychophysik wird dem zeitlichen Faktor (Zeitfehler) eine hohe Rolle zugestanden, als vierte Dimension der vierdimensionalen Mannigfaltigkeit wird eben die Zeit beschlagnahmt, und die zeitlichen Perioden beschäftigen Fechner eingehend.

Anhang

Fechner als Vorläufer psychoanalytischer Erkenntnisse

Die bisherige Einstellung, in der Fechner hier dem Leser vorgeführt wurde, könnte die irrige Meinung auftauchen lassen, Fechner sei ein Phantast, der Verfasser der „vier Paradoxa", der „Stapelia mixta" und des „Rätselbüchleins", aber kein exakter Forscher gewesen. Wir wenden uns entschieden gegen eine solche Auffassung. Er war — oft bewußt — auch ein Phantast, besaß aber stets die genügende Kritikfähigkeit, um Forschungsergebnisse und Phantasiebildungen nicht zu verwechseln. Seine physikalischen Forschungen gehören zum Inventar der Fachwissenschaft, seine Ideen über Atomistik, über die Zeit als vierte Raum-Zeit-Koordinate, über gewisse einfache Relativitätssätze (zeitliche Umkehr der Kausalität), über eine Art „Schwelle" als allgemeine Naturerscheinung (in der sogenannten Quantentheorie) gehören schon zu den allerneuesten Wendungen der exakten Forschung. Die Psychophysik erschloß dann ein ganz neues Tatsachengebiet, mit neuer und mit staunenswertem Wissen durchgearbeiteter Methodik. Wir wenden uns also nicht einem Phantasten zu, sondern einem Naturforscher erster Klasse, wenn wir in seinen Ideen psychoanalytische Gedankenspuren nachweisen. Wir? Nein, Freud war es, der bei Fechner die erste Ausgestaltung einer Metapsychologie auffand. (Siehe Freuds „Traumdeutung".)

Nur zur Auffrischung der Erinnerung berufe ich mich auf die Stelle der „Traumdeutung", wo der topische Gedanke auf den Gedanken Fechners über die verschiedenen Schauplätze von Wachbewußtsein und Traum zurückgeführt wird. „In der Tat" — so wird es in der ‚Revision der Hauptpunkte der Psychophysik' ausgeführt — „hat es an sich nichts Unwahrscheinliches, daß die zeitliche Oszillation der psychophysischen Tätigkeit

unseres Organismus von Wachen zu Schlaf mit einer räumlichen Oszillation oder Kreislaufbewegung in ähnlicher Weise zusammenhängt, als wir es auch sonst in und außer dem Organismus zu finden gewohnt sind. So beim Pulse, so bei Wechsel von Tag und Nacht an jedem Orte. Also mag von Schlaf zu Wachen und von Wachen zu Schlaf das Spiel der gesamten psychophysischen Tätigkeit des Menschen den Schauplatz wechseln, in der Art, daß während des Wachens der Schauplatz der Träume ganz unter der Schwelle bleibt, indes der Schauplatz des wachen Vorstellungslebens irgendwo und irgendwie darüber ist, wogegen im Schlafe der Schauplatz des wachen Vorstellungslebens ganz unter die Schwelle sinkt, indes der Schauplatz der Träume sich relativ gegen den ganz herabgesunkenen Schauplatz der wachen Vorstellungen erhöht, und bei Eintreten wirklichen Traums sogar bis über die Schwelle des Bewußtseins erhebt." („Revision", 286, 287.) Dann steht Fechner auf Grund einer energetisch gedachten psychophysischen Tätigkeit, welche durch ein Minimumgesetz („Prinzip der Stabilität" — vgl. Freuds „Jenseits des Lustprinzips") reguliert wird; die Aufmerksamkeitswandlungen seien Bewegungen dieser psychophysischen Energie. In der Unterscheidung von Oberwelle und Unterwelle kann auch ein Keim der dynamischen Auffassung erkannt werden. Triebe werden von Fechner als Grundelemente des Seelenlebens stets nachdrücklich hervorgehoben. Beherrscher des Seelenlebens sei das „Lustprinzip", das sich mehr weniger den Umständen, den praktischen Forderungen anpaßt.

Speziell die Psychologie der Träume betreffend, sei noch die Auffassung Fechners erwähnt, wonach das Gehirn während des Traumes mit demjenigen eines Narren, „noch triftiger mit dem Gehirne eines Kindes oder Wilden" zu vergleichen sei. „Wenn das Traumleben ein relativ zusammenhangloseres, nicht so vernünftig geordnetes ist, als das wache Leben, hat es doch seinen Zusammenhang eigentümlicher Art." „Der Träumende ist ein Dichter, der seiner Phantasie die Zügel ganz und gar schießen läßt, und ganz in eine innere Welt versunken und verloren ist, so daß ihm die Erscheinung Wahrheit wird."[1]

Er spricht von den „Konflikten" im Seelenleben, über den „unmittelbaren Lustgewinn", den der Ausdruck der Gefühle mitbringt. Daß die Realität des Unbewußten einen entschiedenen Kämpfer in Fechner für sich eroberte, wurde schon dargelegt. Es bleibe aber nicht unerwähnt, daß Fechner zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein eine Zwischenart, das

1) Psph., II, S. 511 u. ff.

„Halbbewußte“ einschaltete und in den verschiedenen Verhältnissen der Rückerinnerung das unterscheidende Moment fand. „Die Schwelle des Vollbewußtseins liegt also da, wo die Möglichkeit der Erinnerung erwacht.“[1] Dabei wird aber hervorgehoben, daß die Erinnerungsfähigkeit unter gewissen Umständen (Traum, bei Sterbenden, in somnambulen Zuständen) sich auf alles Erlebte erstreckt.[2]

Verzeichnis der Schriften Fechners, die in der vorliegenden Studie herangezogen wurden

1821. (Dr. Mises) Beweis, daß der Mond aus Jodine bestehe. („Kleine Schriften“. 2. Aufl., S. 1—14.)[3]
1822. (Dr. Mises) Panegyrikus der jetzigen Medizin. („Kleine Schriften“, 2. Aufl., S. 15—46.)
1824. (Dr. Mises) Stapelia mixta. („Kleine Schriften“, 2. Aufl., S. 217—280.)
1825. (Dr. Mises) Vergleichende Anatomie der Engel. („Kleine Schriften“, 2. Aufl., S. 131—162.)
*1828. Über Umkehrungen der Polarität in der einfachen Kette. Journal für Chemie und Physik.
1832. (Dr. Mises) Schutzmittel für die Cholera. („Kleine Schriften“, 2. Aufl., S. 47—130.)
1836. Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. (Insel-Bücherei, Nr. 187.)
*1838. Über die subjektiven Complementärfarben. Poggend. Ann. d. Phys. u. Chem.
*1840. Über die subjektiven Nachbilder und Nebenbilder. Ibidem.
1841. (Dr. Mises) Gedichte.
1846. Über das höchste Gut.
1846. (Dr. Mises) Vier Paradoxa. („Kleine Schriften“, S. 163—216.)
1848. Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen. (4. Aufl.)
1848. Über das Lustprinzip des Handelns. Fichtes Zeitschrift für Philosophie. Neue Folge, XIX.
1850. (Dr. Mises) Rätselbüchlein. (4. Aufl.)
1851. Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung. (3. Aufl., in zwei Bänden.)
1854. Über die Atomistik. Fichtes Zeitschrift für Philosophie. Neue Folge, XXV.
1856. Professor Schleiden und der Mond.
*1858. Beobachtungen, welche zu beweisen scheinen, daß durch die Übung der Glieder der einen Seite die der anderen mitgeübt werden. Berichte der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. S. 70—76.
1860. Elemente der Psychophysik. (3. Aufl., in zwei Bänden.)

1) Psph., II, S. 86.
2) Revision, S. 297.
3) In Klammern wird die von mir benützte Ausgabe angegeben.
*) Nur dem Titel nach herangezogen.

*1860. Über die Contrastempfindungen. Berichte der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. S 71—145.

*1860. Über einige Verhältnisse des binocularen Sehens. Abhandlungen derselben Gesellschaft, Bd. V, S. 337—564.

*1861. Über das Sehen mit zwei Augen. Westermanns Monatshefte, IX.

*1861. Über das Hören mit zwei Ohren. Ibidem X.

*1866—1872. Verschiedene Abhandlungen über die Holbeinsche Madonna. (Insgesamt zehn.)

1873. Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen.

1876. Vorschule der Ästhetik. (2. Aufl., in zwei Bänden.)

1877. In Sachen der Psychophysik.

1879. Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. (2. Aufl.)

1882. Revision der Hauptpunkte der Psychophysik.

Der Kotillon

Ein Beitrag zur Sexualsymbolik

Von Dr. Alfred Robitsek (Wien)

Die gesellschaftliche Sitte ist das Produkt einer langen Kulturentwicklung im Sinne der Triebverdrängung; die Formen, die den gesellschaftlichen Verkehr zwischen den Geschlechtern bestimmen, sind Resultat der Sexualverdrängung. Man kann diesen Prozeß demjenigen vergleichen, welcher der Zwangsneurose und ihrem Zeremoniell zugrunde liegt: diese entsteht durch die Verschiebung des Affektes von einem Wesentlichen auf ein Nebensächliches, das durch diesen Vorgang seine Bedeutung und den Zwangscharakter erhält, während das Wesentliche affektentkleidet und vergessen wird. Ähnlich können wir uns die Entstehung des gesellschaftlichen Zeremoniells vorstellen: ein langer Kulturprozeß verschiebt einen Teil des Affektes vom Wesentlichen, das jedes Verhältnis zwischen den Geschlechtern bestimmt, der Sexualität, auf ein Nebensächliches, das erst geschaffen wird, das Zeremoniell, die Sitte, deren strenge Einhaltung von der Gesellschaft erzwungen wird. Die „Amnesie" besteht bei diesem gesellschaftspsychologischen Prozeß darin, daß sich der gesellschaftliche Verkehr offiziell so abspielt, als gäbe es keine Sexualität. Es scheint, als hätte diese Verdrängung ihren Tiefstand erreicht und wäre im Zurückgehen begriffen. Der Verkehr der Jugend ist ein freierer, natürlicherer geworden, doch offiziell verpönt die Sitte jede Anspielung auf die geschlechtlichen Beziehungen. Eine strenge Zensur herrscht, ein jeder ist Zensor. Wie die Inzestverdrängung die Familie ermöglicht, ein Vorgang, der, wie die Psychoanalysen zeigen, noch immer fluktuierend ist, so beruht die gesellschaftliche Sitte auf der Sexualverdrängung. Im Kampf zwischen Trieb und Verdrängung, Lebensnotwendigkeiten und Forderungen der Sitte bilden sich Kompromisse, Gelegenheiten, bei denen die Zensur nachläßt, öffentlich ein sexueller Kontakt erlaubt ist, dem

Triebe — unter den strengen Augen der Gesellschaft und unter strengem Zeremoniell — eine „motorische Abfuhr“ ermöglicht wird: wir meinen den Tanz. Es wäre Gemeinplatz, den sexuellen Charakter des Tanzes und besonders seiner heutigen Formen erst betonen zu wollen, er ist ein künstlerisches, ein Sublimierungsprodukt der Verdrängung der Sexualität durch die Kultur, doch bemerken wir an ihm, den wir als sexuelles Äquivalent, als Ersatzhandlung auffassen, Ähnlichkeiten, Beziehungen zu dem ersetzten Sexualakt, ganz wie bei sonstigen Verschiebungen im Psychischen: die oft starke Erregung vor dem Balle, das festliche sich Schmücken der Frau (eine vorbereitende Handlung, die viel Affekt an sich zieht, oft den gesamten, so daß sie „das einzige Vergnügen des Balles“, Selbstzweck wird und so ganz den Charakter der Perversion erhält), die Werbung des Mannes um den Tanz, die Gewährung der Frau, die enge körperliche Umschlingung und besonders die rhythmische Bewegung.[1] Der Gesichtsausdruck der leidenschaftlichen Tänzerin ist der des sexuellen Orgasmus. Auch sonst hat die Lust an rhythmischer Bewegung, wie Wiegen, Schaukeln, Reiten, ihre sexuelle Komponente.[2] Der tiefste Grund dieser Lust am Rhythmus dürfte sein, daß dieser ein wesentlicher Charakter des Lebens ist. Als Rhythmus bezeichnen wir eine mit den Sinnen wahrnehmbare, regelmäßig unterbrochene Bewegung oder einen Ausdruck für diese. In der anorganischen, leblosen Welt finden wir keinen Rhythmus; die großen Rhythmen der Weltkörperbewegungen und die kleinen der Luft- und Ätherschwingungen sind mit unseren Sinnen nicht wahrnehmbar. Ein wirklicher Rhythmus tritt erst mit dem organischen Leben in die Natur: der Herzschlag, die rhythmische Blutzirkulation, der Atem und die Periodizität sind sein Ausdruck, rhythmische Erscheinungen sind auch das Gehen und Fliegen. Für unser Thema am bedeutungsvollsten sind die rhythmischen Erscheinungen des Sexualaktes. Die Lust am Rhythmus des Tanzes ist Lust am Leben, Sexuallust. In der historischen Entwicklung des Tanzes können wir ein Nachlassen der Verdrängung, ein dem symbolisierten Sexualakt immer Ähnlicherwerden beobachten. Die Zeit des mittelalterlichen Reigens ist die der Beherrschung des menschlichen Lebens durch die Kirche, die der gewaltigste Ausdruck der Sexualverdrängung ist. Auf den Reigen folgten die Rundtänze. Wie anstößig der uns heute so selbstverständliche Walzer einst wirkte, mag ein

1) Die Sprache identifiziert Tanz und Sexualleben, indem sie z. B. das Schicksal der alten Jungfer und des „Mauerblümchens“ mit demselben Wort „Sitzenbleiben“ bezeichnet.

2) Vgl. Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, S. 98.

Gedicht des Dichters von Rohr aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts (zitiert nach der Frankfurter Zeitung vom 26. Juli 1910), illustrieren:

Was erblick ich? Dieses wilde Schwingen,
Wo sich Mann und Mädchen dicht umschlingen,
Das, das wäre deutscher, deutscher Tanz?
Deutsches Volk! Gewöhnt an Edeltaten,
Groß im Kriege, groß in Lanzensaaten,
Deutsches Volk! oh, dich verkenn' ich ganz.

Grazie und Anmut in dem Schritte,
Leichte Wendungen in jedem Tritte
Sind des Tänzers schönes Ideal.
Oh! Wie können denn in deutschen Tänzen
Wilde, wüste Schwingungen noch glänzen
Die ihr Schöpfer von Mänaden stahl.

Ja! Die Weiberschaar, die einst beim Sange
Rauher Lieder, horchend nicht dem Klange
Sanfter Töne, Orpheus' Herz zerschnitt;
Sie, sie drehten sich in solchen Kreisen,
Und, beistimmend ihren wilden Weisen,
Tanzten Tiger da und Löwen mit!

Aber deutscher Mädchen sanfte Herzen,
Hoch sonst klopfend aus der Unschuld Scherzen,
Wie? Sie beben nicht mit scheuem Blick
Vor der wilden Walzer dichten Reihen,
Die des Tanzes Grazie entweihen,
Vor den wüsten Orgien zurück! —

Ach! Des Tanzes Muse steht von ferne,
Sie, die muntrer Tänzer Reih'n so gerne,
Gerne holde Tänzerinnen sieht;
Schweigend steht sie und in düstern Blicken
Trüben Mißmut kehret sie den Rücken
Diesen wilden Tänzen, und — entflieht.

Möchte sie doch bald uns wiederkehren,
Möchten wir auf ihre Stimme hören,
Die, indem sie flieht, uns noch ertönt:
„Dann erst, wenn bei sanften Reihentänzen
Euch die Grazien mit Rosen kränzen,
Dann erst ist Terpsichore versöhnt!"

In den Tänzen, die der Anfang dieses Jahrhunderts gebracht hat, tritt der sexuelle Charakter kaum verhüllt zutage; ein Beispiel für das allgemeine

Gesetz, daß bei langer Dauer eines Ersatzsymptoms dieses die Charaktere des Ersetzten annnimmt. In der Verdrängung tritt das ursprünglich Verdrängte wieder hervor (Freud).

Heutzutage hat der Tanz viel von seiner Bedeutung, seinem Affekt eingebüßt. Hören wir, was ein gewiß nicht der Philistrosität verdächtiger Zeuge, Marcel Prévost, sagt: „In früherer Zeit traf sich die Jugend beiderlei Geschlechts nur im Ballsaal. Auf der Straße erlaubte man ihnen kaum, miteinander zu reden; beim Tanze warf man dann das Mädchen in die Arme des Tänzers. Heute verbringt die Jugend einen großen Teil ihrer Zeit gemeinsam; alle ihre Bewegungsspiele nähern sie einander“ usw.[1] Tatsächlich hat der Sport die Sitten völlig verändert. Jene seelische Spannung, welche die Stimmung vor dem Balle charakterisierte, kann kaum mehr zustande kommen. Immerhin gilt das strenge Zeremoniell noch für breite Schichten.

Wir haben bisher versucht, die Beziehung von gesellschaftlichem Zeremoniell und Tanz zur Sexualverdrängung nachzuweisen; eine weitere Beziehung finden wir in einer gewissen Ähnlichkeit des Tanzes mit dem Traum, und zwar finden wir sie in der „Herabsetzung der Zensur“. Der Traum, „die verkleidete Erfüllung eines verdrängten Wunsches“, wird durch Herabsetzung der endopsychischen Zensur im Schlafzustande ermöglicht.[2] Betrachten wir die Vorgänge des Tanzes im Vergleich zur sonstigen Sitte: Sonst streng Verhülltes wird entblößt, der Tänzer darf seine Tänzerin öffentlich eng umschlingen, Tänzer und Tänzerin fliegen aus einem Arm in den anderen; es gibt Tänze, die dies direkt symbolisieren (Sir Roger). Auch die „Damenwahl“, die der Tänzerin die erotische Initiative gestattet, ist ein Symptom der herabgesetzten Zensur. Es gibt aber einen Tanz, bei dem wir noch viel weiter gehende Ähnlichkeiten mit dem Traum finden; dies ist der Kotillon. Er besteht aus einer Reihe von „Tänzen“, die mit großer Phantasie und Vielfältigkeit darstellen, — daß jeder Hans seine Grete bekommt und die immer mit einem Rundtanz enden, der symbolisch die Vereinigung darstellt. In tausend Formen, Spielen, Verkleidungen werden Werbung, Hindernisse, Gewährung, Zurückweisung, kurz Erotik dargestellt. Der Kotillon war lange Zeit hindurch der Höhepunkt eines jeden Balles, erst in der letzten Zeit, der natürlicherer Umgangsformen der Geschlechter, kommt er aus der Mode; er erscheint wie ein Überbleibsel des Vormärz,

1) Frankfurter Zeitung vom 24. Juli 1910.
2) Freud: Traumdeutung, 2. Aufl., S. 525.

dem erst das moderne Leben den Garaus macht; doch steht er in konservativen Gesellschaftsschichten noch in Ehren. Die Herstellung der mannigfachen beim Kotillon verwendeten Gegenstände beschäftigt eine ganze Industrie, die besonders in Deutschland blüht. Die meisten „Touren" machen einen kindischen Eindruck, doch müssen wir sie als Produkte der menschlichen Phantasie so ernst nehmen, wie die Träume, denen wir sie vergleichen wollen. Wir fanden, daß eine herabgesetzte Zensur dem unterdrückten Triebleben im Traum wie im Tanz einen symbolischen Ausdruck gestattet. Der Phantasie gestattet die Zensur, dort das Traumbild, hier die Kotillonfigur zu schaffen, deren Ähnlichkeit mit dem Traum wir in der unbewußten Sexualsymbolik und in den psychologischen Mechanismen nachweisen wollen. Man wird einwenden, daß die Figuren ja nicht von der Phantasie der Tänzer im Ballsaal improvisiert, sondern im nüchternen Alltag erfunden werden, doch braucht die Phantasie die wirkliche Situation gar nicht, sondern stellt die notwendigen psychischen Bedingungen durch Identifizierung her. Das erotische Motiv, das zahlreichen Träumen zugrunde liegt, ist hier das ausschließliche; wir werden sehen, daß zahlreiche scheinbar ganz harmlose Touren dem psychoanalytisch Geschulten eine geheime erotische Symbolik zeigen. Wesentlich ist, daß diese ein Produkt des Unbewußten ist, wie die Traumsymbolik, mit der sie identisch ist. Auch bei anderen Produkten der Phantasie, den Märchen und Mythen, dem Witz, dem Folklore, dem Couplet, begegnen wir einer ähnlichen erotischen Symbolik. Das Gemeinsame ist, daß die Zensur der Phantasie gestattet, das Sexuelle anzudeuten, aber nicht auszusprechen. Dieser Kompromiß, der Trieb und Verdrängung befriedigt, stellt für einen Augenblick ein Gleichgewicht her, das wir als Lust empfinden.

Es steht zu erwarten, daß die folgenden Analysen beim Leser alle Grade der Unlust vom Zweifel bis zur Entrüstung hervorrufen werden. Solche Unlustgefühle können als Beweis für die Richtigkeit der Deutungen betrachtet werden. Der Reiz des Kotillons besteht darin, in symbolischer, nur für das Unbewußte verständlicher Form darzustellen, was die strenge Sitte auszusprechen verbietet. Wird nun dieses Unbewußte durch die Analyse bewußt gemacht, so rächt es sich durch Entbindung von Unlust. Der Autor fühlte dies bei der Analyse gerade der Figuren mit der gelungensten Symbolik, bis er begriff, woher die Unlust kam. Sein Unbewußtes verstand die Symbolik sogleich und bei der Analyse wurde sie dann wie ein Produkt der eigenen Phantasie empfunden.

Bemerkenswert ist der Charakter der Absurdität vieler dieser Touren.

Auch dies dürfte als Ähnlichkeit mit dem Traume anzusehen sein. Es sind eben Phantasieprodukte, die unter schwierigen Bedingungen entstehen; die Absurdität entspricht dem Kompromiß zwischen der Tendenz, Sexuelles darzustellen und der Entstellung durch die Zensur. Man darf hier also keinen anderen ästhetischen Maßstab anlegen, als an den Traum.

Wir wollen nun zunächst die Symbolik der Figuren deuten, dann ihre traumähnlichen Mechanismen zeigen, hierauf die allgemeinen psychologischen Motive und Charaktere hervorheben. Die Symbolik ist mehr oder minder deutlich, je nach dem Grade der Sexualverdrängung — wie in den Träumen. Die folgenden Figuren sind eine kleine Auswahl aus einem viel größeren Material; sie sind nach der Ähnlichkeit der Symbole geordnet, stammen aber von ganz verschiedenen „Autoren"; ihre Ähnlichkeit zeigt die Determiniertheit der menschlichen Phantasie. Einige Originalabbildungen aus den Katalogen illustrieren die Symbolik in besonders deutlicher Weise.[1]

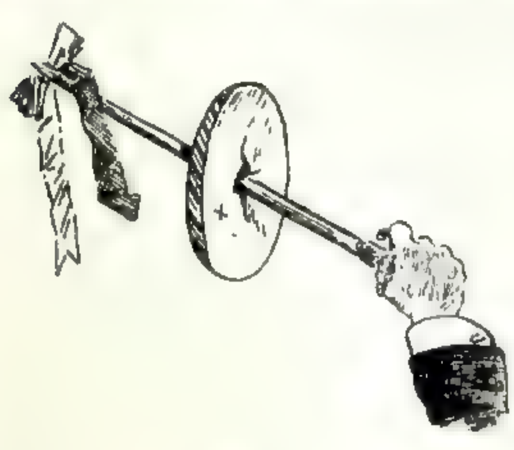


Abb. 1

1) Die Tänzer tragen Degen, die Tänzerinnen mit Papier überzogene Reifen. Sie werfen ihre Reifen den Tänzern zu, die sie mit den Degen auffangen und durchbohren (Abb. 1).

Der Degen als männliches Symbol ist aus den Träumen bekannt. Diese Phantasie symbolisiert die Defloration; den Tänzerinnen ist zum Zweck der Verschleierung der Symbolik die aktive Rolle zugeteilt.

2) „Diskuswerfen." Die Tänzerinnen führen Lanzen. Ein Tänzer tritt mit dem Diskus — einem mit Papier überspannten Reifen — an und rollt ihn der Damenreihe entlang; diese werfen mit ihren Lanzen nach dem Diskus; wer ihn durchbohrt, wird die Tänzerin des Diskuswerfers (Abb. 2).

Eine ähnliche Deflorationssymbolik, wie in Beispiel 1. Da die Symbolik schon sehr deutlich ist, werden die Rollen zum Zwecke der Entstellung (wie beim Traum) vertauscht. Die Frau führt die männliche, der Mann die weibliche Rolle durch.

1) Die Touren und Abbildungen sind den Katalogen der Firmen: J. C. Schmidt in Erfurt; N. L. Chrestensen in Erfurt und G. Danner in Mühlhausen entnommen.



Abb. 2

3) Die Tänzerinnen tragen große Papierscheiben als „Schmetterlingnetze" und werfen sie den Tänzern, die Schmetterlingsflügel tragen, über den Kopf;
4) sie führen große Spinnennetze aus Papier und fangen damit ihre Tänzer.

Hier wird nebst der Defloration das Einfangen des Mannes angedeutet; die Überdeterminierung, mehrfache Bedeutung von Symbolen ist aus den Traumanalysen bekannt. Der Mann als Schmetterling, als Fliege wird uns noch öfter begegnen.



Abb. 3

5) Die Tänzer verbergen das Gesicht hinter Papierscheiben, die sie dann mit dem Kopfe durchreißen (Abb. 3).

Hier wie auch schon an Beispiel 3 und 4 beobachten wir die in der Traumsymbolik bekannte „Verlegung nach oben": Der Kopf spielt eine phallische Rolle. Im folgenden Beispiel erhält die ganze männliche Gestalt diese Bedeutung:

6) Hinter einem mit Papier bespannten Reif steht die Tänzerin; der Tänzer muß, um zu ihr zu gelangen, durch den Reif springen.

Die folgenden Beispiele zeigen die Verwendung von Kinderspielen zur Sexualsymbolik, ein Motiv, das uns noch beschäftigen wird.

7) „Croquet": Die Tänzer versuchen, Bälle durch einen Bogen zu schlagen. Der Sieger darf sich eine Tänzerin wählen.
8) Die Tänzer führen Stäbe, mit denen sie Ringe auffangen, die ihnen die Tänzerinnen zuwerfen.

9) „Ringstechen“: Eine hohe Stange trägt Bänder, an deren Enden sich Ringe befinden. Die Tänzerinnen halten die Ringe; die Tänzer suchen diese mit ihren Degen zu durchbohren.

Alle bisher angeführten Figuren deuten Koitus oder Defloration an; das Gemeinsame ist das Eindringen und Zerreißen. Zahllose andere Figuren, bei denen eine Wand, eine Hülle usw. zerrissen wird, enthalten nebst anderen Bedeutungen die Deflorationssymbolik in entstellterer Form, z. B.

10) „Sonnenaufgang.“ Eine blaue Papierwand mit runden Ausschnitten stellt den Himmel dar; die Tänzer mit einem Strahlenkranz erscheinen als Sonnen in den Ausschnitten und zerreißen dann die Wand.

Eine „kosmische“ Symbolik, wie sie auch sonst vom Unbewußten z. B. in der Neurose[1] produziert wird.

11) „Der Tag.“ Die Tänzer verbergen sich in Hüllen, die ein Kalenderblatt tragen. Jede Tänzerin wählt einen Tag und reißt das Kalenderblatt ab, hinter dem der Tänzer erscheint.

Gemeint ist der Hochzeitstag, die „verhüllte Zukunft“.

12) Die Tänzer stecken in Hüllen, welche zielende Soldaten vorstellen. Auf das Kommando „Feuer“ zerreißen sie die Hüllen und ergreifen die Tänzerinnen.

Auf die Symbolik des Schießens kommen wir noch zurück.

13) Die Tänzerinnen ziehen Ballons an Bändern nach sich. Die Tänzer verfolgen sie und suchen die Ballons zu zertreten.

Eine Deflorationssymbolik, die den Charakter des Gewaltsamen deutlich zeigt.

In den folgenden Figuren finden wir eine Menge sexueller Symbole, die uns aus den Träumen, den Redensarten, Volksgebräuchen, dem Märchen, dem Witz usw. bekannt sind.

Schuh und Pantoffel sind weibliche Symbole, die uns auch in der Psychopathologie (Schuhfetischismus), der Traumsymbolik[2] usw. begegnen. Die Symbolik kommt durch eine „Verlegung nach unten“ zur erogenen Fußzone zustande:

---

1) Vgl. Rank, Ein Traum der sich selbst deutet (Jahrb. f. psa. Forschungen II, S. 534.)

2) Vgl. Stekel: Die Sprache des Traumes, S. 146. Auch die orientalische Traumdeutung kennt den Pantoffel als weibliches Symbol *(ben Sirine)*. Vgl. auch Aigremont: Fuß- und Schuhsymbolik; ferner Kleinpaul: Das Leben der Sprache I, S. 308. Seligmann (Der böse Blick, Berlin 1910) führt den Schuh als Amulett gegen den bösen Blick an. II, S. 227.

14) Tänzer und Tänzerinnen tragen kleine Damenschuhe in gleichen Farben.

15) Die Tänzerin trägt eine Tüte mit einem Pantoffel und einem Körbchen; den Pantoffel erhält der Erwählte, den Korb der Zurückgewiesene.

16) Die Tänzer erscheinen mit großen Pantoffeln, die Kopf und Oberleib bedecken.[1] (Abb. 4.)


Abb. 4

Hier wie auch in Beispiel 6 hat der ganze Mann phallische Bedeutung.

17) Die Tänzer tragen Schuhe, aus denen die große Zehe hervorsieht, auf dem Kopfe; die Tänzerinnen kleine Pantoffel.

Traumhaft absurd! Eine Variation ins Männliche. Die große Zehe als Phallussymbol erscheint auch in Träumen.[1] — Auch im Märchen scheint der Pantoffel Sexualsymbol zu sein, z. B. im „Aschenbrödel", das auch das Thema zu einer Kotillonfigur liefert, indem

18) Die Tänzer die Prinzen darstellen und den Tänzerinnen kleine Pantoffel überreichen.

Ein sehr populäres Symbol der Jungfräulichkeit, den Schleier finden wir auch hier.[2]

19) Die Tänzerinnen tragen Kronen mit Schleiern und Blumennamen. Wenn der Tänzer mit der passenden Blume erscheint, entschleiern sie sich.

20) Tänzer und Tänzerin tragen Blumen; letztere verschleierte Blumen, die sie dann enthüllen.

21) Die Tänzerinnen stellen verschleierte Dornröschen dar, die von den Tänzern als Prinzen entschleiert werden.


Abb. 5

Im Märchen vom Dornröschen kommt der Schleier gar nicht vor.

1) Vgl. Stekel: Die Sprache des Traumes, S. 292.

2) Vgl. Kleinpaul, l. c. III, S. 382, der viel Kulturhistorisches zur Schleiersymbolik bringt. — „Den Schleier nehmen" bedeutet, das Gelübde der Jungfräulichkeit ablegen. Im Französischen heißt *dévoiler* direkt entjungfern. — Vgl. auch: „Das Symbol des Schleiers" von A. J. Storfer. Frankfurter Zeitung 1911.

22) Die Tänzerinnen tragen Kronen mit Schleiern; die Tänzer Blumenzepter als Zeichen ihrer Macht. (Abb. 5.)

Hier ist der deutlich phallische Charakter des Zepters im Gegensatz zum weiblichen Schleier hervorzuheben. 19, 20 und 21 symbolisieren die Defloration.

Die Schürze finden wir auch in der Sprache als weibliches Symbol, z. B. in dem Ausdruck „Schürzenjäger"; metaphorisch, das Verhüllende für das Verhüllte. Ebenso im Traum.[1]

23) Die Tänzerinnen tragen Schürzen, die Tänzer Perücken mit Zöpfen, oder

24) Die Tänzerinnen tragen als Bäuerinnen Schürzen, ihre Tänzer Tabakspfeifen.

25) „Rotkäppchen und der Wolf." Die Tänzerinnen tragen rote Hauben und Schürzen; die Tänzer stellen den Wolf dar.



Abb. 6

Eine Sexualisierung des Märchens. — Die männlichen Attribute in diesen Figuren, Pfeife, Zopf, werden uns noch beschäftigen.

Sehr populäre, weibliche Symbole sind Tasche, Beutel, Kästchen, Dose u. dgl., z. B. im Sprachgebrauch „alte Schachtel, Döschen, (rheinisch) Büchse";[2] auch in den Träumen[3] und anderen Gebilden des Unbewußten und im Mythus.[4]

26) Die Tänzerinnen tragen Hauben und Pompadours (Beutel), die Tänzer Zylinder und Regenschirme (siehe links). (Abb. 6.)

27) Die Tänzerinnen tragen Zigarrentaschen, die Tänzer erscheinen als Zigarren.

28) Die Tänzer überreichen ihren Tänzerinnen kleine Körbe, die eine „Glücksschwalbe" enthalten.

1) Vgl. Stekel: Die Sprache des Traumes, S. 70; ferner Rank: Jahrbuch für psychoanalytische Forschungen, S. 532.

2) Vgl. Kleinpaul, l. c. III, S. 167.

3) Vgl. den Traum und die Symptomhandlung von Freuds Patientin Dora; „Bruchstück einer Hysterieanalyse" in der „Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre" II, S. 60 bezw. 68 [Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 71, bezw. 79]; ferner Freud: Traumdeutung, 2. Aufl., S. 110, 132, oder Stekel: „Nervöse Angstzustände", S. 150.

4) Z. B. das Kästchen, Körbchen, in dem das Kind ausgesetzt wird. Vgl. Rank: „Der Mythus von der Geburt des Helden", S. 70.

29) Die Tänzerinnen tragen Dosen, die für die Tänzer Zigaretten enthalten, aus denen sich beim Anzünden eine Schlange herauswindet.

30) Die Tänzer tragen als Chinesen Zöpfe und überreichen ihren Tänzerinnen chinesische Dosen.

Zylinder, Regenschirm, Zigarre, Vogel, Schlange, Zopf, lauter phallische Traumsymbole, auf die wir noch zurückkommen.

Das erotische Symbol *par excellence* ist wohl das „Herz". Zahllos sind die Bilder und Ausdrücke, welche die Sprache mit diesem Symbol geschaffen hat, zahllos seine Darstellungen in erotischem Sinne. Wir finden es auch in den neurotischen Herzsymptomen und -phantasien, die alle symbolische Bedeutung haben, Produkt der Verschiebung vom Sexuellen her sind. Der tiefere Sinn dieses Symbols ist: das für das Leben des Individuums wichtigste Organ, das Herz, symbolisiert das für das Leben der Art wichtigste.

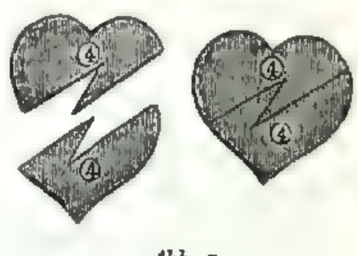


Abb. 7

Natürlich sind die Kotillonfiguren, die dieses Symbol verwenden, sehr zahlreich. Zum Beispiel:

31) Die Tänzer erhalten „gebrochene Herzen", die Tänzerinnen die ergänzenden Stücke. (Abb. 7.)

32) Die Tänzerinnen tragen Herzen mit herzförmigen Ausschnitten, die Tänzer kleinere Herzen, welche in die Damenherzen hineinpassen. (Abb. 8.)

33) Die Tänzerinnen tragen Rosen, die sich öffnen lassen und kleine Herzen enthalten.

Die letzte Figur, eine „Verdichtung" zweier Symbole, führt uns zu der Blumen- und Pflanzensymbolik, die im Sprachgebrauch,[1] im Märchen,[2] im Traum[3] eine große Rolle spielt. Wir beobachteten diese Symbolik schon bei den Beispielen 19, 20 und 22, die auch die phallische Bedeutung der Blumensymbolik illustrieren. Der innere Zusammenhang des Symbols mit dem Symbolisierten ist hier besonders tief: die Blumen, die Sexualorgane der Pflanzen, symbolisieren die des

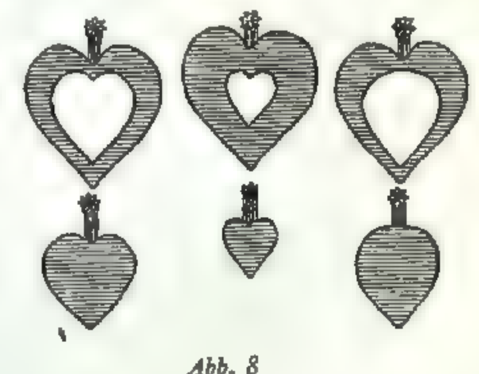


Abb. 8

1) Vgl. Kleinpaul, l. c. I, S. 28.
2) Vgl. Riklin: Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen. Wien 1908. S. 67, 73, 84.
3) Vgl. Freud: Traumdeutung, 2. Aufl., S. 249; Stekel: Spr. d. Tr., S. 148 ff.

Menschen. Im Griechischen bedeutet „ῥόδον“, die Rose, auch das weibliche Organ.[1] Auch das Wort „Defloration“ enthält diese Symbolik.

34) Die Tänzerinnen tragen Rosen, in denen ein Röhrchen mit Parfüm verborgen ist, mit dem sie ihre Tänzer bespritzen.

35) Die Tänzerin hält eine Scheibe hoch, hinter der eine Rose verborgen ist. Die Tänzer schießen mit einer Pistole. Erwählt ihn die Tänzerin, so läßt sie die Rose erscheinen.

36) Die Tänzerinnen tragen Rosen, deren Stiel aus einem Röhrchen besteht und in deren Kelch eine kleine Kugel liegt; diese blasen sie durch den Stiel den Tänzern zu; wer die Kugel fängt, wird der Tänzer.

Ganz wie der Konzeptionstraum einer biologisch gebildeten Dame. 34 enthält mit Anwendung des Rollentausches eine sehr deutliche sexuelle Symbolik, 35 eine Verdichtung der weiblichen Blumensymbolik mit der männlichen des Schießens.

37) Die Tänzerinnen tragen Blumenkränze, die Tänzer Blumen, die sie einander überreichen.

38) Die Tänzerinnen tragen Blumentöpfchen mit kleinen Pflanzen, die Tänzer die dazu passenden Blumen.

Diese Figuren zeigen wieder die Bisexualität der Symbolik. Bei vielen Touren tragen die Tänzerinnen Blumen, die Tänzer Blumenzweige. Der Zweig hat im Traum,[2] im Märchen[3] oft phallische Bedeutung.

39) Die Tänzerinnen werfen den Tänzern rosenverzierte Reifen zu; die Tänzer fangen sie mit goldenen Stäben (vgl. Beispiel 8).

40) Die Tänzerinnen tragen künstliche Äpfel, in denen eine Rose verborgen ist, die sie erscheinen lassen.

Hier erscheint neben der Rose ein anderes bekanntes weibliches Symbol, der Apfel.[4] Eine ganz traumähnliche „Verdichtung“. Der Apfel erscheint schon im biblischen Paradies in seiner sexuellen Bedeutung.

---

1) Vgl. Kleinpaul, l. c. I, S. 28.

2) Vgl. Freud: Traumdeutung, 2. Aufl., S. 249; Stekel: Spr. d. Tr., S. 159.

3) Vgl. Riklin, l. c. S. 47; dieser Autor gibt sogar dem Lilienstengel auf Darstellungen der Verkündigung sexuelle Bedeutung, l. c. S. 67, 73. Die Entwicklung des Lilienmotivs bis zu seiner Stilisierung zur bekannten heraldischen Lilie und die Deutung dieser durch verschiedene Autoren scheint ihm recht zu geben: So Inman in „Ancient Pagan and Modern Christian Symbolism“, New York 1869, S. 68: „*The fleur de lys symbolises the male triad whilst the ring around it represents the female*“ oder Hargrave Jennings in „The Rosicrucians“, London 1879, S. 45. „*On the figure of the fleur de lys the following may be remarked. On its sublime, abstract side it is the symbol of the mighty self-producing, self-begetting Generative Power deified in many myths.*“ Die heraldische Lilie wird in Italien als Amulett getragen. (Seligmann, l. c. II, S. 76.)

4) Kleinpaul, l. c. III, S. 187 f., bringt reiches Material zur sexuellen Apfelsymbolik.

Ein altes weibliches Symbol, die Muschel — *concha Veneris* — finden wir auch hier:

41) Die Tänzer erscheinen als Taucher, die Tänzerinnen tragen Muscheln.

42) Die Tänzer ziehen einen Kahn herbei und überreichen ihren Tänzerinnen Muscheln.

43) Auf den Boden des Ballsaales werden verschiedenfarbige Muscheln gelegt, die von den Tänzern als Tauchern gesucht werden.

Wir finden die Muschel als weibliches Symbol im Traum[1] wie im antiken Kult. So schreibt R. P. Knight:[2] *„The female organs of generation were revered as symbols of the generative powers of nature or matter, as the male were of the generative power of God. They are usually represented emblematically by the shell, or concha Veneris, which was therefore worn by devout persons of antiquity, as it still continues to be by pilgrims and many of the common women of Italy."*

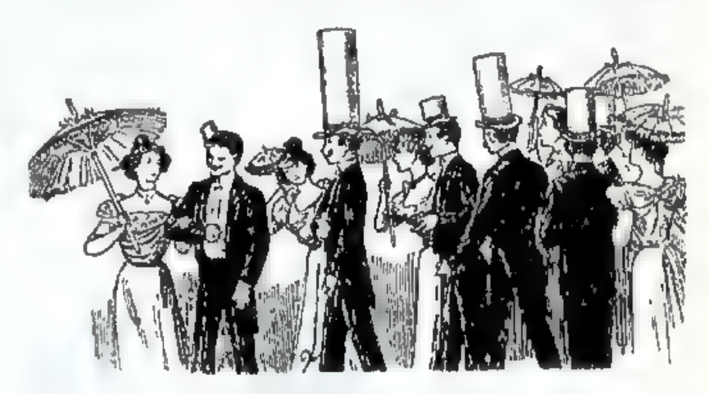


Abb. 9

Die folgenden Figuren zeigen den Hut als sexuelles Symbol, und zwar sowohl als männliches wie als weibliches. Diese Symbolik kommt auch in den Träumen vor.[3] Zylinder und *chapeau claque* — dieser wegen seiner „Erektionsfähigkeit" — sind besonders häufig.

44) Die Tänzer verbergen sich in einem großen Hut, den sie dann durchreißen.

Wieder eine Deflorationsymbolik.

45) Die Tänzer tragen Schmetterlingsflügel, die Tänzerinnen fangen sie, indem sie ihnen Hüte über den Kopf werfen.

1) Vgl. den Traum bei Stekel: Spr. d. Tr., S. 16; ferner Aigremont: Muschel und Schnecke als Symbole der Vulva im VI. Buch der von Dr. Friedr. Krauß herausgegebenen „Anthropophyteia". Auch Kleinpaul (l. c. III, S. 164) führt die Muschel als weibliches Symbol an. „Im Altertum trug man gewisse Muscheln, die eine Ähnlichkeit mit der weiblichen Scham hatten, zur Abwehr gegen den bösen Blick" (Seligmann, l. c. II, S. 126; vgl. f. S. 204).

2) Zitiert nach Hargrave Jennings. Phallicism. London 1884, S. 267.

3) Vgl. Freud: Traumdeutung, 3. Aufl., S. 213; ferner Stekel: Die Sprache des Traumes, S. 165, 289.

In diesen beiden Touren ist das Symbol weiblich; in der nächsten finden wir es in seiner phallischen Bedeutung.

46) Die Tänzer tragen Zylinder von verschiedenen Dimensionen, vom ganz großen bis zum ganz kleinen. (Abb. 9.)

47) Eine Tänzerin verteilt an die Tänzer große Zylinder, die ihnen über die Augen fallen, dem Erwählten überreicht sie einen *chapeau claque.*

Hier haben wir die weibliche und männliche Symbolik nebeneinander. — Wir finden hier auch wieder die schon erwähnte „Verlegung nach oben".

Ein weiteres weibliches Symbol ist der Ofen. Sowohl im Traum,[1] im Märchen,[2] wie in der Volkssprache: z. B. sagt in Schönherrs „Glaube und Heimat" der Englbauer zum Bader: „Hast gestern die Meinige ang'schaut und ausg'fragt; bis wann kommt sie ins Kindbett?" Bader: „Wird nimmer lang aus sein; zwei, drei Tag; kann auch schon morgen sein, daß der Ofen einbricht" (I. Akt). Auch die Symbolik von Backofen und Brot ist häufig.[2]

48) Die Tänzerinnen stehen hinter einer Wand, die einen großen Ofen darstellt, die Tänzer vor der Wand. Die Tänzerinnen lassen nun kleine Mäuse hervorlaufen, welche die Tänzer fangen müssen.[3]

Die Maus, auch ein weibliches (bisexuelles) Symbol, wird uns noch bei der Tiersymbolik beschäftigen.



Abb. 10

49) Die Tänzer tragen einen kleinen Papierofen über dem Kopf, die Tänzerinnen sind mit verschiedenem Heizmaterial versehen; sie öffnen die Ofentüren, um zu sehen, welches Heizmaterial dort bezeichnet ist. (Abb. 10.)

1) Vgl. Freud: Traumdeutung, 2. Aufl., S. 200; ferner Riklin, l. c. S. 56; hier kommt eine Schlange aus dem Ofen, wie in unserem Beispiel die Maus.

2) Vgl. Stekel: Die Spr. d. Tr., S. 278.

3) „Mäuse fangen" für den Geschlechtsverkehr, Anthropophyteia III, S. 52.

Hier sind die Symbole zum Zweck der Verschleierung wieder vertauscht. Latent ist die Vorstellung des „Einheizens", „In-Glut-Bringens" in erotischem Sinn.

Bekannt ist die Symbolik von Schiff und Mast. „In den Augen der Seeleute ist das Schiff ein Weib, das auf dem Rücken schwimmt",[1] „es zieht mit dem Mastbaum wie mit einem Phallus über das Weltmeer".[2] Der Traum kennt dieselbe Symbolik,[3] ebenso die Antike;[4] der einzige Gegenstand, der im Englischen weibliches Geschlecht hat, ist das Schiff.

50) Die Tänzerinnen tragen kleine Segelschiffe als Abzeichen, die Tänzer Kapitänsmützen.

51) Eine Wand stellt einen Dampfer vor; die Tänzerinnen winken aus den Luken; die Tänzer „stürzen sich ins Wasser" und ziehen sie heraus.

Man vergleiche diese Phantasie mit folgendem Traum:[5] „Ich stehe in der Kajüte eines Schiffes und kann nicht heraus. Draußen brüllt die See. Ich schreie: ‚Stewart!' Endlich erscheint er und zieht mich mit beiden Händen heraus."

Häufige Traumsymbole[6] sind Haus, Türe und Fenster:

52) „*Villa Amor*" heißt eine Tour bezeichnender Weise: Eine Wand stellt ein Haus mit Fenstern dar. Die Tänzerinnen befinden sich hinter diesen. Die Tänzer fassen ihre Hände und ziehen sie heraus, wobei die Wand zerreißt.

Eine Deflorationssymbolik, bei der die Zensur den Vorgang umgekehrt hat, um die Symbolik undeutlicher, unverfänglicher zu machen. Durch die Umkehrung erscheint der Vorgang traumhaft absurd; ein Eindringen der Tänzer ins Haus würde natürlicher, aber auch deutlicher sein.

53) Die Tänzerinnen tragen Abbilder eines berühmten Bauwerkes einer Hauptstadt, die Tänzer Landkarten.

Das „schöne Gebäude" ist im Traum häufig Symbol für die Frau. Das Tänzerattribut ist hier natürlich nicht symbolisch, sondern gleichsam sekundäre Bearbeitung des Themas.

54) Vor einem verschlossenen Fenster[7] bringen die Tänzer ein Ständchen;

---

1) Kleinpaul: Die Lebendigen und die Toten, S. 196.

2) Kleinpaul: Das Leben der Sprache, II, S. 491.

3) Vgl. Stekel, l. c. S. 281, 299.

4) So führt Newton (bei Inman, l. c. S. 115) Schiff und Mast als männliches und weibliches Symbol in antiken Kulten an.

5) Stekel (l. c. S. 281) faßt diesen Traum als Geburtstraum auf.

6) Vgl. Freud: Traumdeutung, 2. Aufl., S. 197; Stekel: Spr. d. Tr., S. 281.

7) Über die Symbolik von Fenster und Türe vgl. Stekel: Nervöse Angstzustände. Wien 1908. S. 125, 130, 211.

die Tänzerin öffnet es für den Erwählten. Deutliche Darstellung der Werbung und Gewährung.

55) „Feuer in der Mädchenschule“: Eine Wand stellt ein brennendes Haus vor; die Tänzerinnen strecken die Hände aus den Fenstern und flehen um Rettung. Die Tänzer als Feuerwehrmänner ziehen sie heraus, wobei die Wand zerreißt.

Deflorationssymbolik mit Umkehrung wie im Beispiel 52; das Feuer als Symbol des Liebesfeuers ist populär. Der erotischen Rettungs- und Erlösungsphantasie werden wir noch begegnen.[1]

Die Feuerwehrsymbolik finden wir auch in folgender Tour:

56) Die Tänzer tragen Feuerwehrhelme und Beile, die Tänzerinnen Leitern und Signalhörner.

Die Symbolik ist hier elliptisch, die Tänzer mit den Beilen stellen Feuerwehrmänner dar, die mit ihren Werkzeugen gewaltsam in ein Haus eindringen (Defloration). Die Tänzerinnen deuten mit den Leitern das Haus nur an; übrigens ist die Leiter, Stiege ein Koitussymbol[2] im Traum, und zwar ist das *tertium comparationis* der Rhythmus. Die latente Vorstellung, die sich hinter den andeutenden Symbolen verbirgt, ist die des Feuers, das durch den Wasserstrahl gelöscht wird.[3]

Feuer- und Türsymbolik enthält auch folgende Figur:

57) Eine Wand stellt das Höllenfeuer mit verschiedenen Toren vor, in welche die Tänzer von den Tänzerinnen hineingezogen werden.

58) Die Tänzer stellen arme Sünder im Fegefeuer vor, die von den Tänzerinnen erlöst werden.

Hier haben wir wieder die Rettungsphantasie.[4]

Häufig ist die Verwendung von glückbringenden Symbolen; der größte Teil von ihnen hat eine ursprünglich sexuelle Bedeutung. Der primitive

---

1) Vgl. den Traum der Dora bei Freud: Neurosenlehre, II, 55, und den Rettungstraum bei Stekel: Spr. d. Tr., S. 201.

2) Nach Freud: Traumdeutung, 3. Aufl., S. 210, 215 f. Seligmann erwähnt die Leiter als Amulett gegen den bösen Blick (l. c. II, S. 204, 296). Nach O. Jahn ist sie ein Symbol der Aphrodite und als solches geeignet, den bösen Blick abzuwehren. Willingen erklärt sie sogar für die Kteïs. Sie findet sich häufig auf Vasen bei Liebes- und Begräbnisszenen in den Händen von Frauen und Jünglingen (zitiert nach Seligmann). — Der „Schlager“ einer populär gewordenen Operette war, daß ein Paar eine Stiege hinauf tanzte: eine Art Verdichtung des Tanzes mit einem Koitussymbol, ein Deutlicherwerden seiner erotischen Bedeutung.

3) Vgl. Die Feuer- und Feuerwehrträume bei Riklin, l. c. S. 37, und Stekel: Spr. d. Tr., S. 268. Vgl. auch Ferenczi: Jahrbuch, III, S. 116.

4) Zur sexualpsychologischen Deutung der Rettungsphantasie vgl. Freud: Jahrbuch, II, S. 396 f.

Mensch trug zur Abwendung des Todes Abbilder jener Organe, die das Leben zeugten, indem er die Wirkung ihrer Kraft auf ihre Symbole übertrug.[1] Die glückbringende Bedeutung der Symbole hat sich durch die Zeiten erhalten, wenn auch ihre Form manche Wandlung durchgemacht hat. So finden wir z. B. Figuren, bei denen die Tänzerinnen Hufeisen, die Tänzer Anker tragen. Das Hufeisen ist nichts wie ein mißverstandenes, antikes weibliches Symbol, dessen glückbringende Bedeutung sich durch Kontinuität erhalten hat.[2]

Auch den Halbmond[3], der als Symbol weiblicher Gottheiten denselben Ursprung hat, finden wir häufig als Abzeichen der Tänzerinnen in allen möglichen Varianten. Ja, es möchte vielleicht dem hufeisenförmigen Magnet, der häufig verwendet wird, neben seiner naheliegenden Symbolik *(l'aimant)* eine infolge seiner Form dem Unbewußten verständliche Bedeutung zuzusprechen sein.

59) Die Tänzerinnen halten Magnete, an welchen Goldfische hängen. Die Tänzer suchen diese loszureißen.

Der Fisch als phallisches Symbol wird uns noch beschäftigen. Die Figur zeigt die „Darstellung durchs Gegenteil" (Freud): losreißen anstatt anziehen.

Auch der Anker ist ein antikes Symbol,[4] dessen Bedeutung durch die Kirche völlig verändert wurde; es ist merkwürdig, es hier in seiner ursprünglichen, freilich ganz latenten Bedeutung wiederzufinden.

---

1) Vgl. Riklin, l. c. S. 34.

2) Payne Knight: Le culte de Priape, Bruxelles 1883. S. 110. *„C'était une habitude générale chez les Arabes d'élever au dessus de la porte de leur logis, ou de clouer sur une planche dans d'autres endroits, les organes sexuels d'une vache, d'une jument comme un talisman contre le mauvais oeil. L'image de l'organe feminin est bien plus susceptible d'altérations que celle du mâle, surtout si on pense à la difficulté qu'il devait y avoir pour les artistes grossiers de cette époque d'en faire les linéaments assez purs pour être intelligibles. D'où les formes par à peu près, qui sont prises pour le symbol, quoique intentionellement elles fussent la forme réelle; par exemple, l'image de l'organe feminin a pu successivement devenir celle d'un fer à cheval et quand on eut oublié la signification originelle on ne tarda pas à la prendre pour le fer de cheval lui même et à le clouer aux murs comme un préservativ contre les mauvaises influences."*

Inman, l. c. S. 78. *„The horse-shoe indicates the yoni, the last, taken from some cow, mare or donkey, being used in eastern parts, where we now use their shoes, to keep off the evil eye. It is remarkable, that some nations should use the female organ or an effigy thereof as a charm against ill luck whilst others adapt the male symbol."*

Das Hufeisen als Symbol der vulva und Amulett gegen den bösen Blick bei Seligmann, l. c. II, S. 204 etc.

3) Vgl. Inman, l. c. S. 11, 77. „Hufeisen und Halbmond sind als Zaubermittel beide sehr beliebt und gehen in ihrer Form leicht ineinander über." Seligmann, l. c. II, S. 12.

4) Inman, l. c. S. 55. *„The anchor, as a symbol, is of great antiquity. It represents the crescent moon, the yoni, ark or boat, in this is placed the mast, round which the serpent,*

Ein anderes Glücksymbol ist der Pilz, der Glückspilz; er ist auch aus Träumen als phallisches Symbol bekannt.[1]

60) Tänzer und Tänzerinnen tragen Abzeichen mit Glückspilzen und vierblättrigem Klee.[2]

61) Die Tänzer tragen Pilze auf dem Kopf (Verlegung nach oben), die Tänzerinnen als Schirme.

Die Beteilung beider Geschlechter mit denselben Symbolen ist eine Methode, die Symbolik zu verschleiern, die in den Figuren häufig verwendet wird; doch wäre auch an die bisexuelle Bedeutung vieler Symbole zu denken. Ein Symbol, das uns bei mancherlei Aberglauben wie auch in den Phantasien Hysterischer[3] begegnet, ist der Schornsteinfeger.

62) Tänzer und Tänzerinnen stellen Kaminfeger vor. Die Tänzer tragen zusammengedrückte Zylinder und Besen, die Tänzerinnen Leitern.

Mit der Leiter, die wir als Koitussymbol schon kennen gelernt haben, sind wieder elliptisch Haus und Kamin angedeutet. Der „vertepschte" Hut ist nach Stekel (Spr. d. Tr., S. 241) Traumsymbol für die ruinierte Potenz; hier eine witzige Anspielung auf den anstrengenden, symbolisierten Beruf des Kaminfegers.

63) Eine Wand stellt Schornsteine vor, in welchen die Tänzer als Schornsteinfeger erscheinen.

Diese Symbolik führt uns zu der von Pinsel und Besen; diesen führt Stekel (Spr. d. Tr., S. 73) als bisexuelles Traumsymbol an. Die Phantasie vom Hexenritt auf dem Besen — ein typischer sexueller Flugtraum[4] — beruht auf derselben phallischen Symbolik. Der Weihwedel des Kultus geht auf ein antikes phallisches Symbol zurück, das z. B. im Isiskult und in den Mithrasmysterien gebraucht wurde.[5] Pinsel — *penicillus* — ist das Diminutiv von *penis*.[6]

---

the emblem of life entwines itself. The cross-beam completes the mystic four, symbole alike of the sun and of androgeneity. The whole is a covert emblem of that union, which results in fecundity."

1) Vgl. Stekel: Angstzustände, S. 157. — Seligmann, l. c. II, S. 80, führt den Pilz als phallisches Symbol und modernes Amulett gegen die Jettatura in Italien an.

2) Der vierblättrige Klee scheint ein weibliches Symbol zu sein; so führt Kleinpaul, l. c. I, S. 28, eine ähnliche Blattsymbolik an. Der dreiblättrige Klee ist als phallisches Symbol bekannt. Als solches nennt ihn Inman, l. c. S. 45.

3) Vgl. Maeder, Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift, X.

4) Vgl. Freud: Traumdeutung, 2. Aufl., S. 196; Stekel: Spr. d. Tr., S. 232.

5) Malvert: Science et Religion. Paris 1899. S. 150.

6) Kleinpaul, l. c. S. 129; vgl. auch den Traum bei Stekel: Spr. d. Tr., S. 188.

64) Die Tänzer tragen Künstlerhüte und große Pinsel, die Tänzerinnen kleine Pinsel und Farbtöpfe. (Abb. 11.)

Verschleierung der Symbolik durch Beteilung von Mann und Weib. Die Gefäßsymbolik wird uns noch mehrfach begegnen.

65) Die Tänzerinnen tragen große Besen; die Tänzer Kopfbedeckungen mit kleinen Besen.

Verlegung nach oben. „Besen" ist ein populäres Wort für Mädchen, z. B. im Studentenjargon.



Abb. 11 *Abb. 12*

Lanze, Säbel, Pfeil u. dgl., häufige phallische Traumsymbole,[1] sind uns schon begegnet. (Beispiel 1, 2.) Von den zahlreichen Figuren, die diese Symbolik benützen, sei nur eine erwähnt:

66) Auf einer Wand sind Soldaten abgebildet; die Tänzer nehmen hinter ihr Aufstellung und stecken Säbel durch Öffnungen für die Hände. Die Tänzerinnen kommandieren „die Waffen nieder", worauf die Säbel gesenkt werden und die Wand fällt.

Eine „Darstellung durchs Gegenteil."

Bei einer der Figuren tragen die Tänzer als Wassernixe den Dreizack, auch ein phallisches Symbol der Antike[2] *(67)*. Die „Drei" ist auch im Traume

1) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 64, 96, 135; Riklin, l. c. S. 38; ferner Jung: Über die Psychologie der Dementia praecox. Halle 1907. S. 166; über die „*hasta*" als phallisches Symbol in der Antike Kleinpaul, l. c. I, S. 108. Die Symbolik von Messer und Scheide in Volksgebräuchen, II, S. 492. — Inman, l. c. XIII. „*a sword spear, arrow, dart, battering ram, spade, ships prow, anything indeed intended to pierce into something else was emblematic of the male*". — Seligmann, l. c. II, S. 18: „In der Türkei schützt ein Spieß als Symbol des männlichen Geschlechtes vor dem bösen Blick."

2) Vgl. Inman, l. c. S. 55, 115.

charakteristisch als männliches Symbol und deutet die Dreiteilung des männlichen Organes an.[1] Inman führt zahlreiche Kultsymbole an, welche die *„male triad or trinity“* darstellen.[2] Auch im Aberglauben, in gewissen Zwangshandlungen finden wir dieselbe Symbolik. So mußte z. B. der Schauspieler Davison auf der Bühne immer drei Kastanien bei sich tragen. Die drei Schwurfinger haben dieselbe Bedeutung.[3] Auch die heraldische Lilie und das Kleeblatt gehören hieher. Die „Mistgabel“, mit der der Teufel dargestellt wird, stammt direkt von Plutons und Neptuns Dreizack ab; dieser Bedeutungswandel illustriert den Sexualverdrängungsprozeß des Christentums. Bei einer „Walpurgisnacht“ benannten Kotillonphantasie *(68)*, die also die schrankenlose Sexualität andeutet, reiten Tänzer und Tänzerinnen auf Hexengabeln und Besen.

Das Feuer als Symbol für die weibliche Sexualität haben wir bereits erwähnt; wie viele Symbole ist es bisexuell und hat auch männliche Bedeutung.[4] Als phallisches Kultsymbol auf antiken Darstellungen nennt es Inman.[5] So faßt es auch Jennings auf, der die monolithischen Denkmale, die Pyramiden usw. auf das Feuer zurückführt.[6] Auch das Vestafeuer wird im phallischen Sinn aufgefaßt.

In der Mythologie verwandelt sich Zeus bei einem Liebesabenteuer in eine Flamme.

69) Die Tänzer stellen Lampen[7] dar, die beim Erscheinen der Tänzerinnen entschleiert werden.

70) Die Tänzer tragen Fackeln.[8]

71) Die Tänzer tragen brennende Leuchttürme, die Tänzerinnen Bojen, mit denen sie auf die Leuchttürme zusteuern. (Abb. 12.)

Eine Kombination eines anderen phallischen Traumsymboles, des Turmes,[9] mit der Flamme. Das weibliche Attribut ist wieder eine recht gezwungene „sekundäre Bearbeitung“ des Themas.

---

1) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 411; diesbezügliche Träume S. 25, 132, 142, 293.

2) l. c. 4, 5, 9, 16, 64, 101.

3) Vgl. Inman, l. c. S. 6.

4) So im Traum. Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 268.

5) l. c. S. 9, 115.

6) The Rosicrucians, S. 60: *„The pyramidal or triangular form, which fire assumes in its ascent to heaven, is in the monolithic typology used to signify the great generative power.“*

7) Als Traumsymbol vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 73; in der Neurosensymbolik Wulff, Zentralblatt für Psychoanalyse, I, S. 337.

8) Die Fackel als phallisches Symbol, Inman, l. c. S. 115.

9) So bei Scherner, Das Leben des Traumes, S. 197; Stekel: Spr. d. Tr., S. 73, 165; Jennings, The Rosicrucians, S. 207: *„The architectural genealogy of the Tower is closely connected with the story of the phallus.“* In Italien heißen manche Türme *„maschi“* — Männer. Kleinpaul, l. c. II, S. 491.

Haben wir bisher eine Symbolik kennen gelernt, die zum großen Teil uralt ist, — das Unbewußte findet und erfindet die Symbole immer wieder von neuem — so sehen wir an den folgenden Beispielen, wie ihm jedes Material recht ist, um sich auszudrücken. — Als ein bisexuelles Symbol dürften auch der Kohlkopf und ähnliche Pflanzen anzusehen sein. So führt Stekel „Karfiol" als häufiges Phallussymbol an;[1] *„mon choux"* ist ein sehr gebräuchlicher Kosenamen im Französischen (wie überhaupt alle erotischen Kosenamen Sexualsymbolik zeigen). Anderseits erzählt man in



Abb. 13

Frankreich den Kindern *„qu'on les trouve dans un choux"*; hier ist die Bisexualität deutlich.

72) Die Tänzer erscheinen mit Krautköpfen und ähnlichen Gewächsen über dem Kopf.

Wieder die „Verlegung nach oben."

73) Die Tänzer sitzen als Verkäufer am Markt und verkaufen Salat, Erdäpfel, Häringe usw. (bei einer ähnlichen Tour „allerlei Gemüse"). Die Tänzerinnen kommen mit ihren Markttaschen einkaufen. (Abb. 13).

74) Die Tänzer verkaufen als Fleischer Wurst, als Bäcker lange Brote,[2] Trauben.

Diese Marktsymbolik: Der Mann verkauft etwas, die Käuferin steckt es in ihre Tasche, finden wir ganz ähnlich in Träumen, z. B.:

1) Stekel: Angstz., S. 150.

2) Zahlreiche Brot- und Gebäckformen zeigen männliche und weibliche Sexualsymbolik. Vgl. Höfler: Gebildbrote. Ztschr. für österr. Volkskunde, XIV, XV.

„Sie geht auf den Markt mit ihrer Köchin, die den Korb trägt. Der Fleischhauer sagt ihr, nachdem sie etwas verlangt hat: ‚Das ist nicht mehr zu haben' und will ihr etwas anderes geben mit der Bemerkung, das sei auch gut. Sie lehnt ab und geht zur Gemüsefrau. Die will ihr ein eigentümliches Gemüse verkaufen" [1] oder

„Sie geht in die Fleischbank Einkäufe machen, findet sie offen, wählt eine Wurst, die sie in die Tasche steckt" [2] oder

„Uns vis-a-vis wohnt eine Kräutlerin. Ich ging zu ihr Karfiol kaufen." [3]

Die Wurst spielt in den Träumen,[4] wie in der Psychopathologie[5] eine phallische Rolle.

75) Ein Fleischer erscheint mit dem Würstelofen und verteilt Würste.

Auch die folgenden Beispiele zeigen, wie die Phantasie modernes und allermodernstes Material für ihre Zwecke verwendet.

76) Die Tänzer erscheinen als Zuckerhüte.

Zucker ist nach Stekel ein sexuelles Traumsymbol,[6] wie überhaupt „Süßigkeiten". Es ist hier kombiniert mit einem uralten, vielleicht dem ältesten phallischen Symbol. dem Konus, der in antiken Kulten eine große Rolle spielte,[7] ein Beispiel, wie die Determinierung der symbolisierenden Assoziationen des Unbewußten durch alle Zeiten gleich bleibt.

Zigarre und Zigarette sind uns als maskuline Symbole bereits begegnet (Beispiel 27, 29), ebenso die Tabakspfeife (24), die auch in Redensarten des Volkes diese Bedeutung zeigt („seine Pfeife ausklopfen"). Dieselbe Symbolik kennt der Traum und die Psychopathologie;[8] sie zeigt wieder die „Verlegung nach oben" (erogene Mundzone).

---

1) Freud: Traumdeutung, 2. Aufl., S. 129.

2) Stekel: Spr. d. Tr., S. 15.

3) Stekel: Angstz., S. 150.

4) Stekel: Spr. d. Tr., S. 15 (siehe oben), 140; Angstz., S. 152.

5) Vgl. Jung, l. c. S. 162; Stekel: Angstz., S. 51; Riklin: Zentralblatt f. Psychoanalyse, I, S. 197.

6) Spr. d. Tr., S. 90; Angstz., S. 149.

7) Newton bei Inman, l. c. S. 132: *„let us next examine, how the cone came to be used as a masculine emblem. — The ‚glans' was particularly honoured as the head of the phallus; it was also the part dedicated to God by effusion of blood in the rite of circumcision. This acorn is conical and thus — a part being taken for the whole — the cone or pyramid was used as a conventional symbol of the male creator."* — Auch das „Goldene Kalb" dürfte als ein solcher Konus aufzufassen sein: *„the exact shape and make of the image set up by Aaron to be worshipped in the wilderness has been greatly squabbled over. The best Hebraist hold the translation ‚calf' untenable. The most tenable view philologically is, that something round or orbicular, possibly a cone like that symbolising Venus is intended by the original word employed"* (Hargrave Jennings: Phallicisme, S. 261).

8) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 72, 77, 157; Riklin: Zentralbl. f. PsA, I, S. 197; ferner Schrötter: Experimentelle Träume. Zentralbl. f. PsA, II, S. 642.

77) Die Tänzerinnen werden zum Kaufmann geschickt, Zigarren holen. Diese werden von den Tänzern (in zigarrenförmigen Hüllen) dargestellt. (Abb. 14.)

Ein phallisches Traumsymbol ist auch der Regenschirm; das Aufspannen entspricht der Erektion,[1] vgl. Beispiel 26.

Man beachte die Ähnlichkeit des folgenden Traumes (Stekel: Spr. d. Tr., S. 403) und der Kotillonfigur.

„Ein Schirm wurde lebendig, machte sich auf und kam ihr näher."

78) Die Tänzer verbergen sich hinter aufgespannten Regenschirmen und gehen so auf die Tänzerinnen los. (Abb. 15.)



Abb. 14

Auch Luftschiff und Flugapparat werden vom Traum zur sexuellen Symbolik benützt. Nach Freud[2] hat der Flugtraum meist sinnliche Bedeutung. Stekel führt in diesem Sinn verschiedene Träume an.[3] Beim Luftschiff dürften auch die Form und das „Steigen" zu dieser Symbolik führen.[4] Zahlreich sind auch die Witze und Couplets, die sie benützen. In unseren Figuren erscheinen die Tänzer entweder mit solchen Luftschiffen auf dem Kopf oder in Hüllen, die Luftschiffe vorstellen.

Die Verwendung der Eisenbahn, des Fahrens überhaupt, zur Sexualsymbolik ist aus den Träumen[5] bekannt.

79) Die Tänzer tragen rote Flügelmützen und Signalstangen, die Tänzerinnen Schaffnertaschen und ähnliche Mützen; sobald letztere erscheinen, ziehen die Tänzer die Signalstangen hoch.

Die Symbolik ist hier wieder elliptisch und ganz traumähnlich kompliziert. Die in die Höhe gehenden, das Einfahrtszeichen gebenden Signale

1) Freud: Traumdeutung, 2. Aufl., S. 200; Stekel: Spr. d. Tr., S. 24; Angstz. S. 132, 204, 214.

2) Traumdeutung, S. 196.

3) Spr. d. Tr., S. 166, 233 f., Angstz., S. 221.

4) Vgl. Traumdeutung, 3. Aufl., S. 211.

5) Stekel: Spr. d. Tr., S. 322; vgl. auch Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, S. 48.

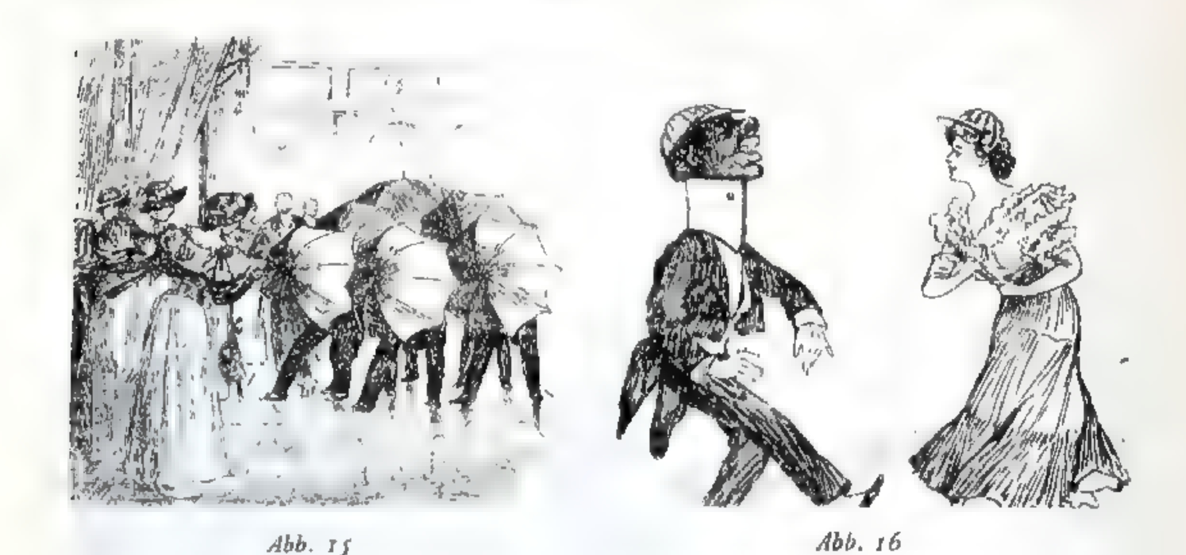


Abb. 15 *Abb. 16*

symbolisieren die Erektion, die Schaffnertaschen (weibliches Symbol) deuten den Zug an. Die Vorstellung des in den Bahnhof einfahrenden Zuges bleibt latent[1] (Rollentausch); zu beachten sind auch die Flügelmützen. (Verdichtung mit der Fliegesymbolik.)

80) Die Tänzer stellen einen Eisenbahnzug vor, jeder einen Waggon; die Tänzerinnen steigen ein, indem sie sich in ihre Tänzer einhängen.

„Einsteigen!", „aussteigen!" — im Volk gebräuchliche Redensarten für den Sexualverkehr. Auch hier sind die Rollen infolge der Einwirkung der Zensur vertauscht.

Die bekannte Symbolik von Reiter und Pferd[2] finden wir in folgendem:

81) Die Tänzer tragen Jockeimützen, die Tänzerinnen Pferde als Abzeichen (siehe Abb. 16.)

Das Fahrrad vereinigt die Vorstellungen von gehen, fahren und reiten und wird so zur Symbolik sehr geeignet. Auch der Rhythmus dürfte eine Rolle spielen.[3]

82) Die Tänzer tragen Radlermützen, die Tänzerinnen kleine Fahrräder als Abzeichen.

Pfeil, Bogen und Scheibe sind schon in der Antike Sexualsymbole gewesen;[4] in Beispiel 12 und 35 haben wir das Gewehr und die Pistole

1) Die Symbolik des Bahnhofs im Traum der Dora; Freud: Neurosenlehre, II, S. 88.
2) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 383; Angstz., S. 207.
3) Das Fahrrad als Frau im Traum vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 81.
4) Vgl. Inman, l. c. S. 86, 101, 115.

in diesem Sinne bereits gesehen; ebenso finden wir es in den Träumen[1] und in der Symbolik der Geisteskranken.[2]

83) Die Tänzer schießen aus Pistolen Blumen auf die Tänzerinnen; diese schmücken die Schützen mit ihnen.

Die Blume erst männliches, dann weibliches Symbol.

Schlüssel und Schloß sind eine populäre erotische Symbolik.[3]

84) Die Tänzerinnen tragen herzförmige Schlösser, die Tänzer die dazu passenden Schlüssel.

85) Die Tänzer stellen Papageno vor, mit goldenen Schlössern vor dem Munde; die Tänzerinnen erlösen sie mit goldenen Schlüsseln.

Verlegung nach oben und Rollentausch, sowie Verwendung einer „fertigen Phantasie" zur Sexualsymbolik.

86) Die Tänzer tragen Handfesseln mit Schlossern, die Tänzerinnen befreien sie mit den Schlüsseln.

Wir finden hier wieder das Erlösungsthema.

87) Bei einer der Touren stellen die Tänzer große Pakete, Säcke usw. vor, bei einer anderen Gewichte. Dieselbe Symbolik findet sich im Traum.[4]

Eine deutliche und ganz traumähnliche Symbolik zeigt folgendes Beispiel:

88) Die Tänzer stellen Betrunkene mit eingedrückten Zylindern vor (vgl. Beispiel 62) und werden von den Tänzerinnen, die Nachtwächter verstellen, ins Loch gesteckt.

Eine besondere Symbolik ist die, den Phallus durch den Mann darzustellen, wie in den Beispielen 6 und 16. Eine ähnliche ist in den Träumen häufig, in welchen „der Kleine", das Kind als männliches Symbol erscheint.[5]

89) Die Tänzerinnen stellen Ammen vor, die Tänzer Wickelkinder.

90) Die Tänzer erscheinen als Ammen mit Säuglingen.[6]

91) Die Tänzer stellen Liliputaner vor; sie tragen lange Kragen und Zylinder und bücken sich in die Knie. „Die Tänzerinnen ziehen den kleinen Liebling zu sich empor."

---

1) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 147.

2) Vgl. Riklin, l. c. S. 49; Jung, l. c. S. 166.

3) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 125. Traumdeutung, 3. Aufl., S. 210; diese Symbolik erwähnen auch Inman, l. c. S. 70; Jennings: Phallicism, S. 43; Kleinpaul, l. c. II, S. 491; Seligmann, l. c. II, S. 10 führt den Schlüssel als Amulett gegen die Jettatura an; als solches endet er manchmal in die *mano fica*, ein bekanntes Koitussymbol.

4) Vgl. Stekel, Spr. d. Tr., S. 112, 282, 293.

5) Vgl. Freud: Traumdeutung, 2. Aufl., S. 200; Stekel: Spr. d. Tr., S. 53, 166; Angstzustände, S. 148, 214.

6) Stekel führt einen Traum an, in welchem Amme und Kind den Mann symbolisieren (Angstzustände, S. 142).

Eine deutliche Symbolisierung der Erektion.

Auch die Gnomen und Zwerge, welche von den Tänzern dargestellt werden, dürften eine Form dieser Symbolik sein, ebenso der kleine Clown[1], Wurstel, Hampelmann, der häufig verwendet wird.

92) Die Tänzer tragen Mützen mit Quasten; die Tänzerinnen ziehen daran und ein Hampelmann erscheint.

93) Ein Tänzer trägt eine Mütze, von der kleine Clowns herunterhängen, welche die Tänzerinnen abzureißen trachten.

Das eine Beispiel deutet die Erektion an, das andere ist eine „Kastrationsphantasie".

Eine Form der Symbolik ist die, Mann und Weib als Gefäße aufzufassen; sie ist deutlich und daher in den Träumen, die zum Vergleich zur Verfügung standen und die zum größten Teil von neurotischen Personen stammen, verhältnismäßig selten.[2] Die Symbolik dieser Träume ist infolge der starken Verdrängung und der durch sie bedingten größeren Traumentstellung eine verschleierte. Inman führt *amphora* und *kratera* als männliches und weibliches antikes Symbol an.[3]

94) Die Tänzer erscheinen als Bierfässer, die Tänzerinnen tragen kleine Bierkrüge.

95) Die Tänzer tragen Champagnerflaschen als Kopfbedeckungen oder stellen selbst Champagnerflaschen vor, die Tänzerinnen tragen Champagnergläser.

96) Die Tänzerinnen tragen große Trichter, die Tänzer kleine, mit Konfekt gefüllte, die sie austauschen.

97) Ein Tänzer stellt einen Brunnen vor, zu dem die Tänzerinnen mit Eimern kommen.[4]

98) Bei einer der Figuren werden Verlobungskarten verteilt mit der Anzeige und den Bildern folgender Verlobungen: Pfeife mit Tabaksbeutel, Topf mit Deckel,[5] Tasse mit Kaffeekanne, leere Börse mit Geldsack.

Selbst das Geld scheint Sexualsymbol zu sein.[6] Man denke z. B. an Jupiter, der Danaë als Goldregen erscheint.

1) Der französische Name für den Hanswurst *„guignol"* ist auch der von vielen in Frankreich verehrten Heiligen, wie St. Guignolet, Guignolé, Gunols. Diese Namen stammen von *„gignere"*, zeugen, und die Heiligen gehen auf antike phallische Gottheiten zurück (Malvert, l. c. S. 211). Vielleicht also auch der Hanswurst, von dem überdies die konische Kopfbedeckung zu beachten wäre.

In Italien gilt der Harlekin als Amulett gegen den bösen Blick (vgl. Seligmann, l. c. II, S. 308).

2) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 133, 164, 293; ferner Schrötter: Experimentelle Träume. Zentralbl. f. Psychoanalyse, II, S. 642.

3) l. c. S. 115.

4) Der Brunnen ist häufiger weibliches Symbol, vgl. z. B. Jung, l. c. S. 162.

5) Vgl. Kleinpaul, l. c. II, S. 492.

6) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 52.

Eine große Rolle spielt im Traum, im antiken Kult, in Mythus und Märchen, wie in der Psychopathologie die Tiersymbolik; sie hat sehr häufig sexuellen Sinn. Diese Symbolik ist sowohl eine äußerliche, nach Ähnlichkeiten zwischen Dargestelltem und Darstellendem, als auch eine tiefere, indem das Sexuelle so als „das Tierische" dargestellt wird, was dem Charakter der Verdrängung besonders entspricht. Die Maus haben wir als weibliches Symbol[1] bereits in einer unserer Figuren gefunden. Die folgenden enthalten sie als männliches[2] und als bisexuelles[3] Symbol.

99) In einem Korb sind Mäuse verborgen, an denen sich Schlingen befinden. Die Tänzer befestigen diese an den Fingern der Tänzerinnen und ziehen dann den Korb weg.

100) Die Tänzer überreichen ihren Damen Zündholzschachteln, aus welchen beim Öffnen eine Maus springt.

101) Ein Tänzer erscheint als Rattenfänger mit Mäusen für Tänzer und Tänzerinnen.

102) In einer Mausefalle befinden sich verschiedenfarbige Mäuse für Tänzer und Tänzerinnen.

Die Schlange ist eines der bekanntesten phallischen Symbole; zahllose antike Darstellungen enthalten es,[4] so beschläft z. B. Zeus Demeter und Persephone als Schlange.[5] Ihre Bedeutung im Märchen,[6] im Traum[7] wie in der Psychopathologie[8] ist dieselbe. Wir haben das Symbol bereits in Beispiel 29 gefunden.

103) Tänzer und Tänzerinnen fassen die Enden eines Knäuels von Schlangen, der sich dann löst, worauf jedes Paar durch eine Schlange verbunden ist.

104) Die Tänzer verbergen sich in einer Riesenschlange und erscheinen so im Saal, die Windungen der Schlange nachahmend.

Der Vogel als phallisches Symbol ist der symbolische Ausdruck jener unbewußten Beziehungen zwischen dem Sexuellen und dem Fliegen, die wir bereits erwähnt haben. Der Flugtraum, das Fliegen oder Vogel sein, ist nach Freud[9] die Verhüllung eines anderen, sexuellen Wunsches. In

---

1) Als solches führt es auch Kleinpaul an, l. c. III, S. 164.

2) Vgl. den Traum bei Stekel: Spr. d. Tr., S. 136; das Symbol im Märchen, Maeder, l. c.

3) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 73.

4) Vgl. Inman, l. c. S. 9, 10, 14.

5) Creuzer: Symbolik und Mythologie der alten Völker, 2. Aufl., III, S. 303.

6) Vgl. Riklin, l. c. S. 41 f.

7) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 65, 133; Angstz., S. 104.

8) Vgl. Jung, l. c. S. 162; Maeder: Jahrbuch II, S. 192; Abraham: Traum und Mythus, S. 20.

9) „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci." Deuticke, Wien 1910. S. 59.

der Antike wurde der Phallus oft geflügelt dargestellt. Kaulbachs Bild „Wer kauft Liebesgötter" verwendet noch dieselbe Symbolik. Zeus erscheint der Leda als Schwan; der Heilige Geist bei der Verkündigung als Taube;[1] das „Kreuzluftvöglein" Zinzendorfs faßt Pfister[2] ausdrücklich sexualsymbolisch auf. Auch im Märchen,[3] wie in den Träumen[4] ist diese Symbolik deutlich.

105) Die Tänzerinnen halten Becher, die Tänzer werfen ihnen Bälle zu, auf denen kleine Vögel sitzen.

106) Die Tänzer erscheinen als Brieftauben.

107) Tänzer und Tänzerin stellen Papageno und Papagena dar.



Abb. 17

Papageno und Papagena, die Vogelmenschen, symbolisieren das Triebleben im Gegensatz zum geistigen, welches Tamino und Pamina darstellen.

108) Die Tänzer stecken in großen Eiern, aus denen sie auskriechen.

Hier ist die Vorstellung des kleinen Vogels latent.

109) Aus einem Taubenschlag lassen die Tänzer ihren Damen Tauben zufliegen.

110) Eine Wand stellt ein Vogelhaus vor, aus dem die Tänzer mit Vogelköpfen ausfliegen. (Abb. 17.)

1) Vgl. Riklin, l. c. S. 73; ferner S. 50, 82.

2) „Die Frömmigkeit des Grafen Ludwig von Zinzendorf." Deuticke, Wien 1910. S. 50, 63; es wird auch als Lerchelein, Täubchen, Wundenschwänelein variiert.

3) Vgl. Riklin, l. c. S. 73; ferner S. 50, 82.

4) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 67, 132, 149, 179; Angstz., S. 159.

111) Die Tänzer stellen verzauberte Raben vor, die von den Tänzerinnen erlöst werden.

Das Motiv des unheimlichen Tieres, das erlöst wird und sich in einen Mann, Prinzen, verwandelt, ist im Märchen häufig. (Oda und die Schlange, der Froschkönig, vgl. Riklin, l. c.)

112) Die Tänzer stellen Gänse vor, die auf dem Markt verkauft werden;[1] die Tänzerinnen kommen mit ihren Körben.[2]

113) Die Tänzer erscheinen als Hähne; auch der Hahnenkampf wird als Figur verwendet.

114) Vogelbauer mit Vogel als Geschenk für die Tänzerin.[3]



Abb. 18

Auch Beispiel 28 zeigt diese Symbolik.

Ein weiteres Symbol ist der Fisch; er scheint es in bisexuellem Sinne zu sein, so faßt ihn in antiken Darstellungen Inman[4] auf. Viele Gebräuche enthalten diese Symbolik;[5] so wird in Japan nach Geburt eines Knaben ein Papierfisch vor das Haus gehängt. Dieselbe Bedeutung im Märchen[6] und im Traum.[7] Auch an das „Blutwundenfischlein" Zinzendorfs[8] sei erinnert.

1) Vgl. die Marktfiguren und — Träume oben.
2) Der Korb als weibliches Traumsymbol. Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 112.
3) Dieselbe Symbolik im Traum: Spr. d. Tr., S. 152.
4) l. c. S. 1 f., 68, 115.
5) Vgl. Maeder, l. c.
6) Vgl. Riklin, l. c. S. 63 f.
7) Vgl. Spr. d. Tr., S. 138.
8) Pfister, l. c. S. 55.

115) Die Tänzer tragen geflügelte Fische auf dem Kopf.[1]

Eine Verdichtung von zwei Symbolen gleicher Bedeutung, Vogel und Fisch; Verlegung nach oben.

116) Die Tänzer erscheinen als Fische verkleidet. (Abb. 18.)

117) Ein Netz enthält Goldfische für die Tänzerinnen, Silberfische für die Tänzer.

Wie eine Andeutung der Bisexualität des Symbols.

118) Die Tänzer angeln nach kleinen Fischen, die z. B. als Goldfisch, Backfisch, Stockfisch bezeichnet sind.

Hier erscheint das Symbol in seiner weiblichen Bedeutung; die sprachlichen Bezeichnungen beruhen selbst auf dieser Symbolik.

119) Tänzer und Tänzerinnen erhalten Silber- und Goldfische, denen sie die Köpfe abreißen (um Nummern zu suchen).

Man vergleiche folgenden Traum eines Mädchens (Spr. d. Tr., S. 138):

„Ich bekomme einen eigenen, sehr schönen Fisch; ich spiele mit ihm. — Ich habe Lust, den Kopf abzubeißen."

Stekel faßt diesen Traum als Kastrationsphantasie auf. Auch Beispiel 59 zeigt die Fischsymbolik. — Im Märchen, z. B. im „Froschkönig", „Dornröschen", wie in der Psychopathologie[2] spielt der Frosch eine Rolle als „männliches Sexualtier". Stekel führt ihn als bisexuelles Symbol an (Spr. d. Tr., S. 73).

120) „Froschkönig." Die Tänzer tragen Froschköpfe mit einer Krone.

Dieses Beispiel zeigt, wie der latente sexuelle Sinn des Märchens unbewußt verstanden wird.

121) Die Tänzer tragen Froschköpfe und stellen Frösche im Teich vor; die Tänzerinnen angeln sie sich heraus.

Eine Metapher; aus dem Teich kommen bekanntlich die Kinder.

Die nächsten Beispiele zeigen den Hund als männliches Sexualtier; als solches erscheint er auch im Märchen.[3] Riklin weist ferner darauf hin, daß er im Traum und in den traumähnlichen Erlebnissen der Geisteskranken eines der häufigsten Sexualtiere ist.[4]

122) Die Tänzerinnen führen ihre Tänzer, die Hundeköpfe tragen, an der Leine.

---

1) Vgl. den goldgeflügelten Hecht im Märchen. Riklin, l. c. S. 65.

2) l. c. S. 45 f., 70.

3) l. c. S. 55.

4) Solche Träume bei Stekel: Spr. d. Tr., S. 130, 136, 142.

123) Die Tänzer erscheinen als Schoßhündchen; ein andermal als Dackel,[1] Möpse.[2]

Aus einer großen Anzahl von Beispielen mit Tiersymbolik seien noch einige angeführt:

124) Die Tänzer erscheinen als Ziegenböcke.

Ein ganz populäres Symbol der männlichen Sexualität.[3]

125) Tänzer und Tänzerinnen tragen Glückschweinchen, die Tänzer solche in aufrechter Stellung.

Das Beispiel zeigt den bisexuellen Charakter des uralten Symbols.[4]

126) Die Tänzer tragen Tierköpfe, die Tänzerinnen stellen Tierbändigerinnen vor.

127) Die Tänzerinnen erscheinen als Katzen.[5]

128) Die Tänzer müssen kleine, die Tänzerinnen große Fledermäuse fangen, die sie im Saale umherfliegen lassen.

129) Die Tänzer als große Fliegen.[6]

130) Die Tänzer tragen Schmetterlinge[7], die Tänzerinnen Blumen. Die letzten Beispiele zeigen wieder die Beziehung zum Fliegen.

131) Die Tänzerinnen werden von den Tänzern als Heuschrecken[8] verfolgt.

Auch als Elefanten, Tanzbären, Riesenkrebse erscheinen die Tänzer.

Häufig erscheinen die Tänzer als Schwarze, als Indianer, Chinesen usw. Dieser Maskierung liegt zunächst der erotische Reiz des Fremdartigen, die größere Polarität zwischen fremden Rassen zugrunde, anderseits wird so die unverdrängte Sexualität symbolisiert. Der Chinese hat noch einen besonderen Charakter (vgl. weiter unten), Der „schwarze Mann", der Neger sind als phallisches Traumsymbol[9] bekannt. Auch als „schwarze Schutztruppe" oder als „Negergrenadiere" erscheinen die Tänzer; hier wird der erotische Reiz des Exotischen mit dem des Soldaten verdichtet.

1) Vgl. Spr. d. Tr., S. 135, 142.

2) Spr. d. Tr., S. 69.

3) Vgl. Kleinpaul, III, S. 164.

4) Vgl. Kleinpaul, l. c. I, 27; im Traum. Spr. d. Tr., S. 187.

5) Dieselbe Symbolik im Traum. Spr. d. Tr., S. 157.

6) Vgl. Spr. d. Tr., S. 143; es sei auch an Jupiter als Fliege in Offenbachs Operette erinnert.

7) Vgl. Beispiel 3, 45.

8) Die Heuschrecke war in der Antike ein phallisches Symbol.

„*The locust was employed as a medicine for certain affections of the genitals. — To explain the selection of this insect for such a purpose, it must be mentioned, that the Greeks saw in its cylindrical, cambered, annulated body an analogy to the phallus*" (King, The Gnostic and their remains; zit. nach Jennings: Phallicism, S. 272).

9) Vgl. Spr. d. Tr., S. 137, 403.

In den folgenden Beispielen werden verschiedene sexuelle Vorgänge symbolisiert:

132) Der Anführer einer Polonaise trägt einen Hahnenkopf (Vogel!) und einen Tambourstab; beim Rundgang verlängert sich dieser ums Doppelte und Dreifache.

Eine allzudeutliche Anspielung auf die Erektion und ein Beweis für den phallischen Charakter ähnlicher Symbole.

133) Die Tänzerinnen ziehen ihre Tänzer aus einem Brunnen.

Eine Symbolisierung der Geburt.[1]

Die herabgesetzte Zensur gestattet, wie der Sexualität im allgemeinen, auch ihren Partialtrieben einen symbolischen Ausdruck, z. B. dem sadistischen; nur ein Beispiel von vielen:

134) Die Tänzer stellen Pferde vor, die Tänzerinnen Postillone.

Andere Beispiele lassen ein latentes homosexuelles Moment erkennen; so, wenn die Tänzerinnen als Grenadiere, Husaren, Kürassiere erscheinen, gewöhnlich mit den charakteristischen Waffen, also männlichen Sexualsymbolen, oder als Studenten mit dem Schläger, als Advokaten im Talar[2]; oder wenn die Tänzer Stubenmädchen, Ammen, selbst Ballettmädchen vorstellen. In den Träumen spielen die homosexuellen Verkleidungen eine häufige Rolle.[2]

Durch die angeführten Beispiele dürfte die Identität unserer Symbolik mit der des Traumes und ähnlicher Phantasiegebilde erwiesen sein; merkwürdig ist, daß hier diese Symbolik in der Wirklichkeit durchgeführt, konkret ist. — Im folgenden sollen einige gemeinsame psychologische Charaktere hervorgehoben werden.

Es ist der Hauptcharakter des Symbols anzudeuten, nicht auszusprechen; so ist es dem manifesten Traum zu vergleichen, hinter welchem sich der wesentliche, latente Trauminhalt verbirgt. Besonders deutlich ist dies in jenen Figuren, deren Symbolik elliptisch ist. (Vgl. Beispiel 56, 62.) Wir finden diese Methode der Verschleierung der Symbolik auch in den folgenden Beispielen:

135) Die Tänzer mit Mütze und Grubenlampe stellen Bergmänner vor, die Tänzerinnen tragen Mineralien, wie Gold, Kohle, Blei als Abzeichen.

Sie stellen also das Bergwerk, den Schacht vor, in welchen die Bergmänner eindringen. Der Schacht ist, wie der Brunnen u. dgl., ein weibliches Traumsymbol.[3]

---

1) Vgl. Die Geburtsträume. Spr. d. Tr., S. 275.

2) Der Mann im langen Kleid, ein bisexuelles Symbol. Vgl. Spr. d. Tr., S. 72.

3) Vgl. Traumdeutung, 2. Aufl., S. 198; Spr. d. Tr., S. 275.

Inman (l. c. S. 101) sagt mit Beziehung auf die antike Symbolik: *„a hole in the ground, a crevice in the rock, a deep cave — were symbolic of woman."* — Eine ähnliche Andeutung ist es, wenn

136) die Tänzer als Gnomen erscheinen, die Tänzerinnen kleine Laternen tragen und so die Höhle andeuten.

137) Tänzer und Tänzerin tragen Glöckchen mit alpinen Emblemen um den Hals.

Tiersymbolik; Stier und Kuh werden angedeutet. Häufig werden Dinge als Symbole verwendet, deren Gebrauch ein bestimmter Rhythmus charakterisiert; dieser bildet das *tertium comparationis* mit dem Koitus; eine weitgehende „Traumentstellung". Ein solches Symbol ist die Leiter (vgl. Beispiel 36, 62).

138) Die Tänzer tragen einen Amboß auf dem Kopf, auf welchen die Tänzerinnen mit Schmiedehämmern losschlagen.

Die manifeste Vorstellung ist natürlich die des gequälten Ehemanns; diese dient zur Rationalisierung des Symboltausches.[1]

139) Die Tänzer tragen Ruder.

140) Die Tänzerinnen tragen Abzeichen mit Namen von Flüssen; sie schießen pfeilartige Ruder auf die Tänzer ab, welche dieselben Namen tragen.

Das Ruder ist das männliche, durch den Rhythmus des Ruderns charakterisierte, der Fluß das weibliche Symbol. In Beispiel 140 ist diese Symbolik mit der uns schon bekannten des Pfeils traumähnlich verdichtet. Der Rollentausch sucht sie zu verschleiern.[2]

141) Die Tänzer tragen als Tambourmajor Tambourstöcke. Eine deutliche Anspielung auf den Rhythmus. (Vgl. Beispiel 132.)

142) An die Tänzer werden Haushaltgegenstände verteilt, z. B. Butterfaß,[3] Bügeleisen, Reibeisen.

Auch hier ist der Rhythmus, der den Gebrauch der Gegenstände charakterisiert, das Latente.

Den Mechanismus der „Verdichtung"[4] haben wir wiederholt beobachtet. (Beispiel 32, 40, 83, 84, 100, 115.) Die Charaktere mehrerer Symbole werden

1) Inman, l. c. S. 86, nennt *„le marteau, qui frappe l'enclume et forge les enfants."* Kleinpaul, l. c. II, S. 314, erwähnt, „daß die Gebärden und Werkzeuge der Liebe oft *„Veneris mallei et incudes"* genannt worden sind.

2) Inman, l. c. S. 86, führt das Steuerruder als antikes männliches Symbol an. — Wasser war weibliches Symbol und wurde mit dem weiblichen ▽ im Gegensatz zum phallischen Feuer △ dargestellt. Vgl. Inman, S. 32, 38.

3) Vgl. Kleinpaul, l. c. III, S. 169.

4) Vgl. Traumdeutung, 2. Aufl., S. 204f.

in eines zusammengezogen; das Resultat sind ganz traumhaft unwirkliche, absurde Dinge. Diesen Charakter der Absurdität, der so vielen Träumen anhaftet, finden wir in vielen unserer Figuren, und zwar in so ähnlicher Weise, daß man sie für Traumtexte halten könnte, z. B.:

143) Die Tänzer schießen aus Pistolen, die mit einer Mundharmonika versehen sind, Blumen auf die Tänzerinnen, diese fangen sie auf und schmücken damit die Schützen, welche sie auf der Pistole musizierend empfangen.

144) Die Tänzerinnen blasen in Bierkrüge, die ein Mundstück tragen, wobei unter quietschendem Ton ein langer Rüssel hervorschnellt.

145) Die Tänzer schleichen sich in ein Haus; eine Tänzerin reißt den Klingelzug ab; in diesem Moment stecken die Tänzer ihre weißen Clownköpfe zu den Dachfenstern heraus. Die Tänzerinnen fliehen erschreckt. Da setzt sich das Haus in Bewegung und folgt den Flüchtigen nach.

Trotz der Absurdität ist die Symbolik ziemlich deutlich.

Die Benützung von Märchen- und Opernmotiven wie von Aktualitäten (Beispiel 18, 21, 85, 101, 107, 120) wäre der Rolle der fertigen Phantasien[1] im Traume zu vergleichen.

Die „Verlegung nach oben“ spielt im Traum, in der Märchensymbolik,[2] wie bei den neurotischen Symptomen[3] eine große Rolle; sie besteht darin, daß die Bedeutung der Genitalzone auf eine andere, z. B. den Mund, verschoben wird.

Vor allem sind es der Kopf oder die Kopfbedeckung, die so zum Symbol werden (Beispiel 3, 4, 5, 44—47, 61, 65, 72).

Einen ganz besonderen Charakter zeigt das folgende Beispiel:



Abb. 19

146) „Die Kopflosen“. „Die Tänzer haben ihren Kopf verloren und kommen nun kopflos in den Ballsaal, um nach ihren Köpfen zu suchen. Die Tänzerinnen suchen vergebens mit. Man rät ihnen, nachzusehen, ob die Köpfe vielleicht nur in den Brustkasten hinuntergerutscht seien, und richtig, die Tänzerinnen öffnen die Klappen und die Köpfe gucken heraus.“ (Abb. 19.)

1) Vgl. Traumdeutung, 2. Aufl., S. 304 f.

2) Vgl. Riklin, l. c. S. 61.

3) Vgl. Freud: Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, II, S. 25.

Der Kompromiß zwischen der Genitalzone und der Verlegung nach oben wirkt komisch.

Zahlreiche Traumanalysen[1] und andere Beobachtungen zeigen, daß die Nase häufig phallisches Symbol ist; dies ist von alters her populär.

„Noscitur ex naso, qualis sit hasta viri.“[2] Übrigens besteht zwischen beiden Organen ein tieferer biologischer Zusammenhang.[3] — Auch diese Symbolik benützt die Verlegung nach oben. Ein Beispiel von vielen:

147) Die Tänzer tragen Nasen von verschiedenen Dimensionen, die sich aufblasen und einziehen lassen. (Abb. 20.)

Abb. 20

Darstellung der Erektion durch das Symbol. Auch der Zopf ist ein phallisches Symbol im Unbewußten[4] und ein Beispiel für die Verlegung nach oben. Dies erklärt die Symbolik des Chinesen.[5]

148) Die Tänzer erscheinen mit chinesischen Mützen und Zöpfen von verschiedener Länge.

149) Die Tanzer stellen Chinesen vor; die Tänzerinnen reißen ihre Zöpfe ab.

Eine Kastrationsphantasie, wie in den Beispielen 93 und 119.

Auch die Riesenschnurrbärte,[6] Riesenkrawatten,[7] mit welchen die Tänzer erscheinen, sind Sexualsymbole, hier wie im Traum, und Beispiele für die Verlegung nach oben. Der Bart wird als sekundärer Sexualcharakter Symbol des primären, die Krawatte als charakteristischer Teil der männlichen Kleidung.

Ganz traumähnlich ist die Art, wie die Sprachsymbolik wörtlich genommen und konkret dargestellt wird; auch hier werden, wie durch die Traumregression Vorstellungen in das sinnliche Bild rückverwandelt, aus dem

1) Vgl. Spr. d. Tr., S. 182.

2) Kleinpaul, l. c. I, S. 108.

3) Vgl. Fließ: Über den ursächlichen Zusammenhang von Nase u. Geschlechtsorgan.

4) Dies ist die Psychologie des Zopfabschneiders, bei welchem die infantile Vorstellung von der Frau mit dem Penis wirksam ist und der so „am weiblichen Genitale den Akt der Kastration ausführt“. Freud: Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci, S. 52.

5) Der Chinese wird im Traum bisexuell aufgefaßt. Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 72; Rank: Jahrbuch II, S. 515.

6) Vgl. Stekel: Spr. d. Tr., S. 494.

7) Vgl. Freud: Traumdeutung, 3. Aufl., S. 211.

sie irgend einmal hervorgegangen sind (Traumdeutung, S. 335). So werden symbolische Wendungen, wie „unter dem Pantoffel" (Beispiel 16), „gebrochene Herzen" (31), „vereinte Herzen" (32), „Liebe macht blind" (47), „Der Schlüssel zum Herzen" (86), „sich einen Mann (Frau) angeln," „Goldfisch" (118), „auf dem Mann herumhämmern" (138), „kopflos" (146), wörtlich genommen und dargestellt. Ganz ähnlich verfährt der Traum.[1]

Eine weitere Beziehung zum Traum ist der infantile Zug,[2] der Charakter des kindlichen Spieles, den alle diese Figuren haben; in manchen werden direkt Kinderspiele verwendet (Beispiel 7, 8, 9). Dieses Sichausschalten, Aufgeben eines Niveaus, diese Rückkehr ins Kinderland, in das „verlorene Paradies" ist an und für sich, sowie durch den Kontrast mit der gegenwärtigen Reife lustbetont. Ein anderer, unbewußter Faktor dieser Lust ist, daß das Kinderspiel bei einer erotischen Situation, dem Tanz, zur Darstellung von Sexuellem verwendet wird. Umgekehrt wird die erotische Symbolik durch die kindliche Einkleidung verschleiert, harmlos gemacht.

Wir haben den Tanz[3] als erotische Ersatzhandlung aufgefaßt, als symbolische Erfüllung eines erotischen Wunsches. Dieser Wunschcharakter kommt auch in vielen einzelnen Zügen der Symbolik zum Ausdruck: so bedeuten die zahlreichen Phantasien, in denen der Tänzer erst verhüllt, versteckt ist, sich dann enthüllt, das Moment der erotischen Erwartung, Spannung, Lösung der Ungewißheit über die erotische Zukunft und die Erfüllung; aber auch mit Anwendung jenes psychologischen Mechanismus, den Silberer „funktionales Phänomen" genannt hat,[4] die unterdrückte und dann befreite Sexualität. Wunschcharakter hat ferner, daß die erotische Erwartung und endliche Befriedigung, die im wirklichen Leben lange Zeit ausfüllt, hier in spielerischer Weise rasch erregt und gelöst wird, ferner, daß dies öfter wiederholt wird; hier kommt der polygame Wunsch zum Ausdruck, welchen die Kultur besonders in der Frau unterdrückt. Dann hat die Verkleidung, Maskierung überhaupt Wunschcharakter; der Wunsch, das eigene „Ich" mit seinen Forderungen auszuschalten, der nach dem Ungewöhnlichen, Exotischen, ist da erfüllt. Wie die Zensur im Traume den verdrängten Komplexen gestattet, als Personen, als „Masken" aufzutreten,

1) Vgl. Traumdeutung, 2. Aufl., S. 246, 251.

2) Vgl. Traumdeutung, 2. Aufl., S. 132 f.

3) Bei vielen dramatischen Tänzen werden erotische Symbole benützt, z. B. bei den Waffen-, Fackel-, Schleier-, Schlangentänzen. Die letztangeführten machen ganz den Eindruck einer symbolischen Phallusanbetung.

4) Silberer: Jahrbuch für psychoanalytische Forschungen, I. S. 517.

so erlaubt die Sitte auf den Maskenbällen, Redouten, der sonst unterdrückten Sexualität freieren Ausdruck.

Hervorzuheben ist die häufige Wunscherfüllung durch Kontrast; so, wenn Tänzer und Tänzerin Soldat und Magd, Bauer und Bäuerin u. dgl. vorstellen. Damit wird die eigene Vornehmheit lustvoll empfunden und zugleich symbolisch ein Kulturniveau dargestellt, das einen freieren Ausdruck der Sexualität ermöglicht. Das ist der Sinn und der Reiz aller „Bauern-", „Lumpen-" und „Gesindebälle". Oder es werden Kostüme von „Anno dazumal" benützt und mit diesen Großelternrequisiten der lustvolle Kontrast zur eigenen Jugend hergestellt; das Gegenstück dazu ist die Verkleidung der Paare als Schulkinder, Babys usw., durch welche die eigene aktuelle Reife hervorgehoben wird. Wenn die Tänzer mit grotesken Köpfen, Glatzen, unförmlichen Nasen, schielenden Augen erscheinen, wird dadurch die eigene Schönheit umso stärker empfunden. — Häufig erscheinen die Tänzer als Teufel, die Tänzerinnen als Engel. Der Teufel und ähnliche Gestalten sind Symbole für das unterdrückte Triebleben,[1] im Traum und in der Volkssprache auch direkt phallisches Symbol,[2] der Engel symbolisiert die Jungfräulichkeit. Auch hier ist die Wunschtendenz deutlich: das Ideal der Frau ist der erotische Mann, der „Teufelskerl", das des Mannes der „Engel".

Wir hatten angenommen, daß die sonderbaren Phantasieprodukte, mit denen wir uns hier beschäftigt haben, unter ähnlichen psychischen Konstellationen entstehen wie die Träume, und erwartet, daß ihre Symbolik wie ihre psychologischen Mechanismen ähnlich sein würden. Dieser Beweis dürfte gelungen sein.[3] Wir konnten ferner in zahlreichen Fällen die

1) Vgl. Silberer: Jahrbuch, II, S. 512; Freud: Neurosenlehre, II, S. 136.

2) Vgl. Stekel: Angstz. S. 104; Kleinpaul, III, S. 164.

3) Es seien gegen den naheliegenden Einwand, daß hier in harmlose Dinge sexuelle Symbolik hineingeheimnißt wurde, noch einige Argumente vorgebracht. Zunächst sei bemerkt, daß die angeführten Beispiele leicht hätten verdoppelt werden können, doch dürfte die Zahl von über 150 genügen, um zu zeigen, daß wir es nicht mit einem zufälligen Zusammentreffen von Ähnlichkeiten mit den anderen Reihen von Symbolen zu tun haben. Anderseits sei bemerkt, daß eine ganze Anzahl von Figuren keine deutliche Symbolik zeigt. Die Ursache hievon ist, daß sie genetisch eben doch nicht auf ein Niveau mit den Träumen und anderen Produkten des Unbewußten zu stellen sind, da der bewußte Zweck — geschäftlichen Zwecken zu dienen — den weit größeren Anteil an ihrer Entstehung hat, als das Unbewußte. Sie sind — sozusagen — exoterisch; doch zeigt die große Anzahl von symbolischen Figuren mit ihren schlagenden Identitäten, wie sich das Unbewußte manifestiert, wo ihm passendes Material geboten wird. — Während wir bei der Traumanalyse von der Deutung des Symbols auf den latenten sexuellen Sinn, bei der Analyse neurotischer Erscheinungen vom Symptom auf die sexuelle Wurzel schließen, durch welche Methode

Identität mit der Symbolik der Psychopathologie, der Sprache, der Märchen und Mythen, sowie der antiken Kulte zeigen. Das gleiche Phänomen auf so verschiedenen Gebieten läßt uns das gleiche wirksame Prinzip erwarten. Wir finden es in der Sexualverdrängung und in der psychischen Zensur, die das Sexuelle nur symbolisch zum Ausdruck kommen läßt.[1] Gerade diese

der sinnlose Traum sich als sinnreich, das unverständliche Symptom als verständlich erweisen, — wissen wir bei unseren Figuren *a priori*, daß es sich um eine ausschließlich sexuelle Situation handelt. Schon dieser Umstand gibt der Richtigkeit unserer Deutungen hohe Wahrscheinlichkeit; zur Gewißheit wird sie durch die Beobachtung, daß verschiedene Forscher auf ganz verschiedenen Gebieten von den verschiedensten Voraussetzungen ausgehend wesentlich zu denselben Symbolen gelangen.

Inman steht auf dem Boden des Glaubens, und seine Forschungen haben den Zweck, die Religion von den „heidnischen" sexuellen Symbolen zu reinigen; Hargrave Jennings betrachtet die Phallusverehrung als den ältesten Kult und behandelt die Symbolik objektiv, aber beide, wie andere Forscher auf diesem und ähnlichen Gebieten, kommen zu einer Reihe von Symbolen, die in zahlreichen Fällen mit den unseren identisch sind.

Eine zweite Reihe finden wir als Resultat der Sprachforschung (Kleinpaul) der Folkloreforschung (Anthropophyteia usw.) sowie in den Witzen, Couplets u. dgl. Auch hier sind die Übereinstimmungen zahlreich.

Eine dritte Reihe liefern uns die Traumanalysen, die Neurosenpsychologie, sowie die mit dieser zusammenhängende Mythen- und Märchenforschung der Freudschen Schule. Wir konnten in dem bisher publizierten, immerhin beschränkten Material fast alle unsere Symbole wiederfinden, ja ganz parallele Phantasien (Schiff, Markt, Rettung) und ungewöhnliche Details (nackte Zehe, Chapeau claque, verdrückter Hut, aufgespannter Schirm, abgerissener Fischkopf). Wir konnten hier aber auch die Identität der psychologischen Mechanismen zeigen. Auch die Art, wie in zahlreichen Figuren die Symbolik verschleiert wird (Rollentausch, Beteilung beider Geschlechter mit einem Symbol, Umkehrung), sobald sie (nach unserer Annahme) zu deutlich wird, ist für den sexuellen Charakter beweisend.

Die vierte Reihe von Symbolen ist die in unseren Beispielen gefundene.

In der Chemie gelten zwei aufeinander und auf eine theoretisch angenommene Formel stimmende Analysen als beweisend — hier haben wir vier Resultate, die aufeinander und auf die Theorie stimmen.

1) Das mystische Symbol wie das mystische Zeremoniell sind gleichfalls Ausdruck des Prozesses der Triebverdrängung, als dessen Produkte wir die Religionen und Kulte ansehen. In Zeiten primitiver Kultur, d. i. unverdrängter Sexualität, wurden die Organe, die das Wunder, das Leben schufen, in ihrer wirklichen Gestalt verehrt; ein Teil der ältesten Kulte war die Phallus- und Kteïsverehrung. Die fortschreitende Kultur, die ja eben in der Triebverdrängung und Sublimierung bestand, setzte an Stelle der Zeugungsorgane Symbole, Bilder für diese, poetische Umschreibungen, die dem Charakter der Verdrängung, Heiligung entsprachen (z. B. das Feuer, die Schlange — das Wasser, den „heiligen Hain"). Vielleicht war einer der bei diesem Prozeß wirksamen Faktoren der Ahnenkult, die Pietät gegen die „Erzeuger", ein anderer vielleicht das Schamgefühl. Während sich der menschliche Körper von der Tierähnlichkeit zur Schönheit entwickelt hat, haben die Genitalien diese Entwicklung nicht mitgemacht, sind tierähnlich geblieben. Nie hat sie ein Künstler in ihren wirklichen Dimensionen, mit ihrer Behaarung dargestellt. Der Mensch fühlt sich

Unterdrückung bewirkt, daß die Sexualität jedes Material benützt, um sich zu manifestieren. „*I Cannot help regarding the sexual element as the key, which opens almost every lock of symbolism*", meint Inman,[1] und Kleinpaul sagt:

„Der Mensch sexualisiert die Welt."

Diese Arbeit wurde bereits 1911 geschrieben; es fehlen daher Hinweise auf spätere psychoanalytische Veröffentlichungen, durch die die einzelnen sexualsymbolischen Deutungen durch Parallelen aus Neurosenlehre und Völkerpsychologie noch weiter belegt werden könnten.

---

durch sie in seinen Gottähnlichkeitsträumen gestört. „Nur unser Unterleib hindert uns, uns als Halbgötter zu fühlen" (Nietzsche). — Entspricht die Symbolbildung der Sexualverdrängung der Neurose, so finden wir auch den der Sexualüberschätzung in den alten Kulten. Phallus und Kteïs erhalten eine übersinnliche, metaphysische Bedeutung, sie werden Symbole für ein männliches und weibliches kosmisches Prinzip, ihre Vereinigung stellt symbolisch die Weltschöpfung dar (Lingjoni). — Führt die Triebverdrängung einerseits zum Symbol, so bildet sie anderseits mit dem Stück Affekt, das sie von seinem ursprünglichen Objekt, dem Trieb, abgetrennt hat, das Kultzeremoniell aus (vgl. Zwangshandlungen und Religionsübungen; Freud: Neurosenlehre, II. Teil). Von dem Prozeß der Verdrängung, Unterdrückung bleibt das Gefühl des Verborgenen, des Geheimnisses im Bewußtsein zurück; dieses wird auf das Symbol, wie auf das Zeremoniell übertragen. So entstehen mystisches Symbol, mystischer Sinn von Phallus und Kteïs und mystisches Zeremoniell. Der „esoterische" Sinn vieler religiöser Symbole und Zeremonien ist ein sexueller. — Das Interesse so vieler Neurotischen an allen Formen der Mystik beruht darauf, daß sie in dieser etwas fühlen, das einem ähnlichen Prozeß seine Entstehung verdankt, wie ihre eigenen symbolischen Symptome und Zeremonielle.

1) Inman, l. c. S. 101.

KRITIKEN UND REFERATE

DEUTUNG DER PSYCHOANALYSE AUS DER PERSÖNLICHKEIT FREUDS

Dr. EDGAR MICHAELIS, Nervenarzt in Berlin: Die Menschheitsproblematik der Freudschen Psychoanalyse. Urbild und Maske. Eine grundsätzliche Untersuchung zur neueren Seelenforschung. Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1925.

Die völlige Ablehnung der Psychoanalyse, führt der Verfasser aus, sei heute wissenschaftlich nicht mehr möglich, in diesem Sinne sei der „Kampf um die Psychoanalyse" bereits entschieden. Aber an Lücken und Widersprüchen leide die Psychoanalyse. Im Grunde genommen nur eine Triebanalyse, beansprucht sie zu Unrecht eine eigentliche Seelenkunde schlechthin zu sein. Freud habe in der Leonardo-Studie eingeräumt, das spezifische Wesen künstlerischer Leistung sei ihm psychologisch unzugänglich und habe für die Bestimmung der Verdrängungsneigung und der Sublimierungsfähigkeit der Biologie den Platz überlassen. Es sei höchst sonderbar, daß gerade die höheren Strebungen auf die organischen Grundlagen des Charakters zurückgeführt werden sollen, könnte man doch eher meinen, daß vielmehr die primitiven animalischen Triebe biologisch — und nicht psychoanalytisch — erfaßbar seien. Die Grundlage der Freudschen Neurosenlehre sieht Michaelis in der Lehre von den Konflikten bei Nichtbefriedigung triebhafter Wünsche; alle Problematik des Menschen scheint also in der Frage der sexuellen Freiheit und Befriedigung zu wurzeln; rücksichtslose Befriedigung scheint das Zeichen des Vollmenschen zu sein. („Das allzu häufige Mißverständnis vom ‚Immoralismus', das Nietzsche in ganz anderem Sinne prägte, findet hier Nahrung.") Gewissen sei nach Freud ein von außen auferlegter Zwang, die Verkörperung zunächst der elterlichen Kritik, in weiterer Folge der Kritik der Gesellschaft. Seine Durchbrechung zur Erfüllung der Triebbefriedigung scheint durch die Psychoanalyse nicht nur entschuldigt, sondern geradezu gefordert. Und dennoch: wenn man tiefer in die Arbeiten Freuds eindringt, finde man, daß dies nicht seine Absicht ist. Vielmehr sollen die Triebe gebändigt, sublimiert werden. „Aber gerade das Wesen dieser Sublimierung bleibt ja im Dunkel, und überdies hat Freud mehr als einmal direkt Einspruch erhoben, daß etwa ‚Ideale dem Patienten aufgedrängt werden', um

ihn zu ‚veredeln'." Der innere Zwiespalt in der Freudschen Lehre sei zum Teil zeitlich bedingt. Der frühe Freud lehre, daß Konflikte entstehen, wenn die Realität die Befriedigung triebhafter Wünsche versagt, beim späteren Freud ist von der ichgerechten und idealen Befriedigung die Rede. Daß die ichgerechte Befriedigung — führt der Verfasser aus — auch für Freud nicht nur theoretische Abstraktionen sind, sondern daß eine lebendige Anschauung dahintersteht, werde ersichtlich, wenn man die „Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens" heranzieht. An der Spaltung von Sinnlichkeit und Zärtlichkeit kranke die Gesellschaft. „Nicht so sehr die Sexualfreiheit als solche, nicht die Befriedigung sinnlicher Wünsche und Triebneigungen wird versagt, sondern das Liebesleben ist erniedrigt, weil die seelische Entfaltung und Erfüllung Schaden leidet." Nicht auf seiten der Sexualität, sondern auf der des Ich liege alle Problematik des Menschen. Nur wo und weil ein Streben nach Höherem, eine Sehnsucht nach „ichgerechter" Befriedigung da ist, könne eine Erniedrigung, eine Entweihung empfunden werden. „Die seelische Analyse jeder solchen Entzweiung aber muß notgedrungen dies innere Streben sichtbar machen, muß gerade die höheren Strebungen erkennen lassen, aus denen doch die Spaltung erwächst." Diese höheren Strebungen seien für den tieferen Blick in den Darstellungen Freuds enthalten, so daß man sich fragen müsse, wie es möglich sei, daß trotzdem wieder ihre Kenntnis geleugnet werde, daß das Ich solange entweder versteckt oder entwertet wird, daß Freud immer wieder rückkehrend „unfaßbare, unhemmbare", also triebhafte Wünsche als den Kern des menschlichen Wesens erkennen will.

„All dies Widerspruchsvolle der Freudschen Lehre, diese ganze wechselnde Haltung zu den Problemen des Ich, die offizielle Anerkenntnis der tatsächlichen Lücke der Forschung und die unbekümmerte Entwertung ihrer Bedeutung mit allen negativen Aussagen über das tiefste Wesen des Menschen als animalisch, triebhaft und böse, denen das immer wieder durchbrechende Wissen um Idealität entgegensteht, ist tiefer begründet . . . Affektive Momente stehen dahinter. Nicht weil er die Probleme des Ich und des Ideals nicht sah, sondern weil er sie aus inneren Gründen nicht sehen wollte, weil er sie gleichsam ‚verdrängen' mußte, hat Freud sie aus seiner Lehre verbannt." Das Motto der Traumdeutung verrate, daß die scheinbar so freie und objektive Haltung des „Aufenthaltes in der Unterwelt" nicht von Anfang an freiwillig ist: „Weil ich die Himmlischen nicht rühren, weil ich das Ideal nicht verwirklichen kann, will ich die Unterwelt in Bewegung setzen." Die Möglichkeit, diesen inneren tragischen Konflikt Freuds nachzuweisen, — führt der Verfasser aus, — verdankt er den persönlichen Aufzeichnungen und Bekenntnissen Freuds in der „Traumdeutung" und in einzelnen Beispielen der „Psychopathologie des Alltagslebens". „Es werden seelische Strömungen sichtbar, die tiefen Einblick in das Ringen dieses außergewöhnlichen Mannes geben. In ihnen offenbart sich, daß Freud selbst von innerem Streben nach dem Ideal erfüllt war, daß aber gerade diese innerste Sehnsucht, von früh an verwundet . . ." usw. Von der Analyse der Persönlichkeit ihres Schöpfers erwartet Michaelis ein besseres Verständnis der psychoanalytischen Lehre selbst. Man dürfe nicht ganz allgemein nur die „manifesten" Äußerungen der Lehre ins Auge fassen. „Indem die affektive Bedingtheit gerade all der oft kritisierten Verzerrungen, wegen derer die Psychoanalyse mit Recht soviel Widerspruch erfuhr, nicht nur nachgewiesen wird, sondern in ihren Motiven

verständlich wird, werden diese Verzerrungen selbst gleichsam von innen durchleuchtet und des dogmatischen Anspruches beraubt." Diese Untersuchung habe noch größeren Wert dadurch, daß das Negative sich wirklich positiv „umwerten" läßt. Freud sei, wie Strindberg es war, ein „Hasser aus Liebe". Der Leugner der inneren Idealität und des Triebes zur Vervollkommnung sei beseelt vom inneren Ideal, und wenn er „den Haß als die ursprüngliche Gefühlsbeziehung zwischen den Menschen" hinstellt, so stehe dahinter die Enttäuschung eines Sehnsüchtigen, am Menschen Leidenden. „Man wird gewahr, wie ein großer Ringender in die Fesseln seiner Entwicklung und seiner Zeit verstrickt wird, die er bekämpft." (Nietzsche wird zitiert: „Jeder ist sich selbst der Fernste.")

Die Tatsache einer Maskierung seines Innersten verbinde Freud mit anderen großen Schaffenden der Epoche. Die „Maske" nehmen, um sich zu verbergen, das ist der Gegensatz zu der Haltung des „Schauspielers", den Nietzsche immer wieder als den herrschenden Typus der Zeit bekämpft. Der „Schauspieler" in dem hier gemeinten Sinne täusche etwas vor durch die Maske, besser durch die Larve, die er annimmt. Er will mehr scheinen, als er ist, eine Rolle spielen, die die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Der wahrhafte, echte Mensch dagegen werde gerade aus diesem Gegensatz in einer innerlich fremden Umgebung gezwungen, sich hinter der Maske zu verstecken. Er hat nach Nietzsche „Verkleidung nötig, um sich vor der Berührung mit zudringlichen und mitleidigen Händen zu schützen". Was Michaelis über die „großen Zwiespältigen" (Nietzsche, Strindberg, Flaubert, Wedekind) ausführt, bleibt — auch für den Psychoanalytiker — außerordentlich gehaltvolle und anregende Lektüre, ohne daß man die Parallele mit der Persönlichkeit Freuds anerkennen muß. Wie schon erwähnt, wird die durch die Entdeckung und Entwicklung der psychoanalytischen Lehrsätze verhüllte „wahre Persönlichkeit" Freuds, seine „ganze Innerlichkeit und Empfindungstiefe" besonders an Hand von Einzelheiten der Traumdeutung zu belegen versucht. Zum Beispiel wird jener Fall herangezogen, wo von der Stimmung nach einer Vorlesung über Hysterie die Rede ist. „... Ohne Spur von Vergnügen an meiner schweren Arbeit sehnte ich mich weg von diesem Wühlen im menschlichen Schmutze, nach meinen Kindern und dann nach den Schönheiten Italiens ... usw. Während ich meinen Kaffee trank und an meinem Kipfel würgte ... usw. ... Ich kämpfte mit dem Ekel, ging früher heim ... usw." Nach Wiedergabe dieser Schilderung fährt der Verfasser fort: „Man erinnere sich daran, wie Freud in der Analyse der Dora unter Hinwegsetzungen über alle tieferen seelischen Empfindungen Kritik an dem Verhalten des Mädchens übt, weil sie bei der überrumpelnden sinnlichen Umarmung durch den älteren, wenn auch befreundeten, ja verehrten Mann statt einer ‚deutlichen Empfindung der Erregtheit' ‚einen heftigen Ekel empfand, infolgedessen sie sich losriß und flüchtete', ein Benehmen, das Freud hier als ‚ganz und voll hysterisch' bezeichnet." Freud: „Anstatt der Genitalsensation, die bei einem gesunden Mädchen unter solchen Umständen gewiß nicht gefehlt hätte, stellt sich bei ihr die Unlustempfindung ein, welche dem Schleimhauttrakt des Eingangs in den Verdauungskanal zugehört, — der Ekel." Michaelis: „Jetzt zeigt sich, wie hinter dieser sarkastisch-kritischen Haltung eine tiefere Menschlichkeit verborgen liegt. Der scheinbar unerbittliche Zergliederer und Menschenbeobachter wird selbst heim-

gesucht von dieser Unlustempfindung, die dem Schleimhauttrakt des Verdauungskanals zugehört, er kämpft selbst mit dem Ekel." Hier enthülle sich das wahrhaft Schöpferische dieses Schöpfers: „Sehnsucht nach Befreiung und Entfaltung, nach Freude und Schönheit wohnt auf dem Grunde seines Wesens, ist der verborgene Quell seines Wesens, die wahre Mitte seines Forschens."

Auch das aus der Traumdeutung wohl erinnerliche Beispiel von der Phantasie über Hannibals Schwur wird herangezogen. („Eine unbeugsame Natur kündet sich an, ‚die niemandem untertan', den Kampf aufnehmen wird gegen alle äußere Unterdrückung.") Aber mit der kämpferischen Haltung seien auch Gefühlswärme und Gefühlsintensität gepaart. Für wahres Empfinden zeuge es, wenn Freud berichtet, wie er als Gymnasiast, als einer seiner Altersgenossen seinen Vater verlor, diesem tief erschüttert seine Freundschaft antrug. „Und obwohl er hier eine schmerzliche Enttäuschung erlebte, bleibt die innere Impulsivität des Gefühls dennoch erhalten." (Dem Detail von jenem zynischen Altergenossen, der Erzählung von der Stuhlentleerung der Leiche stellt Michaelis das Detail vom Verwesungsgeruch nach dem Tode des heiligen Einsiedlermönches in Dostojewskis „Brüder Karamasoff" gegenüber.)

So reiht nun Michaelis mehrere Beispiele aneinander, die alle hinter der scheinbaren Gefühlskälte des Forschers eine außerordentliche seelische Empfindlichkeit und Erregbarkeit des Gefühls zeigen sollen. Und wenn Freud später davor warnt, als Analytiker etwa „aus der Fülle seines hilfsbereiten Herzens dem Kranken alles zu spenden, was ein Mensch vom anderen erhoffen kann", so spreche sich in dieser Warnung die gleiche Notwendigkeit einer Beherrschung des eigenen Fühlens aus, wie in Nietzsches Ablehnung der von Schopenhauer verkündeten (bei diesem dennoch mehr theoretischen) Lehre vom Mitleid. Michaelis faßt nun das Charakterbild Freuds zusammen: „Ein hohes Streben, ein urtümlicher starker Drang nach ideeller Entfaltung, ursprüngliche Wärme und Impulsivität des Gefühls, des Herzens, paaren sich mit tiefer Empfänglichkeit für die hohen und niederen Eindrücke des Lebens. Eine solche Veranlagung muß überall, wo heimliche Schäden liegen, Anstoß nehmen. Sie ist den Widersprüchen des Lebens tiefer ausgesetzt als der robuste Durchschnittsmensch. Der Zwiespalt zwischen einer innerlich ersehnten und geahnten Menschlichkeit und den Einschränkungen der Welt wird für diese Naturen tiefstes Erlebnis, innerstes Erleiden." Die Aufdeckung der inneren Nöte, die aus solchem Erleben erwachse, die Aufzeigung der Zerrissenheit hinter der scheinbar glatten Oberfläche gesellschaftlichen Lebens sei das unvergängliche Verdienst Freuds, der damit bis dahin nur den Dichtern zugängliche Abgründe menschlichen Seins enthüllt habe. Aber jener, unsere ganze Epoche kennzeichnende Zwiespalt gehe auch durch die Psychoanalyse selbst. Wie Nietzsche, der selbst die reaktiven Verbildungen, die Erscheinungen des Ressentiments, dessen grundlegende Bedeutung für die Psychologie der menschlichen Gesellschaft aufgezeigt hatte, selbst trotz aller Größe und Hoheit dieser Verbildung unterlag, so trage die Enthüllerin der Entzweiung, die Psychoanalyse, den Stempel der Entzweiung ihres Schöpfers und verbinde darum Wesentliches mit Verzerrtem.

Michaelis betont bereits in seiner Einleitung, daß mit seinem Versuch, Freuds Persönlichkeit herauszuschälen, nur eine Vertiefung, nie eine Herabsetzung dieser Persönlichkeit verbunden

sei. „Ein ringender Mensch wird sichtbar, dessen Konflikte und Nöte nicht nur privater, sondern überpersönlicher Natur sind. ... Man versteht, daß Freud nicht zufällig diesen Vers aus Konrad Ferdinand Meyers ‚Huttens letzte Tage' zitiert hat: ‚Fürwahr, ich bin kein ausgeklügelt Buch, — ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch'."

Wenn es Freuds Absicht war, — führt der Verfasser abschließend aus, — die Gemüter in Aufruhr zu bringen, so ist ihm dies aufs vollste gelungen. Wie Nietzsche könnte er heute sagen: „Ich bin Dynamit." Den ungeheueren Verdiensten der Psychoanalyse stehe nur ein — aus persönlicher Situation und Entwicklung bedingtes — verwirrendes Moment gegenüber: aus der Erschütterung und Verdrängung, die die innere Idealität bei Freud erleide, entspringe alle perspektivische Entstellung der Resultate der Lehre, „Skepsis, fatalistischer Determinismus, Relativierung der Werte und zuletzt pessimistische Verneinung des Lebens, dessen ‚eigentliches Resultat und insofern Zweck der Tod ist' (‚Jenseits des Lustprinzips'), das sind die weltanschaulichen Spiegelungen der seelischen Zerrissenheit, während Ironisierung, ‚Hohn und Spott', nur Versuche der Betäubung und der Entspannung von dieser tragischen Grundstellung darstellen." Die Psychoanalyse habe neben ihren großen Verdiensten den Nachteil, daß sie den Weg der Stärkung und Bildung der „ursprünglichen, spontanen, strebenden Ichkräfte als Ausdruck des Eigentümlichen am Ich, des eigentlichen Selbst, das in ihnen seine Erfüllung findet", systematisch verschließt. Diesen Weg frei zu machen, besonders durch den Nachweis dieser spontanen urtümlichen Kräfte auf dem Grunde der Seele Freuds, des Schöpfers der Psychoanalyse selbst, das sei — nach den eigenen Worten — die Hauptaufgabe des Michaelisschen Buches gewesen. Selbstbestimmung (Kant: „Bestimme dich aus dir selbst") nach dem eingeborenen inneren Gesetz, das sei das anzustrebende Ziel, das auch die Psychoanalyse nicht länger verbergen könne.

Wie so oft in letzter Zeit, liegt hier wieder eine gegnerische Arbeit vor, die von Methode und Ergebnissen der Psychoanalyse, von ihrer Dynamik und ihrem Interesse für die Tiefendimension immerhin so viel profitiert hat, daß sie gerade für den Psychoanalytiker, der die Berührungspunkte von Annäherung und Widerstand vorzugsweise ins Auge fassen muß, instruktive Lektüre darstellt. Im vorliegenden Falle bürgt zudem ein gewisser Charme der Darstellung für Kurzweil in höherem Sinne: mit lebhafter innerer Anteilnahme Geschriebenes ist hier mit durchaus anhaltendem Interesse lesbar. Diesem Versuch, die Psychoanalyse unter Anklage zu stellen und sie gleichsam durch die Analyse ihrer selbst zu salvieren, allerdings in der Voraussetzung der Hoffnung auf „Besserung", muß hier wohl nicht mit kritischen Auseinandersetzungen begegnet werden. Vielmehr wollten wir ihm dadurch weitgehend gerecht werden, daß wir von seinem Gedankengange möglichst viel und genau im Auszug wiedergegeben haben. A. J. Storfer.

PSYCHOANALYSE IM STRAFPROZESS

Eine Reihe größerer Mordprozesse in Deutschland (insbesondere die gegen die Massenmörder Haarmann, Angerstein und Denke) hat in der deutschen Tagespresse wiederholt die Forderung nach Heranziehung psychoanalytischer Sachverständiger zur Klärung der Motive dieser monströsen Verbrechen laut werden lassen. In diesem Zusammenhang ist gelegentlich auch die prinzipielle Frage auf-

geworfen worden, inwiefern der Psychoanalyse überhaupt eine kriminalpolitische Bedeutung beigemessen werden könne. Über drei Einsendungen im „Berliner Börsen-Courier“ z. B. sei hier auf Grund ihrer Wiedergabe im „Archiv für Kriminologie“ (1925, Bd. 77, H. 4) kurz berichtet.

Dr. med. et phil. Hans Lungwitz (Berlin) weist eingangs darauf hin, daß mehrere Kriminalfälle der jüngsten Zeit insofern ganz besonders auffielen, als für die Straftaten hinreichende Motive nicht gefunden werden konnten. Im Falle Najork führt eine Generalstochter mit ihrem Bruder und ihrem einer angesehenen Kaufmannsfamilie entstammenden Manne, alle wohlhabend, einen Raubmord an einem Kunsthändler aus. Mit Recht sagte das Urteil: „Es liegt kein Motiv für die Handlung vor.“ Das eigentliche Motiv, führt Dr. Lungwitz aus, liegt außerhalb der juristischen Sphäre. „Es ist den Tätern selbst verborgen, sie könnten beim besten Willen weder sich noch anderen aus ihrem Bewußtsein heraus Auskunft geben, wie sie zu dieser rohen, abgründig gemeinen und noch dazu sinnlosen Handlung kommen konnten, die in einem kaum faßbaren Gegensatz steht zu der in ihrem sonstigen bürgerlichen Leben getätigten Gesinnung. Nur der Psychoanalyse ist das letzte Motiv zugänglich. Einige Details aus den Kinderjahren, wie z. B. das Verhältnis zwischen Bruder und Schwester, geben gewisse Hinweise, und die psychoanalytische Durchleuchtung des Seelenlebens würde nach den vorliegenden Erfahrungen den Nachweis erbringen, daß Plan und Ausführung des Verbrechens eine Auswirkung unbewußter infantiler Komplexe sind, deren Triebspannung eine andere Entladung nicht finden konnte.“ Ebenso könne nur die Psychoanalyse das letzte Motiv ermitteln im Falle Dickmann. (Lydia Dickmann, Gattin eines holländischen Großkaufmannes, immens reich, insbesondere auch an Schmuck, stiehlt systematisch Brillanten. Frau Dickmann erklärt im Prozeß, sie empfinde ein Vergnügen, wenn sie sähe, wenn die bestohlenen — ihr nahestehenden — Frauen sich den Kopf zerbrechen; auf ihren eigenen Schmuck legt sie keinen besonderen Wert.) Unmotiviert erscheint auch der Raubmord von Vaduz. (Die Tat wurde verübt von dem Sohn eines sehr reichen Mannes in hoher Beamtenstellung.) „Schon die wenigen Daten aus der Lebensgeschichte, die in der Verhandlung vorkamen, lassen die Einstellung des Sohnes zum Vater in einem besonderen Lichte erscheinen und rechtfertigen die Annahme, daß hier des Rätsels Lösung liegt . . . Nicht der überfallene Schlächter ist das gemeinte Objekt, sondern Ersatzziel, und nicht der Geldwert der Beute konnte zum Verbrechen reizen, sondern die Tat war eine — verhüllte — Abrechnung zwischen Sohn und Vater um den einzigen Besitz, der seit Urbeginn den Männerkampf entfacht.“ Die psychoanalytische Bloßlegung der letzten, unbewußten Motive des Verbrechers, setzt L. auseinander, könne nicht Straffreiheit mit sich bringen. „Wohl aber — und dies ist einer der unschätzbaren Werte, die dieser Methode innewohnen — ist es möglich, Verbrechen zu verhüten. Die Erkenntnis der Motive, aus denen ein Verbrechen entspringen kann, läßt diese Verbrechen nicht geschehen. Ein psychoanalysierter Mensch hat mit seiner Umwelt und ihrer Ordnung Frieden geschlossen und trägt als Mitglied der Gemeinschaft das allgemeine Schicksal. Die Psychoanalyse lehrt die Auflehnung gegen die gegebene Situation — und jedes Verbrechen bedeutet eine solche Auflehnung — als infantile Einstellung erkennen, die ihre Gültigkeit durch übermäßige Triebbesetzung zu erweisen trach-

tet." Der kriminalpolitische Wert der Psychoanalyse bestehe in der Vorbeugung von Verbrechen durch die Bewußtmachung verdrängter infantiler Triebströmungen.

Johannes Nohl geht von Freuds „Traumdeutung" aus, der man die Kenntnis verdrängter krimineller Wunschregungen in der menschlichen Seele verdanke. „Die Anerkennung der latenten Kriminalität, die sich nicht nur im Traum, sondern auch in zahlreichen Symptomhandlungen und Fehlleistungen des Wachlebens verrät, ist die Voraussetzung jeder praktischen wertvollen Kriminalpsychologie." Das Verständnis für den Verbrecher hat die Kinderpsychologie zur Voraussetzung. Das Kind ist nicht nur polymorph-pervers, sondern auch universell-kriminell. Die Voraussetzung zum Verbrechen sei gegeben, wo die Verdrängung aggressiver Instinkte infolge mangelhafter Erziehung, schädlicher Milieuwirkungen oder kriminogener Sexualerlebnisse mißlang, oder wo eine frühzeitig vorgefallene Hyperverdrängung die Spaltung der Persönlichkeit bewirkte und den aggressiven und sexuellen Triebkräften den Weg zur Sublimierung versperrte. Das Verbrechen der Jugendlichen bedeute eine Entwicklungshemmung, das Verbrechen der Erwachsenen stelle sich als eine durch Versagen der Hemmungsmechanismen ermöglichte Rückkehr ins Infantile dar. Man dürfe als das therapeutische Ziel der Psychoanalyse die Aufhebung aller schädlichen Verdrängungen und die Sublimierung der von der Verdrängung befreiten Triebkräfte bezeichnen. „Es wäre eine Unterlassungssünde, wenn wir die erprobten Segnungen dieser neuen Heilmethode länger den in Zuchthaus und in Gefängnissen Verderbenden vorenthalten wollten." „Man mache den Anfang und beginne mit der dankbarsten Aufgabe, mit der psychoanalytischen Behandlung der jugendlichen Verbrecher." Die Psychoanalyse — wird abschließend ausgeführt — wird sich nicht anheischig machen, das Verbrechen überhaupt aus der Welt zu schaffen, kann sie doch die pathogene Einstellung der Gesellschaft auf das Individuum nicht ausschalten. „Durch die psychoanalytische Behandlung des rechtbrechenden Menschen würde aber der auf Selbstunkunde beruhende Vorhaß gegen die Verunglückten schwinden und der wiedergewonnene Glaube an die ewige Erneuerungsfähigkeit der menschlichen Seele würde zur Folge haben, daß der zynische und dauernd gegen die Menschheit verbitterte Verbrecher nicht mehr möglich wäre."

In einem späteren Beitrag ergreift Dr. Lungwitz nochmals das Wort zur Frage, ob die Anwendung der Psychoanalyse im Bereiche der Kriminalistik überhaupt technisch möglich ist, und meint, die Psychoanalyse in der von Freud streng vorgeschriebenen Form eigne sich — vor allem wegen ihrer Dauer — nicht für soziale Zwecke. L. führt schließlich aus, daß die von ihm geschaffene neue Disziplin, die „Psychobiologie" unter anderem auch die Möglichkeit biete, die Psychoanalyse für allgemeine Zwecke verfügbar zu machen. „Die Auffindung der Tatsachen, daß die menschlichen Lebensformen schon in der embryonalen Entwicklung bestimmt werden, daß die Eindrücke der Geburt, so mächtig sie sein mögen, und der folgenden Jahre nur Fortsetzungen, nicht Neuerungen, nur Formwandlungen, nicht Inhaltsänderungen sind, gestattet eine wesentliche Abkürzung der Analyse."

*

Anläßlich eines Breslauer Doppelmordes (Ermordung des Universitätsprofessors Dr. Rosen und seines Hausmeisters) veröffentlicht Prof. Dr. Richard Herbertz (Bern) in einer Hamburger

Tageszeitung ein Feuilleton unter dem Titel: „Tabu-Durchbruch“. Man könne beim Menschen neben seinem individuellen Gedächtnis in sinnvoller Weise auch von einem Gattungsgedächtnis sprechen, in dem gleichsam stammesgeschichtliche Erinnerungen aufgespart sind, die bis in die frühesten Zustände des Menschengeschlechtes bis zum sogenannten Primitiven zurückreichen. Wenn eine Tat — dem Einzelnen unbewußt — in solchem stammesgeschichtlichen Gattungserinnerungsmotiv verwurzelt ist, so ist sie eben eine besondere Form der von der Psychoanalyse entdeckten und beschriebenen Regression. „Ich bin überzeugt, daß manche Verbrechen — namentlich diejenigen, die dem reinen Bewußtseinspsychologen, ebenso wie dem Laien als ‚sinnlos‘ erscheinen — als Regressionen auf den primitiven Tabudurchbruch zu deuten sind.“ So ein Durchbruch der Tabuschranke scheine auch bei der Breslauer Mörderin vorzuliegen.

A. J. Storfer.

THEODOR REIK: Geständniszwang und Strafbedürfnis. Probleme der Psychoanalyse und der Kriminologie. (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XVIII.) Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig, Wien, Zürich 1925.

Das vorliegende Buch des bekannten Autors bedeutet einen wichtigen Punkt in der Entwicklung der analytischen Ichpsychologie. Man wird sich eingehend damit beschäftigen müssen. Die Darstellungskunst und der Stil des Autors verdienen es, gleich eingangs besonders hervorgehoben zu werden. Sie gestalten die Lektüre des schwierigen Themas in hohem Grade anregend und interessant.

In Anlehnnng an die Ausführungen Freuds über die Bedeutung des Über-Ichs und des Strafbedürfnisses (unbewußten Schuldgefühls) ist es Reik gelungen, einer bisher nicht gewürdigten unbewußten Tendenz auf die Spur zu kommen, die er „Geständniszwang“ heißt und der er allgemeine Bedeutung im menschlichen Seelenleben zuschreibt. Die ersten vier Kapitel des Buches entwickeln die Theorie des Geständniszwanges, seine Beziehungen zum Strafbedürfnis und zu den psychischen Systemen, seine Dynamik und therapeutische Bedeutung. Zwei weitere Kapitel sind dem „Geständniszwang in der Kriminologie“ und „der psychoanalytischen Strafrechtstheorie“, ein Kapitel der „Rolle des Geständniszwanges in Religion, Mythos, Kunst und Sprache“ gewidmet. Drei weitere, lose angefügte Abschnitte bringen Beiträge „zur Entstehung des Gewissens“, „zur Kinderpsychologie und Pädagogik“ und „zum sozialen Geständniszwang“. Schon aus dieser Übersicht geht hervor, daß die wichtigsten Gebiete menschlichen Geistes mit dem Maßstab des Geständniszwanges und des Strafbedürfnisses gemessen werden.

Eingangs verspricht der Autor „in der Hypothese des unbewußten Geständniszwanges und ihrer psychologischen Folgerungen eine neue Auffassung des Tatsachenmaterials“ und die „Zusammenstellung des alten Stoffs unter neuen Gesichtspunkten“; „es werden die Ihnen bekannten Tatsachen sein, von einer anderen Seite gesehen“. An Hand von einigen Beispielen (Fehlhandlungen, Versprechen) wird nachgewiesen, daß es einen unbewußten, von Schuldgefühl diktierten Drang gibt, Böses einzugestehen. Dieser Geständniszwang weist drei Eigentümlich-

keiten auf: *1)* Der Patient teilt etwas mit und weiß nicht, was er damit sagt; *2)* Gerade das, was er gesagt hat, wollte er nicht sagen; *3)* Er sagt es einer Person, für die es nicht bestimmt ist. Das, was gestanden wird, ist gewöhnlich eine verpönte Triebregung. Und nun kommt der Autor zum plausiblen Schluß, „daß der allgemeine Äußerungsdrang des unbewußten Materials manchmal den Charakter eines Geständnisses annimmt." (S. 18.) Wie bekommt er aber diesen Charakter? Eine klare Ableitung belehrt uns nun darüber, daß das „unbewußte Geständnis eine infolge Triebunterdrückung modifizierte Triebäußerung" ist. Die großen Triebbedürfnisse, deren Ausdruck ursprünglich der Abfuhr und Mitteilung diente, können sich unter dem Drucke gegensätzlicher abwehrender Regungen nur mehr als Geständnisse manifestieren. Die Unterdrückung ist die Voraussetzung für die Umwandlung einer Triebäußerung in ein Geständnis; dieses stellt somit ein Kompromiß dar zwischen Trieb und Verbot, genau so wie das neurotische Symptom. Hier wird zum ersten Male der Begriff des Geständnisses gedehnt. Indem sich nämlich das Symptom ebenfalls aus Trieb und abwehrender Regung konstituiert und eine unter Zensur stehende Triebäußerung ist, muß es — meint Reik — ein „Geständnis" genannt werden. Ein Geständnis kann man, wie der Autor selbst ausführt, nur „eine Aussage über eine Triebregung nennen, die als verboten gefühlt oder erkannt wird". Der Autor bleibt uns den Nachweis dieses Tatbestandes für jedes Symptom schuldig. Daß es ebenso wie ein Geständnis zustande kommt, beweist noch nicht, daß es demselben Zwecke dient.

Die Energie des Geständniszwanges leitet sich aus drei Quellen ab: aus dem Drang der verpönten Triebregung selbst, aus der zwanghaften Abwehr gegen die Triebregung und aus der Intensivierung der Triebregung durch die Verdrängung. Da sich solchermaßen die Triebäußerung unter dem Drucke innerer und äußerer Faktoren zum Geständnis gewandelt hat, hat dieses auch Sinn und Funktion der Triebäußerung zum Teil übernommen. Das Geständnis entspricht somit einer „abgeschwächten Wiederholung der Tat". Dennoch ist es dynamisch verschieden vom Agieren. Reik tritt dafür ein, daß in der Therapie das Geständnis und die Erinnerung das Agieren ersetze. „Die aktive Technik . . . würde in ihren Übertreibungen die Rückverwandlung des Geständniszwanges in den elementaren Äußerungsdrang begünstigen und in der Wiederholung zu neuen Konflikten zwischen Triebandrang und Strafbedürfnis führen." Die therapeutische Wirksamkeit des analytischen Geständnisses hat mehrere Gründe: *1)* Das Geständnis wirkt befreiend durch partielle Befriedigung des Triebes, ist es doch eine Wiederholung der Tat. Doch scheint uns Reik die Wirksamkeit dieser „außerordentlich eingeschränkten, auf das Phantasieleben begrenzten, auf kleinste Quanten dosierten Triebbefriedigung" ein wenig zu überschätzen und die Ansprüche auf reale Befriedigung nicht genügend zu würdigen. *2)* Jede aus der Verdrängung kommende Triebäußerung ist für das Ich unlustvoll; im Gewande des Geständnisses bringt sie Lust; die Angst wird überwunden und in masochistische Lust verwandelt; das Strafbedürfnis wird befriedigt. Der Ausdruck „masochistische Lust" scheint uns hier nicht am Platze. Er sollte doch für die Befriedigung des erogenen Masochismus reserviert bleiben. Dem Kliniker steigt hier ein weiteres Bedenken auf: Es ist zwar richtig, daß mit fortschreitender Analyse Angst, genauer Kastrationsangst, überwunden wird. Wenn

aber, wie Reik annimmt, durch das Geständnis immer das Strafbedürfnis befriedigt würde, müßte sich der moralische Masochismus immer mehr steigern, was unseren Absichten widerspräche. Die Erfahrung widerspricht der Reikschen Annahme und läßt eher vermuten, daß die analytischen Geständnisse vor allem durch die Entlastung vom Verdrängungsaufwand heilend wirken. Das wird zwar vom Autor nicht übersehen, aber hinter die Befriedigung des Strafbedürfnisses zurückgestellt. Sehr richtig bemerkt Reik, daß sich die Geständnisangst zur Strafangst so verhalte wie die Vorlust zur Endlust („Vorangst" — „Endangst") und daß in der Analyse die Strafangst in Geständnisangst verwandelt werde. Das Strafbedürfnis sei ein Trieb, der Spannung erzeuge, die verschoben werden müsse. 3) Das Geständnis dient ferner der Tendenz, Verzeihung zu erlangen, um wieder geliebt zu werden.

Wir erfahren dann über das Geständnis weiter, daß es wie die Verdrängung ein Mittelding zwischen Flucht und Verurteilung darstellt, der letzteren aber näher steht und sich dadurch von der Verdrängung unterscheidet. Das Geständnis ist „der direkte Gegenvorgang der Verdrängung", indem es unbewußte Regungen wieder vorbewußt machen will. Die Bedeutung der Verwandlung einer Triebäußerung in ein Geständnis für den psychischen Haushalt liegt darin, daß an Stelle der ursprünglichen Unlust des Ich die lustvolle Befriedigung seines Strafbedürfnisses tritt. Das Ausmaß dieser Verwandlung hängt von der Toleranz des Über-Ichs ab. Das Geständnis — so nennt Reik auch die „endopsychische Wahrnehmung von Triebansprüchen von Seiten des Über-Ichs" — hat die wichtige Aufgabe, die Einheit der Persönlichkeit zu erhalten, kommt es doch durch ein Kompromiß zwischen Ich und Es im Auftrage des Über-Ichs zustande (S. 51). Ist das Über-Ich überstreng, so bleibt die Nachricht des Es an das Ich — das Geständnis — aus, „das Über-Ich schweigt", die Vorgänge im Es bleiben dem Ich völlig unbekannt. Die Triebäußerung darf nicht einmal als Triebgeständnis vor dem Ich erscheinen. Diese Formulierung trifft wohl am besten gewisse Fälle depressiv-gehemmter Zwangscharaktere. Während nun dort, wo der Konflikt sich vorwiegend zwischen Ich und Es abspielt, das Geständnis eine Erleichterung, eine Versöhnung bedeutet, wird es bei den narzißtischen Psychoneurosen im Kampfe zwischen Ich und Über-Ich als Anklage verwendet (Melancholie).

Reik legt besonderes Gewicht auf die Feststellung, daß das Strafbedürfnis einen Triebanspruch beträchtlich verstärken könne. Davon dürften aber triebgehemmte Depressive eine Ausnahme machen. Man hätte gerne erfahren, warum in dem einen Falle ein strenges Über-Ich zur Verstärkung der Triebmanifestation, in dem anderen zu totaler Triebhemmung führt. Fraglich scheint aber, was Reik über die Beziehungen zwischen Triebbefriedigung und Strafbedürfnis sagt (S. 92): „Dort, wo das Symptom den verdrängten Triebregungen das größte Ausmaß von Befriedigung gewährt, wird auch dem Strafbedürfnis am stärksten Genüge geleistet." Das trifft doch nur für die Befriedigung des Masochismus zu. Sonst bilden Selbstbestrafung und Triebbefriedigung eher eine Ergänzungsreihe. Denken wir bloß an die Symptome larvierter Onanie, wo von einer Selbstbestrafung kaum etwas nachzuweisen ist.

Einige wichtige therapeutische Hinweise seien hier hervorgehoben. Reik macht uns auf eine wichtige Wurzel des hartnäckigen Schweigens aufmerksam: Ein tiefes unbewußtes Schuldgefühl hemmt

das Geständnis. Besondere Beachtung verdient die Ansicht Reiks, daß an den Schwierigkeiten, die sich der Lösung der Übertragung entgegenstellen, nicht nur die positive Bindung, sondern auch das Schuldgefühl beteiligt sein kann, das übertragene Haßstrebungen in masochistische Liebe verwandelt. Reik ist ferner der Ansicht, daß Termine nur im Einverständnis mit dem Patienten gesetzt werden sollten. Jede Art der aktiven Therapie wird mit der Begründung abgelehnt, daß das Verbot zur Tat reize und neue Schuldgefühle setze.

Man darf gegen die Reikschen Ausführungen einwenden, daß sie, im Kern richtig und bedeutsam, soweit sie verallgemeinern, auf zwei falschen Voraussetzungen ruhn: *1)* auf der Annahme, daß jede unter Verdrängungsdruck stehende Triebäußerung ein Geständnis genannt werden dürfe, und *2)* auf der konsequenten Gleichsetzung von Strafangst und Strafbedürfnis.

Ad *1)*. Zum Begriff des Geständnisses gehört zweifellos, daß wenigstens ein Stück der Persönlichkeit einer anderen etwas eingestehen wolle. Reik zitiert den Satz Freuds, der Selbstverrat dringe den Menschen aus allen Poren. Aber Selbstverrat ist noch nicht einmal unbewußtes Geständnis. Es muß doch unterschieden werden, ob sich objektiv dem geschulten Beobachter etwas verrät oder ob subjektiv der Drang besteht, etwas zu gestehen. Was und wem gesteht der an ejaculatio praecox Erkrankte? Wem gesteht die Frau mit Einbrecherangst, daß sie vergewaltigt werden will, wenn sie allein ist? Hier wird der Autor meinen, es sei „ein Geständnis des Es an das Ich durch Vermittlung des Über-Ichs". Man sollte aber mit der Personifikation der seelischen Instanzen vorsichtiger umgehen und ihre gegenseitigen Beziehungen nicht ohne weiteres mit den Relationen des Individuums zur Außenwelt gleichsetzen.

Die Begriffsüberdehnung führt schließlich zur völligen Gleichsetzung von Triebäußerung und Geständnis. Nur so konnte der Autor zu dem Schlusse kommen, daß der Geständniszwang als „eine der stärksten Kräfte, welche die Wiederkehr des Verdrängten bedingen, angesehen werden darf". Die Symptombildung wird schließlich auf den Antagonismus zwischen Verdrängung und Geständniszwang reduziert: „Wir können sie mit Bootsleuten vergleichen, die dasselbe psychische Material von einem Ufer zum anderen bringen. Während aber der eine Fährmann, die Verdrängung, die Überfahrt vom Vorbewußten zum Unbewußten besorgt, bringt der andere, der Geständniszwang, dieselbe Fracht vom Unbewußten zum Vorbewußten zurück . . . Die Verdrängung geht vom Ich aus und das Geständnis kehrt zum Ich zurück."

Eine der gesichertsten Urthesen Freuds besagt, daß der verdrängte Trieb andauernd gegen die verdrängenden Kräfte ankämpfe, bis es ihm gelinge, sich in irgendeiner verstellten Form durchzusetzen (Symptom) und zu einer — wenn auch qualitativ und quantitativ inadäquaten — Befriedigung zu gelangen. Am hysterischen Erbrechen kommt die abwehrende Tendenz des Ichs besonders deutlich zum Ausdruck. Was hat hier die Wiederkehr des Verdrängten bedingt? Doch zweifellos das Weiterwirken des verdrängten oralerotischen Triebanspruchs. An dieser Situation ist kaum noch etwas Problematisches zu finden. Eine neue Erklärungshypothese ist überflüssig, wenn sie bereits Erklärtes nur noch komplizierter angreift. Der Drang zum Geständnis geht doch vom unbewußten Anteile des Ichs aus, demselben, der die Verdrängung leistet und aufrecht erhält. Es sollte nun —

meint Reik — möglich sein, daß ein und dieselbe Instanz, der unbewußte Anteil des Ichs sowohl die Verdrängung leistet, als auch sie im Geständnis wieder aufhebt. Die Berechtigung dieser kritischen Einwände sei an einem Beispiel kurz erwiesen: Eine Patientin hat den Zwangsgedanken, ihre Kinder zu ermorden. Bald stellt sich der Zwang ein, ihren Impuls allen Menschen mitzuteilen — wohl die Reinkultur des Geständniszwanges. Bewußt lehnt die Patientin das Geständnis aber ab. Um sich davor zu schützen, entwickelt sie einen Mutismus aus Angst vor Strafe. Der Zwang, ihren Impuls zu gestehen, stand offenbar im Dienste ihres Strafbedürfnisses, doch siegte schließlich die Angst vor Strafe und setzte die Überwindung des Geständniszwanges durch. Wir können, ohne die Tatsachen zu vergewaltigen, den Mutismus nur durch eine Strafangst, nicht durch einen Geständniszwang erklären. Reik wird hier, was aus analogen Deutungen zu schließen ist, annehmen, daß sie sich eben durch den Verzicht auf ein Geständnis empfindlich strafte. Die Analyse wies aber nach, daß ihr primitiver Narzißmus sich gegen die Strafe auflehnte, die Strafe fürchtete.

Ad 2). Der aus diesem Beispiel klar hervorgehende Antagonismus zwischen Strafwunsch und Strafangst leitet die Diskussion der zweiten Schwierigkeit an den Ausführungen Reiks ein: die Unterschätzung der Angst vor Strafe, beziehungsweise die Gleichsetzung von Strafangst und Strafwunsch. „Die aktuelle Triebbefriedigung kann zu gleicher Zeit das Strafbedürfnis befriedigen, wie wir dies bei der Onanie, die unbewußt auch den Charakter der Selbstkastration hat,[1] beobachten zu können.“ Dieser Behauptung widerspricht die Beobachtung: Die Onanie ist wohl in einer Reihe von Fällen schuldgefühlfrei, in der Mehrzahl der Fälle mit Kastrationsangst verknüpft, aber nur bei einer bestimmten Form exzessiver Onanie steht der Wunsch, sich durch die Onanie zu ruinieren und zu kastrieren, im Vordergrunde. Um es noch einmal zu betonen: Gewiß gelingt es, hinter jedem Phänomen sämtliche Strebungen irgendwie, mehr oder weniger stark betont, aufzufinden. Aber man begibt sich jeder Möglichkeit zu einer differenzierenden Betrachtung, wenn man auf diesem gefährlichen Wörtchen „auch“ eine Theorie aufbaut und bei theoretischer Ausnützung der Überdeterminierung vergißt, daß — und das ist das Entscheidende — die einzelnen Determinierungen eine verschiedene dynamische Wertigkeit haben.

Die Ausschaltung der Hände bei gewissen Formen der Onanie wird — meint Reik — „zum Zeichen der Selbstbestrafung, zur unbewußten Darstellung der Kastration“. Das mag in einigen Fällen zutreffen. Aber diese Annahme ist weder zwingend, noch trifft sie allgemein zu. Die Analyse ergibt, daß die Hände aus Angst vor Kastration die vom Genitale her verschoben wurde, nicht benützt werden. Da aber einerseits die Dominanz der Kastrationsangst nicht zu übersehen ist und anderseits der Autor an der allgemeinen Bedeutung des Strafbedürfnisses festhalten will, kommt er zu der Auffassung (S. 136): „Ein gewisses Ausmaß eines unbewußten Strafvollzuges läßt sich bei allen Kranken feststellen, aber bei vielen nimmt die Angst vor der Strafe selbst Strafcharakter an. Die Angst hat dann nicht nur die Natur einer Schutzmaßregel vor der drohenden Selbstbestrafung, sie übernimmt vielmehr alle Funktionen derselben, wie wir dies deutlich in der psychischen Dynamik der Phobien

1) Vom Referenten gesperrt.

bemerken, die eine so erhebliche Einschränkung des Patienten bedingen. Auch die ausgedehnten Zwangshandlungen, durch die sich der Neurotiker vor dem verbotenen Tun schützt, gewinnen Strafcharakter: Sie zwingen ihn, Zeit und Energie auf jene kleinen Aktionen zu verwenden und sich durch Einbußen an psychischer Bewegungsfreiheit zu strafen. Wir werden den Anteil der Ersatzbefriedigungen an den Symptomen nicht unterschätzen, aber mit dem Stärkerwerden der Versuchung wächst auch die in Strafform[1] umgesetzte Abwehr." Daß jede Angst auch Strafe sei, d. h. daß jeder Patient die Tendenz habe, die Abwehr seiner verpönten Wünsche immer im Sinne einer Selbstbestrafung auszunutzen, ist eine unbewiesene Verallgemeinerung. Es ist zwar richtig, daß die Schutzmaßregeln den Phobiker beträchtlich einschränken, aber das besagt noch nicht, daß er seine Schutzmaßregeln nicht nur zum Zwecke der Abwehr verpönter Regungen ergreift, sondern auch, um sich zu bestrafen. Die subjektive Tendenz zum Geständnis, die Reik anscheinend einzig und allein aus dem objektiv sichtbaren Leiden ableitet, hätte an analytischem Material nachgewiesen werden müssen. Dasselbe gilt für die Behauptung, daß die Angst vor Strafe selbst schon „Strafcharakter", d. h. den Sinn der Selbstbestrafung, habe. Als „gutes Beispiel des Strafcharakters der Angst" führt Reik folgenden Fall an: „Der Patient litt an der blasphemischen Idee, daß er Gott eine Ohrfeige geben muß. Wenn die Idee auftauchte, sah er gewöhnlich das Gesicht eines alten Mannes, das er mit dem Gottes verglich, am Plafond, und eine Hand, die sich diesem schlagend näherte, visionär vor sich. Viel später . . . kam er auf ein Gefühl zu sprechen, . . . eine Art Zwangsbefürchtung,[1] die sich schwer beruhigen ließ und den Charakter panischer Angst annahm . . . Es war die Angst, der Plafond könne einstürzen und ihn unter sich begraben. Der Zusammenhang der Angst mit der Zwangsidee war unbewußt geblieben." Dieses alltägliche Beispiel besagt nichts anderes, als daß einer sadistischen, gegen den Vater gerichteten Tendenz, die Angst vor Strafe folgte. Warum hier der Autor eine Tendenz, sich zu bestrafen, annimmt, wie die Angst selbst die supponierte Selbstbestrafung darstellen soll, ist unergründlich. Strafangst und Strafwunsch sind nicht nur ihrem Wesen nach, sondern auch ihrer Herkunft nach Gegensätze: jene entstammt dem Lust-Ich, dieser dem moralischen Über-Ich. Es gibt tatsächlich Fälle, — sie machen gewiß nicht die Mehrzahl aus — die ihre Angst masochistisch übertreiben und ausbeuten. Hier wird das Strafbedürfnis in der Angst befriedigt, doch lehrt die eingehende Analyse auch den tieferen Sinn dieses Vorganges: In der Phantasie wird das Geschlagenwerden erlebt, was wieder nur Befriedigung des erogenen Masochismus bedeutet: Die Moral wurde sexualisiert (Freud: Regression von der Moral zum Ödipus-Komplex). Faßt man schließlich die Selbstbestrafungstendenz bei verschiedenen Fällen selbst ins Auge, so wird man von der eigentlichen Selbstbestrafung die unterscheiden müssen, die nicht eigentlich dem Subjekt, sondern einem introjizierten Objekt gilt, und einem entlehnten Schuldgefühl (Freud) entspringt.

Bei solcher Überdehnung der Begriffe des Strafbedürfnisses und des Geständniszwanges ist es nur konsequent, wenn der Autor zu einigen knappen Formulierungen über die Neurose und die Therapie ge-

1) Vom Referenten gesperrt.

langt, die man nicht für ungefährlich halten kann. „Die Neurose, die im wesentlichen auf einem Konflikt zwischen Triebanspruch und Strafbedürfnis aufgebaut ist . . .“ Dieser Satz ist mit dem Freudschen, die Neurose beruhe auf einem Konflikt zwischen drängendem Triebanspruch und abwehrendem Gewissen, unvereinbar. Was verdrängt, ist nie das Strafbedürfnis, sondern immer nur die Strafangst im engeren und weiteren Sinne (Kastrationsangst, Gewissensangst). Nur daß der Autor Strafbedürfnis mit Strafangst zusammenfallen ließ, ermöglichte diese Formulierung. Strafbedürfnis und Geständniszwang sind erst unter den Bedingungen eines bereits bestehenden neurotischen Konfliktes denkbar, sie sind Folgen, nicht Ursachen der Neurosen. Sie verschärfen und komplizieren den Konflikt sekundär. Das Ich kann erst gestehen und sich bestrafen wollen, nachdem es gegen drängende Triebregungen ergebnislos oder nur mit halbem Erfolg (Symptom) angekämpft hat. Wir meinen, es wäre richtiger zu sagen, daß erst die endopsychische Wahrnehmung der verstellten Triebbefriedigung im Symptom zur Selbstbestrafung und zum Geständnis dränge. — Oder: „Ich meine, es wäre nicht zu gewagt, den Widerstand in der Analyse als die der Herstellung entgegengestellte Kraft des Strafbedürfnisses zu beschreiben.“ Eine klinisch vollkommen ungerechtfertigte Verallgemeinerung, die andere Widerstände von gleicher Bedeutung nicht anerkennt (Widerstände zum Zwecke der Unlustersparnis, aus Liebesenttäuschung, aus positiver Übertragung, aus Haß gegen den Arzt [Vater], aus Abneigung gegen Verzicht auf einmal genossene Befriedigung usw. usw.!). — Man kann auch mit der Formulierung der therapeutischen Aufgabe, die Reik gibt, nicht einverstanden sein: „Ich würde mich getrauen, ausdrücklich zu behaupten: Sie werden das wesentliche Ziel Ihrer analytischen Bemühungen bei Ihrem Patienten erreicht haben, wenn es Ihnen gelungen ist, den Frieden zwischen dem Ich und dem Über-Ich, das in der Analyse toleranter geworden ist, wieder herzustellen“ (S. 60), denn sie umfaßt nur die eine Hälfte der analytischen Arbeit und nicht einmal die wesentlichere. Der hauptsächliche Konflikt der Übertragungsneurose ist der zwischen Ich plus Über-Ich einerseits, dem verdrängten Anteile des Es anderseits. Das Ich steht doch im Dienste des Über-Ichs im Kampfe gegen die Sexualität und den Destruktionstrieb, was ja der Autor an anderer Stelle selbst sagt. Warum dann diese Formulierung, die eher für die narzißtischen Affektionen (Freud) und die ihnen verwandten triebhaften Charaktere (Referent) gilt. Ganz allgemein müssen Formulierungen, die neurotische Mechanismen oder therapeutische Prozesse der Psychoanalyse zu erfassen trachten, abgelehnt werden, wenn in ihnen der Sexualkonflikt nicht wörtlich hervorgehoben ist. Man hat es erwarten dürfen, daß ein Buch, das sich mit so vielen Problemen der analytischen Therapie auseinandersetzt, die Notwendigkeit realer Triebbefriedigung wenigstens andeutet.

*

Auch zur Psychologie des Verbrechers weiß der Autor viel Neues überzeugend zu sagen. Es wird öfters nachdrücklichst betont, daß die Kriminologie ohne Zuhilfenahme der analytischen Psychologie keine Aussicht hat, der Probleme Herr zu werden. Der Autor geht von der merkwürdigen Tatsache aus, daß so häufig raffiniertest ausgedachte und durchgeführte Verbrechen durch eine geringfügige Unvorsichtigkeit verraten werden. Hinter allen diesen Unvorsichtigkeiten muß sich der Geständniszwang verbergen. Das frei-

willige Geständnis des Verbrechers wirkt regelmäßig zu seinem Schaden und blieb für die Oberflächenpsychologie ein Rätsel. Nun läßt sich erkennen, daß der Verbrecher nur seinem Gewissen und Strafbedürfnis folgt, wenn er gesteht. Die sogenannten „falschen Geständnisse" dürften sich auf entlehntes Schuldgefühl zurückführen lassen. Bei den sogenannten „trotzigen Geständnissen" brauchen neben Rachsucht, Prahlerei usw. Tendenzen aus dem Strafbedürfnis nicht zu fehlen.

Bei dem seinerzeit von Freud formulierten Gegensatz zwischen Neurotiker und Verbrecher, jener verheimliche etwas vor sich selbst, dieser nur vor dem Richter, kommt das unbewußte Strafbedürfnis nicht zu seinem Rechte. Sehr häufig arbeitet der Verbrecher unbewußt mit dem Richter gegen sein ganzes Ich. „Der Verbrecher weiß sehr wohl, daß er die Tat ausgeführt hat, aber er weiß nicht bewußt, warum er es getan hat und was sie psychisch für ihn bedeutet", wenn er auch weiß, daß es ein Mord oder ein Diebstahl war. Der Verbrecher kann, auch wenn er völlig wahrheitsgetreu antwortet, das Wesentliche nicht sagen. Er kennt die eigentlichen Motive seiner Tat nicht. Im Geständnis wird nun die Tat wiederholt, erst jetzt setzt die „aktive psychische Bewältigung dieses traumatischen Ereignisses, der Tat, ein. Erst im Geständnis beginnt das Ich", das nur das Vollzugsorgan des Es war, „die Tat zur Kenntnis zu nehmen". Viele Verbrecher haben nichts zu sagen, weil sie auch vor sich ein Geheimnis verbergen. Der Verbrecher kennt seine Tat intellektuell, hat aber nicht das „emotionelle Erkennen und Wissen".

„Die seelischen Vorgänge, die zwischen der vollbrachten Tat und dem abgelegten Geständnis liegen", faßt der Autor als „Geständnisarbeit" zusammen. „Die Zeit der Geständnisarbeit selbst ist erfüllt von dem Konflikt zwischen dem Bemühen, vor sich selbst das Verbrechen zu verheimlichen, und der entgegengesetzten Tendenz, es sich einzugestehen und sich darüber klar zu werden." . . . Die Geständnisarbeit ist also „jener psychische Prozeß, der im Vorbewußtwerden der sozialen und psychischen Bedeutung des Verbrechens und im Überwinden aller jener psychischen Faktoren, die sich dem Geständniszwang widersetzen, besteht". In der Geständnisarbeit wird die Vorangst überwunden, sie ermöglicht es, „daß das Über-Ich dem Ich die Wohltat des Geständnisses erlaubt". Sie ist eine Tortur und dient der Befriedigung des Strafbedürfnisses. Nach dem Geständnis sieht, wie der Autor annimmt, der Verbrecher der Strafe mit geringerer Angst entgegen. Beim verstockten Verbrecher spielt neben Trotz, Angst vor Strafe usw. das Strafbedürfnis eine große Rolle. Auch das herausfordernd freche Benehmen des Verbrechers kann durch das Strafbedürfnis erklärt werden: Reik verweist auf die Tatsache, daß sich manche Menschen gerade dem von ihnen Beleidigten gegenüber frech und feindselig betragen. Sie werden „aus Reaktion gegen das Schuldgefühl ins andere Extrem geworfen". Reik bemerkt sehr richtig, daß der Demütige zu Aggressionen aus Schuldgefühl reize. Zur Frage, warum die Gesellschaft es sich so angelegen sein lasse, vom Verbrecher ein Geständnis zu erzielen, meint der Autor, der Wert des Geständnisses als Beweismittel rechtfertige „gewiß nicht" so große Anstrengungen (S. 130). Das Geständnis allein könne nicht als Beweismittel dienen. In vielen Fällen reichen die Indizienbeweise aus, trotzdem sucht man auch dann ein Geständnis zu erzielen. Der Autor schließt, das Geständnis sei eine Anklage gegen die Gesellschaft, die auf diese Art ihr Strafbedürfnis befrie-

digen wolle. Aber ist es nicht vielmehr die Unsicherheit der Rechtssprechung und die Unzulänglichkeit der Untersuchungsmethoden, die dem Indizienbeweise nicht trauen und Geständnis fordern läßt? „Die Gesellschaft erweist sich dankbar für das Geständnis, mit dem sie der Verbrecher vom eigenen unbewußten Schuldgefühl entlastet, indem sie darauf mit einer Milderung ihres Urteils über seine Tat reagiert." Es ist sowohl psychologisch als soziologisch völlig unvorstellbar, wie das Geständnis eines Verbrechers die Gesellschaft vom Schuldgefuhl entlasten könnte. Es kann ihr Schuldgefühl immer nur verstärken. Ist die Milderung des Urteils, die das Gesetz gelegentlich dem Geständigen gewährt, nicht gerade ein Beweis dafür, daß durch das Geständnis das Schuldgefühl der Gesellschaft eher verstärkt wird? Wie der psychoanalytische Pädagoge die Ursachen für das Schlimmsein des Kindes auch im Verhalten der Eltern nachweist, müßte auch eine psychoanalytische Kriminologie die durch die Struktur der Gesellschaft bedingten Motive des Verbrechens bloßlegen. Es liegt eine feine, ungewollte Ironie in dem Satze, „die Strafe befriedige auch das Strafbedürfnis der Gesellschaft durch deren unbewußte Identifizierung mit dem Verbrecher". Gewiß eine bequeme Art, die soziale Schuld abzutragen!

Wiewohl der Autor (S. 111) betont, „daß die folgenden Bemerkungen sich nur auf solche Verbrecher beziehen, welche überhaupt über ein Schuldgefühl verfügen", kommt er auf S. 151 zu folgender „psychoanalytischen Strafrechtstheorie": „Es besteht für uns kein Zweifel mehr, daß bei den Verbrechern, für welche die Strafgesetzgebung eigentlich bestimmt ist (also so gut wie bei allen Verbrechern, d. Ref.), ein mächtiges, unbewußtes Schuldgefühl bereits vor der Tat bestand. Dieses Schuldgefühl ist also nicht Folge der Tat; es ist vielmehr deren Motiv: seine Verstärkung läßt den Menschen eigentlich erst zum Verbrecher werden . . . Die Tat dient der Unterbringung dieses übergroß gewordenen Schuldgefühls." „Aus diesen Forschungsergebnissen Freuds ergibt sich eine psychologische Fundierung der Strafrechtstheorie. Die Strafe dient der Befriedigung des unbewußten Strafbedürfnisses, das zu einer verbotenen Tat trieb." Es wird also trotz der vorangegangenen gegenteiligen Behauptung implicite gesagt, daß es keine anderen Verbrechen als solche aus Schuldgefühl gibt. Das Schuldgefühl allein kann ein Verbrechen wahrscheinlich nur unter besonderen Bedingungen hervorrufen. Daß das die Regel sein sollte, — und man trägt bei der Lektüre durchaus den Eindruck davon, daß der Autor dieser Ansicht ist — ist eine völlig unhaltbare Verallgemeinerung. Das Schuldgefühl ist für das Verbrechen nicht spezifisch. Das hauptsächliche Problem ist ja doch die Frage nach den Bedingungen der Gehemmtheit und Hemmungslosigkeit. Der Autor unterschätzt zweifellos den Unterschied zwischen phantasierter und wirklicher Tat. Sie bedeuten zwar psychisch dasselbe, aber ihre Genese muß wohl spezifisch verschieden sein. Es ist sicher, daß nicht das Schuldgefühl und auch nicht dessen Stärke den ätiologischen Unterschied ausmacht. Der Ausdruck „praexistentes Schuldgefühl", den der Autor sehr häufig gebraucht, ist unklar und trägt daher zur Klärung dieser Frage wenig bei. Er führt überdies leicht irre: Die erste Tat geht immer dem Schuldgefühl voraus. Man gewinnt den Eindruck, als hätte Reik an das hemmungslose, lustgierig-egoistische Trieb-Ich, das das Verbrechen auf Grund tiefster, im Unbewußten wurzelnder Tendenzen und in der Hoffnung begeht,

die Tat werde unentdeckt bleiben, gar nicht gedacht.

Der Autor führt weiter aus, daß die Entwicklung der Strafrechtstheorie ebenfalls unter dem Einfluß der Tendenz zur „Verlegung von außen nach innen" steht. Ursprünglich gab es noch kein Geständnis, die Strafe folgte dem Verbrechen auf dem Fuße. Später trat das Geständnis durch äußeren Zwang hinzu. Dann fiel auch der äußere Zwang, die Folter, weg. Der Autor nimmt an, daß wir einem Stadium entgegengehen, in dem das Geständnis völlig an die Stelle der Strafe treten wird.

*

Die Religion ist eine der großen Institutionen, in denen das Geständnis zu seinem eigentlichen Rechte gelangt. Religionsübung, Ritual, Kult sind voll von Geständnissen der Sünden. Das Prototyp des Geständnisses ist die Beichte, die wie das Verbrechergeständnis dem Zwecke dient, Verzeihung zu erlangen. In Form der Buße und Sühne bekennt sich die Menschheit zu ihren sündhaften Wünschen. Die Geständnisangst kehrt bei vielen Gläubigen als Angst vor der Beichte wieder. Wie in der Strafgesetzgebung verschob sich auch hier der Akzent von der Strafe aufs Geständnis, von der Buße auf die Sühne.

Während die Religion die Domäne des Geständniszwanges ist, steht der Mythos weniger in seinem Zeichen. Seine ältesten Gestaltungen sind völlig frei davon, da sie in eine Zeit fallen, in der die Verdrängung der Triebregungen und das Strafbedürfnis noch in den Anfängen standen. Allmählich gerät aber auch der Mythos unter die Herrschaft des Über-Ichs.

Die Sprache diente ursprünglich dem Ausdrucke von Triebbedürfnissen. Sie entwickelte sich unter dem Drucke der säkularen Verdrängung allmählich zu einem Kompromiß zwischen Ausdrücken und Verbergen. „Aber noch wenn wir schweigen und nichts sagen wollen, zwingen uns unbekannte Mächte zu unbewußten Geständnissen. Noch unser Schweigen ist beredt und wird zur Klage und Selbstanklage. Es ist so, als protestierte etwas in uns gegen den Zwang, der uns verbietet, unsere stärksten Regungen auszusprechen, und als ob dieser Zwang eben jenen Gegenzwang, der zum unbewußten Geständnis drängt, erstehen lasse."

Zur Entstehung des Gewissens hat der kleine Sohn des Autors einen schönen Beitrag geliefert. Er beschreibt naiv und klar die Verinnerlichung eines gehörten Verbots: „Jetzt weiß ich aber, was die innere Stimme ist! Es ist ein Gefühl von sich selbst und die Sprache von einem andern. Was du zuerst geredet hast."

In einem ausführlichen kasuistischen Beitrag zur Entstehung kindlicher Missetaten und Ungezogenheiten gelangt der Autor zu denselben Schlüssen wie in der Abhandlung über das Verbrechen. Hervorzuheben ist der Fund, daß zwischen Geständniszwang und Defäkationsdrang, zwischen Geständnistrotz und Analtrotz Zusammenhänge bestehen. Hier werden, meint der Autor, auch die letzten Wurzeln des zwanghaften Charakters des Geständnisses zu suchen sein. Im Anschluß an die Tatsache, daß die Geständnisse des Kindes von dem Zeitpunkte an sistierten, als es seine Freundin zur Mitwisserin ihrer Diebstähle machte, wird die referierte Auffassung des Verbrechens dahin ergänzt, „daß das Strafbedürfnis durch das Bandenwesen sehr abgeschwächt wird: die Gemeinschaft hebt das Schuldgefühl auf, da sie das Verbrechen sogar befiehlt". Bei Verbrechern, deren Eltern selbst Verbrecher waren, hat sich ein „negatives Über-Ich" gebildet.

Am Schlusse sei noch eines der interessantesten und lesenswertesten Kapitel, das über „den sozialen Geständniszwang", besonders hervorgehoben. Dieselben Triebkräfte, die vom Autor als für die Neurose und das Verbrechen bedeutsam erkannt wurden, sind auch bei der Entwicklung der Menschheit entscheidend beteiligt. „Was einst durch Machtmittel von außen aufgezwungen worden war, wurde im Laufe der Jahrhunderttausende innerer Erwerb. Die äußeren Strafen haben sich gemildert, aber das innere Strafbedürfnis ist gewachsen und durch säkulare Verdrängung strenger und intensiver geworden ... Wenn wir die drei Denksysteme, welche die Menschheit im Laufe der Zeiten hervorgebracht hat, betrachten, so erkennen wir, daß in der animistischen Periode noch die elementare Äußerungstendenz der Triebe herrscht. Aber in ihren späteren Stadien treten bereits Schuldgefühl und Strafbedürfnis auf und bereiten so die folgende Entwicklung zur Religion vor ... Die Religion ist selbst ein unbewußtes Geständnis der starken Impulse, zu deren Abwehr sie entstanden ist ... Wir haben in Sündenbekenntnis und Beichte ein Resultat der Wirkung eines unbewußten Geständniszwanges zu erblicken." Auf die religiösen Geständnisse folgen die wissenschaftlichen: die unbewußten Triebströmungen und das unbewußte Gewissen werden selbst zum Forschungsobjekt. Die Psychoanalyse ist das erste bewußte Geständnis, sie unterwirft sich „zum ersten Male bewußt dem verborgenen Geständniszwange der Menschheit. Sie wissen bereits, welches affektive Hindernis sich dem Durchsetzen des Geständniszwanges beim Einzelnen entgegenstellt: ein überstarkes Strafbedürfnis, welches sich nicht an dem bisher gefühlten Leide genug sein läßt. Dies ist aber auch der stärkste (?) Widerstand, den die Analyse als kollektives Geständnis in der Welt gefunden hat. Freud hätte mit Recht sagen können, daß die Psychoanalyse am übergroßen Strafbedürfnis der Menschheit gerührt habe, das sich die Entlastung durch das Geständnis noch nicht erlauben will." Ob die Welt die Theorie vom Unbewußten nicht glatt akzeptiert hätte, wenn ihr Schöpfer mit der Lehre von der unbewußten Moral zuerst hervorgetreten wäre? Das Bewußtsein, nicht nur bewußt, sondern auch unbewußt moralisch zu sein, hätte nur geschmeichelt.

*

Abschließend darf man sagen, daß das Buch Reiks einen kühnen und fruchtbaren Schritt vorwärts auf dem Gebiet der Ichpsychologie bedeutet. Es ist unstreitig Reiks Verdienst mit der glücklichen Formulierung des Geständniszwanges, wichtige, bisher wenig beachtete Tatsachen in helles Licht gerückt zu haben. Die Lektüre dieses gedanken- und problemreichen Werkes dürfte nicht unterlassen werden. Auch wo man anderer Ansicht ist, gibt es viel Anregung und Stoff zum Nachdenken. Und gerade die Wichtigkeit des behandelten Gebietes erfordert es, daß die Psychoanalyse sich dessen bewußt werde, wohin der neue Weg führt. Freud hat in „das Ich und das Es" einen Überbau geschaffen, der uns in großen Zügen die Struktur der Persönlichkeit verstehen lehrt. Die detaillierte Fundierung der Ichpsychologie durch die Sexualtheorie steht noch aus. Dem aufmerksamen Beobachter kann nun eine Tendenz, die sich seit „das Ich und das Es" innerhalb der Psychoanalyse breit macht, die Sexualtheorie in die Sprache der Ichpsychologie zu übersetzen, nicht entgehen. Man darf sich über die möglichen Gründe dieser Vorliebe für die Ichpsychologie Rechenschaft

ablegen. Sollte sie nicht ein Ausdruck des ständigen Verdrängungsdruckes sein, der ja auch auf dem Psychoanalytiker lastet? Wir wagen es nicht, das zu entscheiden. Der letzte Passus des Werkes, das die Ichpsychologie eigentlich begründete, lautet: „aber wir besorgen, dabei doch die Rolle des Eros zu unterschätzen.“ Ob das nicht eine Mahnung zur Vorsicht war? Und eine Aufforderung, nicht zu vergessen, daß das Neue an der Psychoanalyse — auch an ihrer Ichpsychologie — die Sexualtheorie ist?

W. Reich (Wien).

GEORG GRODDECK: Das Buch vom Es, Psychoanalytische Briefe an eine Freundin. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig, Wien, Zürich 1923.

Im Grunde hat der Verherrlicher des „Es“ nur eine literarische und wissenschaftliche Verpflichtung — die zur Lebendigkeit, und da G. diese Pflicht voll erfüllt, wäre es sinnlos, mit ihm in Nebenpunkten rechten zu wollen. Stilistische Kraft, Schlagfertigkeit, Geist, Witz und Phantasie, sie alle sind in dem Buch zu finden, aber sie alle würden es kaum verhindern, daß das Interesse des Lesers erlahme, noch ehe er bis zur Hälfte des Buches gekommen ist. Der Verfasser verzichtet nämlich auf jeden Aufbau, auf jede Entwicklung, auf alles, was irgendwie als Spannungsmoment, als „Endlust“ gewertet werden könnte. Man kann das Buch an jeder beliebigen Stelle aufschlagen und weiterlesen, ja streng genommen steht auf jeder Seite dasselbe. Wenn man die 300 Seiten trotzdem ohne Ermüdung, ja eher mit steigendem als schwindendem Vergnügen lesen kann, so ist der Grund eben nur in jener einen, entscheidenden Tugend zu sehen: Das Buch ist wie das Leben selbst, interessant, auch dort, wo es sich zu wiederholen scheint, vieldeutig schillernd, schwer im Einzelnen zu fassen und noch schwerer als Ganzes zu übersehen.

Man darf es der Psychoanalyse als Verdienst anrechnen, daß gerade sie es ist, die diese unmittelbare Lebensempfindung sich als passendstes Gefäß und Ausdrucksform wählen mußte. Daß diese „Selbstdarstellung des Unbewußten“ mit einer Wissenschaft restlos verschmelze, wäre ein unbilliges Verlangen.

Hanns Sachs (Berlin).

Zweiter Kongreß für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft, Berlin, 16.—18. Oktober 1924. Bericht, herausgegeben vom Arbeitsausschuß. (Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft. XIX. Band.) Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart 1925.

Der soeben in einem erschienene ganze Jahrgang 1925 der von Max Dessoir herausgegebenen „Zeitschrift für Ästhetik“ wird allein durch den Bericht über den Zweiten Kongreß für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft ausgefüllt. Vom reichen Programm dieses Kongresses sind für die Leser dieser Zeitschrift besonders der Vortrag von Hans Prinzhorn über „den künstlerischen Gestaltungsvorgang in psychiatrischer Beleuchtung“ und die daran anschließenden Korreferate von Interesse. Prinzhorn beschäftigt sich auch eingehend mit der psychoanalytischen Theorie der künstlerischen Gestaltung. Ranks Arbeit über den Künstler erörternd, stellt Prinzhorn die Frage: „Worauf zielt eigentlich die ganze Untersuchung?“ und fährt fort: „Man fühlt eine geheime Tendenz überall durch, doch erst die Schlußsätze reden eine deutliche Sprache. Sie enthalten in der Tat die

Grundgesinnung der meisten analytischen Bemühungen: zu entlarven, was als Wert gilt, den wuchernden Reichtum des Lebens weiter in das helle Licht des Bewußtseins zu rücken, ihn durchaus zu rationalisieren, und auf die zweckmäßigen Faktoren zu beschränken." Wohl sieht Prinzhorn in der psychoanalytischen Theorie des künstlerischen Schaffens die wertvollste und konsequenteste psychopathologische Theorie, aber sie beschränke sich auf einen Teil des Gestaltungsvorganges und überschätze leicht ihre Tragweite. „Es fehlt ihr die positive Beziehung zum Kunstwerk, die Instinktbejahung, sie geht sogar auf die Vernichtung der künstlerischen Lebenssphäre, ihre Auflösung in Wissen auf." (Stekel hingegen unterstreiche mit rhetorischem Schwung eben die lebendigen Werke der Kunst und stelle sich als verstehender Arzt und dilettierender Kunstfreund etwas gönnerhaft auf die Seite des neurotisch Schaffenden.)

Abschließend führt Prinzhorn aus, daß psychopathologische Maßstäbe als solche niemals wesentliche und verbindliche Kenntnisse über den Wert des künstlerischen Schaffens liefern können. Was der Psychiater heute zum Problem des Gestaltungsvorganges als sicheren Erkenntnisbesitz anbieten kann, ist vorwiegend negativ. Immerhin „können wir auf Grund der neueren besonnenen psychopathologischen Studien in absehbarer Zeit einige wichtige Erkenntnisse sicherstellen: so die unbefangene Auffassung des Gestaltens als eines sonst zweckfreien schöpferischen Lebensvorganges, der jedem Menschen potentiell eignet. Ferner lernen wir grundsätzlich zu trennen, jene formale und stoffliche Bindung, die durch Zeit, Kulturkreis, Bildungsstufe usf. bedingt ist, von dem Kern eines fast allgemein gültigen Ausdrucksdranges und seiner einfachsten Entladung in Bewegung und Laut und geformtem Werk".

Von den Korreferenten sei hier Hanns Sachs genannt, der vom Standpunkt des Psychoanalytikers sprach. Die Psychoanalyse sei in Hinsicht auf ihre Kunstfeindlichkeit bei weitem nicht so schwarz, wie sie von Prinzhorn gemalt wurde. Sachs erörtert dann im besonderen das Problem der Paradoxie in der künstlerischen Wirkung oder der Umkehrung ins Gegenteil, die die Kunst zuwege bringt. Wenn wir geliebte oder sympathische Menschen leiden sehen sollen, suchen wir uns abzuwenden. Wenn uns der Tragödiendichter dasselbe zeigt, so laufen wir unwiderstehlich angezogen hinzu. Das läßt sich nicht durch den Abstand von Illusion und Wirklichkeit erklären, denn die Affekte, obgleich durch Illusion erzeugt, sind echt und wirklich, wie unsere Tränen bezeugen. Das Zustandekommen dieser Umkehrung, dieser seltsamen Anziehungskraft des sonst Abstoßenden läßt sich nicht verstehen ohne Anerkennung eines über die Individualschranke hinausragenden Moments im Menschen, des Unbewußten. Das Unbewußte enthält den Niederschlag der Menschheitsgeschichte und kann Lust empfinden bei Dingen, die unserer bewußten Persönlichkeit längst unlustvoll geworden sind. Die große Tat des Künstlers ist, daß er unser psychisches Erbgut berücksichtigt und dem Unbewußten Befriedigung und Befreiung bietet.

A. J. Storfer.

A. E. BRINCKMANN: Spätwerke großer Meister. Frankfurter Verlagsanstalt A.-G., Frankfurt a. M. 1925.

Ein gehaltvoller und anregender Essay, der dem Psychoanalytiker auch dann lesenswert wäre, wenn der Verfasser eine gewisse Abhängigkeit seiner Anschauungs-

weise von der Psychoanalyse nicht bewußt hervorheben würde. Gewissermaßen als psychologische Basis wird der Freudsche Satz zitiert: „Das Ich wird auf jeder Stufe seiner Entwicklung bestrebt sein, mit seiner derzeitigen Sexualorganisation in Einklang zu bleiben und sie sich einzuordnen.“ Drei Phasen unterscheidet Brinckmann im Leben des Künstlers. Kindheit und Jugend faßt er als eine erste Phase zusammen. („Nach den Untersuchungen Freuds erscheinen die Pubertätsjahre nicht mehr als ein Bruch, sie bekräftigen einzig eine Entwicklungsrichtung.“) Triebhaft, wenn auch oft mit katastrophalen Zwischenfällen psychischer und physischer Art entfalte sich die erste Phase geistiger Entwicklung bis zur Mitte der Dreißigerjahre. Der Standpunkt in dieser Phase sei oft schwankend, der Einfluß anderer Meister entscheidend, es bestimme der Instinkt, nicht die wertende Urteilskraft. Um das fünfunddreißigste Lebensjahr vollziehe sich die Wandlung zur zweiten Phase. „*Nel mezzo del cammin di nostra vita*“, so beginnt der fünfunddreißigjährige Dante die Göttliche Komödie. Mit siebenunddreißig Jahren geht Goethe nach Italien. Dieser Abschnitt sei entscheidend. Statt des Schwankens und des Reichtums der Gesichte nun überall in den Handlungen geistige Stetigkeit, Einsicht und Erkenntnis der Beziehungen. Alle Keime geistiger Entfaltung scheinen in der ersten Phase weit bis in die Kinderjahre hinein zu liegen. Jetzt aber erst bekommen sie ihren bestimmten Platz und ihren bestimmten Wert innerhalb des individuellen geistigen Komplexes, sie wachsen sich auf eine Gesamtrelation hinaus. Um das sechzigste Lebensjahr tritt der Künstler in die letzte, dritte Phase ein. Diese Phaseneinteilung ergibt sich dem Verfasser aus der Analyse der künstlerischen Entwicklungen. Er sieht sie — unter Hinweis auf die Psychoanalyse — auch biologisch verankert. In der zweiten Phase läßt sich an Stelle mannigfaltiger erotischer Objektwahl die Festlegung auf einen bestimmten Typ beobachten. Um die Sechzig jedoch macht sich ein Nachlassen im Suchen erotischer Beziehung bemerkbar. („Der Psychologe spricht von einem Zurückgehen der Triebimpulse. Das Ich beginnt sich in sich selbst zu runden, oft in einer ausschließlichen Einstellung auf geistige Inhalte.“) Die zweite Wandlung nenne man schlechthin das beginnende Greisenalter, etwas Seniles, Verbrauchtes scheine ihm anzuhaften, doch sei diese Vorstellung gegenüber geistig Nichterschöpften unrichtig. „Alle monotheistischen Religionen stellen Gott als Greis dar, der nach kurzer Schöpferlust über den Dingen steht. Gewiß, auch in den Spätwerken großer Meister beobachtet man das Aufgeben eines Spannungszustandes, — aber noch etwas ganz Neues: geradezu eine Umformung einstiger Geistigkeit, die ehrfurchtgebietend und erschütternd ist. Die Schöpferkraft des Menschen neigt sich zur Ruhe, doch sie tut es in einem letzten weiten Blick im Angesicht der Ewigkeit.“ Unausdenkliche Verluste seien der geistigen Kultur der westeuropäischen Menschen dadurch entstanden, daß Künstler wie Rubens und Velasquez, Grunewald und Raffaello diese dritte Lebensphase nicht erreicht haben. Aber die Spätwerke eines Tiziano, eines Tintoretto, eines Michelangelo, eines Bernini, eines Greco, eines Renoir sind da, um mit den Jugendwerken dieser Meister verglichen, auf die Frage nach der letzten Phase des künstlerischen Genius Antwort zu geben. Und aus der — hier nicht weiter verfolgbaren — durch Bildbeigaben gestützten Analyse der Frühwerke und

der Spätwerke kommt Brinckmann zur Antithese, daß das Verhalten der zweiten Lebensphase als Relation zur Umwelt bezeichnet werden kann, das der dritten Phase als Verschmolzenheit. Verschmolzenheit heißt für ihn „Teilhaftigwerden ohne Reflexion" und dies eine Umschreibung für „das Rücktreten der Triebimpulse in ihrer Differenzierung", für das „Entgleiten unendlich vieler Funktionen in einen Zustand der Funktionslosigkeit, wo völlig in sich ausbalancierte Kräfte als Harmonie empfunden werden". Bei den Begriffen Relation und Verschmolzenheit handelt es sich bei Brinckmann nicht um Versuche, einen Stilwandel logisch zu fassen, sondern seine antithetischen Begriffe wollen eine individuelle Wandlung innerhalb der Lebensform des ästhetischen Menschen bezeichnen, die psychologisch verankerbar sei, wobei Relation und Verschmolzenheit den psychologischen Gegensätzen Dynamik und Introversion oder äußere Interessenbeziehung und Zurückbiegung in sich entsprechen sollen.

Dieser Phasenwandel, meint der Verfasser, sei auch in anderen künstlerischen, überhaupt menschlichen Leistungen nachweisbar. Als Beispiele aus der Literatur werden Dante, Goethe, Gottfried Keller, Spitteler herangezogen. Den geistigen Phasenwandel in seiner Auswirkung auf die Komposition des bildenden Künstlers in den Bindungen von Mensch mit Mensch, von Mensch mit Raum und Natur wird an einigen eingehender erörterten Beispielen verdeutlicht: das Bild der Familie van Beresteyn vom neunundvierzigjährigen Franz Hals und die Regentinnen des Haarlemer Altfrauenhauses mit der Dienerin, die derselbe Künstler als Vierundachtzigjähriger malte; die Schilderung seines Verhältnisses zur Gattin Saskia durch den jungen Rembrandt und sein ganz spätes Amsterdamer Bild „Boas und Ruth". „Das Verhältnis zum Erotischen bleibt dem ästhetischen Menschen innerhalb der gesamten Lebensbeziehungen eines der wichtigsten ... Auch hier führt der geistige Phasenwandel von dynamischer Relation zum Zurückbiegen in sich selbst."

Die letzte Frage, die der Essay aufwirft: „Wie ist die Wirkung später Werke? Welchen Einfluß haben sie auf die allgemeine Entwicklung der Kunst?" Man könnte glauben, daß sie wie Offenbarungen letzter Erkenntnis wirken, denen wir alle uns schließlich zuwenden. Aber Wirkung, Einfluß sind im Sinne des Verfassers dynamische Beziehungen, denen das Alter seinem Wesen nach abgeneigt ist. Fast ausnahmslos in der mittleren Phase könne der große Künstler Haupt und Leiter einer Schule sein. „Der Alte", sagt Goethe, „verliert eines der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von seinesgleichen beurteilt." Er ist aus jenem großen Wechselspiel der Relationen herausgetreten; wohl übersieht er das Feld, doch auf das Spiel hat er keine Einwirkung mehr. Daß einzelne Künstler wie Bernini, Rubens doch mit ihren Spätwerken die Entwicklung der Kunst beeinflußt haben, erklärt sich durch den Zwiespalt von reiner Geistigkeit und künstlerischer Formsinnigkeit. Im Gegensatz zur persönlichen Geistigkeit Michelangelos, Rembrandts (deren späte Form den jüngeren Künstlern ihrer Zeit etwas Fremdes, ja Unfaßliches sein müßte), seien Bernini und Rubens als persönliche Bekenner von geringem Wert gewesen. Fast banal sei ihr Denken, nur Spiegel der allgemeinen Geistigkeit ihrer Zeit. Ihre Triumphe im Reich der Anschauung gewannen sie zunächst, weil ihre Formensprache mit höchster Formsinnigkeit und Schaubarkeit gesättigt war.

Von der Untersuchung geistiger Strukturveränderungen der schöpferischen Persönlichkeit erwartet Brinckmann besonderes Anschauungsmaterial für die Auflösung allgemein psychologischer Probleme. Seinen Beitrag hiezu leitet er mit einer persönlichen Andeutung ein: „Nur wer den Wandel eigener Geistigkeit erlebte, wird das geheime Wesen geistiger Veränderung erkennen. Der Eintritt ins fünfte Lebensjahrzehnt war notwendig, um langgehegten Gedanken die Bestimmtheit des Wortes zu geben."

A. J. Storfer.

Dr. R. ALLENDY: Der Symbolismus des Traumes und die Psychoanalyse. Der Querschnitt. V. Jahrg., Heft 7. Berlin 1925.

Kurze gemeinverständliche Schilderung der Mechanismen und der Symbolik des Traumes, belegt durch die ausführlichere Analyse eines Traumes und einer Reihe knapper Traumbeispiele. Abschließend Hinweis auf die Bedeutung der Traumforschung für die Psychologie überhaupt.

St.

LEONHARD ADAM: Das Rätsel des Totemismus. Der Querschnitt. V. Jahrg., Heft 7. Berlin 1925.

Freuds Theorie über Totem und Tabu befriedigt den Verfasser nicht. Sie sei eine unerwiesene Phantasie. „Aber ich lege Wert darauf, nicht mißverstanden zu werden. Ich habe alle Hochachtung vor der Genialität des Gründers der psychoanalytischen Forschung ... Im Gegensatz zu anderen Ethnologen bin ich ferner der Ansicht, daß auch ethnologischen Problemen gegenüber sehr wohl die psychoanalytische Methode eingeschlagen werden kann." Im besonderen warnt der Verfasser auch davor, überall Totemismus zu wittern, wo in Zeremonien, in Mythos und Dichtung oder in der bildenden Kunst Tiere wie Menschen redend und handelnd auftreten oder umgekehrt Menschen als Tiere erscheinen.

A. J. St.

Dr. theol. et phil. J. P. STEFFENS: Eduard von Hartmanns Religionsphilosophie des Unbewußten. Ohlinger, Mergentheim.

Das monumentale Werk will eine Auseinandersetzung zwischen theistischer und monistischer Weltanschauung darbieten. Die Ausführungen über Hartmanns Religionspsychologie enthalten interessante Einzelheiten (451 ff.). Wer aber Aufschlüsse über die Entstehung und Fortbildung unbewußter religiöser Vorstellungen, Gefühle und Strebungen erwartet, erlebt schwere Enttäuschungen. Hartmann war Metaphysiker, und zur Untersuchung individueller Entwicklungen fehlte ihm jede Begabung, wie auch zur Auffindung psychologisch-biologischer Gesetze. Doch anerkennt er wenigstens die unterschwelligen Gestaltungsprozesse, aus denen das religiöse Erlebnis hervorgeht (457 ff.). Sein „unbewußter religiöser Trieb", ohne den es nie zur Religion käme (465), bleibt jedoch, wie so vieles bei Hartmann, ein mysteriöses X, und wo die Untersuchung einsetzen sollte, ist sie bereits geschlossen.

Die gründliche Kritik, die Steffens an Ed. v. Hartmann übt, könnte denjenigen gute Dienste leisten, die in Hartmanns Nachfolge das Unbewußte im Menschen zu einem hellseherischen Erlöser und „Christus" (Maeder) erhoben und in mythologischem Strahlenganz leuchten lassen. Anhänger Freuds aber haben die Warnung vor solchen Doktrinen nicht nötig.

Pfister (Zürich).

Dr. O. PFISTER: Der seelische Aufbau des klassischen Kapitalismus und des Geldgeistes. (Heft VII der Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst.) Verlag Bircher, Bern.

In der Einleitung finden wir die überraschende Mitteilung, daß ein Nationalökonom, nämlich Prof. Dr. Max Weber (Heidelberg), wiederholt erklärte, nicht von der heutigen Psychologie, sondern nur von exakten Forschungen auf dem Gebiete der Hysterie verspreche er sich eventuell neue, für das Problem des Kapitalismus wertvolle Einsichten. Auch Werner Sombart kam wie Weber beim Studium des mittelalterlichen Kapitalismus zur Ansicht, daß Religionssysteme und Kirchen den kapitalistischen Geist und das ihm entsprechende Wirtschaftsleben teils förderten, teils in seiner Entfaltung aufhielten. In der nachreformatorischen Zeit hat nach Weber und E. Troeltsch namentlich die kalvinische Berufsidee den kapitalistischen Geist mächtig gefördert. (Der Beruf ist ein Mittel, um die Welt immer mehr zur Ehre Gottes zu gestalten. Daher Forderung einer intensiven Arbeit und Askese.)

Pfister findet mit Sombart und Weber, daß der klassische Kapitalismus charakterisiert ist durch die Verknüpfung von Geldsucht und christlicher Gesinnung; aber er meint, diese Autoren irren sich, wenn sie glauben, es handle sich bei der Entstehung des Kapitalismus um die Auffassung und Ausbildung gewisser Lehren und Moralvorschriften, denn Lehren sind selbst nur der Ausdruck tiefer liegender Seelenmächte. Wie es möglich war, daß sich Mammon auch im spätscholastischen Zeitalter durchzusetzen vermochte, wo doch das religiöse Ideal damals in einer ganz anderen Richtung lag, und warum gerade der düstere, asketische puritanische Geist dem Geldhunger Tür und Tor öffnete, vermögen die genannten Autoren nicht befriedigend zu erklären.

Am Beispiel eines „frommen" Kapitalisten großen Stils, der an angsthysterischen und zwangsneurotischen Erscheinungen litt, zeigt Pfister, daß bei diesem Mann eine ungeheure Liebesstauung und damit eine Lebensverriegelung entstanden war, aus welcher nur die fanatische Geldbeschaffung einen Ausweg bot. Durch andere entsprechende Beobachtungen kommt Pfister zum Schluß, der klassische kapitalistische Geist sei Überkompensation des durch Askese bewirkten, angstbesetzten Unwürdigkeitsgefühls, eine zwangsbehaftete Auferstehung der zertretenen Selbstliebe. Aus dieser Einsicht heraus wird es verständlich, warum nicht Luther und Zwingli, sondern der finstere Kalvin, und nicht der in der Praxis mildere Katholizismus, sondern der strenge Puritanismus die Fahne des Geldgeistes zum Siege führten.

Verliert das Geld seine Bedeutung als Anweisung auf Wirklichkeitsgüter zugunsten der Gemeinschaft und zu Ehren Gottes, d. h. wird es zum Symbol und Selbstzweck (Privatprofit) des Einzelnen, dann schlägt der kapitalistische Geist um in Geldgeist, d. h. in leidenschaftliche Gier nach Geld. An Hand neuer Beispiele wird der profane Geldgeist als krankhafte Zwangserscheinung entlarvt. Die Bedeutung der Analerotik wird bei der Beweisführung nur gestreift, wohl aus Rücksicht auf das Verständnis des fachunkundigen Leserkreises, für den das Büchlein hauptsächlich bestimmt ist.

Die psychoanalytische Untersuchung zwingt den Autor zur Schlußfolgerung, daß eine Befreiung der Menschheit von

der Geißel des Geldgeistes nur durch eine tiefere Gesellschaftsbiologie angebahnt werden könne. Er tritt ein für eine neue Sozialpathologie, wie sie einzig die Tiefenpsychologie geben kann.

Furrer (Zürich).

Lic. Dr. G. DIETTRICH: Seelsorgerliche Ratschläge zur Heilung seelisch bedingter Nervosität. 2. Aufl. Gütersloh 1921.

Ein der Psychoanalyse überaus wohlgesinntes, mutiges Büchlein, das zwar keine genauere Kenntnis der Freudschen Methode vermittelt, wohl aber in recht geschickter Weise auf die Notwendigkeit der Kooperation von Arzt und Pfarrer hindeutet. Als erste Orientierung wird die Schrift manchem sehr gute Dienste leisten. Nur befürchte ich, daß viele Leser keinen zureichenden Eindruck von den großen Schwierigkeiten gründlicher seelsorgerlicher Analyse erhalten werden. Pfister (Zürich).

ED. KÖNIG: Sexuelle und verwandte modernste Bibeldeutungen. (F. Manns Padagogisches Magazin. Heft 892.) Langensalza 1922.

Eine breite Kluft liegt zwischen den geisteswissenschaftlichen Arbeiten psychoanalytischer Richtung und den meisten Fachwissenschaften. Letztere verschließen sich hartnäckig vor einer sachlichen Nachprüfung der analytischen Hypothesen und Theorien und verschaffen sich durch ihre Unwissenheit den Vorteil, den Analytikern willkürliche Hirngespinste nachsagen zu können, ähnlich jenen Astronomen, die sich weigerten, durch Galileis Fernrohre zu blicken, um ihn als Ketzer und Phantasten abtun zu können. Die Psychoanalytiker aber betraten in ihrer Entdeckerfreude mitunter Gebiete, die sie nicht genügend beherrschten und erhöhten dadurch nicht eben das Ansehen der von ihnen vertretenen Sache.

König weiß von der Psychoanalyse wenig. Wo der Erfahrene hundertfach beobachtete Tatsachen als Basis analytischer Argumentation kennt, fällt König in das Entsetzen des Neulings, der mit Ausrufs- und Fragezeichen aufrückt, wo er Gründe liefern sollte. Damit setzt er sich der Gefahr aus, von den Gegnern nicht ernst genommen zu werden. Ich bin jedoch der Ansicht, daß gerade Analytiker, die sich mit dem Alten Testamente befassen, sein Büchlein sorgfältig prüfen sollten. In der Exegese mancher Stellen bietet er bemerkenswerte Einwände dar, wenn er auch das Gesamtbild psychoanalytischer Bibelbearbeitung nicht wesentlich beeinflussen kann.

Pfister (Zürich).

JULIUS BESSMER S. J.: Die Wunder des Evangeliums und die Psychotherapie. („Stimmen der Zeit", Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart, 48. Jahrg.) Freiburg i. Br.

In zwei Gruppen teilt der Verfasser die Heilwunder der Evangelien: 1. Einfache Krankenheilungen, 2. Befreiung von Besessenen. In die erste gehören vor allem die Heilungen von Gichtbrüchigen und Lahmen. Die Schilderungen der Evangelien, führt der Verfasser aus, zeigen, daß den Lähmungen organische Veränderungen zugrunde lagen. Es gebe zwar auch hysterische Lähmungen, doch diese seien überhaupt sehr selten. Die Annahme, daß die Gelähmten der Evangelien alle oder größtenteils Hysteriker gewesen seien, entbehre jeder Wahrscheinlichkeit.

(Der Freiburger Mediziner Dr. Knur wird zitiert: „Ein bis zum Sterben hysterischer Offiziersbursche" — der Knecht des Hauptmanns von Kapernaum — „man muß zugeben, das klingt höchst unwahrscheinlich".)

Die Besessenheit sei unmöglich mit „Krankheit" einfach zu identifizieren. Sie gehöre nicht in das ärztliche Fach. Wo Jesus heilt, handle es sich nicht um Besessenheitswahn, sondern um Menschen, die wahrhaftig von einem bösen Feind gequält, besessen sind.

Was vermag die Psychotherapie gegenüber solchen verschiedenen Zuständen? fragt der in der psychiatrischen Literatur interessierte Jesuitenpater. Die Psychotherapie könne Zerstörungen eines Organs nicht heilen; Hypnose und Suggestion können höchstens Hemmungen, die dem besseren Gebrauch der Organe entgegenstanden, wegschaffen. Die evangelischen Heilungen zeigen aber den Heiland nirgends als Psychotherapeuten oder gar Hypnotiseur. Er nimmt sich keine Zeit zu wochen- oder monatelang wiederholten Sitzungen, berechnet nicht seine Aussprache auf die einzelnen Kranken, heilt mit dem Wort sogar in die Ferne. Seine Heilungen sind vollständig, keine Scheinheilungen, denn sonst hätten ja die mit Luchsaugen spähenden Synhedristen sicher Rückfälle entdeckt. Die Wunder Jesu mit Psychotherapie oder sonstige natürliche Hilfsfaktoren erklären zu wollen, beruhe auf Irrgängen: Überschätzung des natürlichen seelischen Einflusses und Leugnung der Möglichkeit eines Wunders.

Der mit Zitaten aus deutschen und französischen Psychiatern gewappnete Autor erwähnt an einer Stelle beiläufig (als Übersetzer der Bernheimschen „Neuen Studien") — auch Freund *(sic!)*.

A. J. Storfer.

HUGO DAFFNER: Zur Psychopathologie der Königsberger Mucker (Archiv für Psychiatrie, Bd. 67, Heft 2 u. 3.) 1923.

Unter den zahlreichen Sektenbildungen, die wir in protestantischen Ländern kennen, ist die der sogenannten Königsberger Mucker im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts eine der bekanntesten geworden. Der Autor gibt in dieser Darstellung des Prozesses, der wegen öffentlichen Skandales von Staats wegen gegen die Häupter der Sekte geführt wurde, eine sachliche Schilderung vom psychiatrischen Standpunkt aus, und wird auch dem starken sexuellen Einschlag einigermaßen gerecht, dem wir in solchen religiösen Konventikeln regelmäßig begegnen. Es handelte sich auch hier um die typische Erscheinung religiöser Sektenbildung, die von zwei Paranoikern ausgehend, auf psychische Schwächlinge und Psychopathen eine starke seelische Infektion ausübte und sie im Lauf eines Menschenalters in Konflikt mit Staat und Gesellschaft brachte. Hitschmann (Wien).

ARTUR SZIRTES: Zur Psychologie der öffentlichen Meinung. (Sozialpsychologische Forschungen, Bd. 1.) M. Perles, Wien und Leipzig 1920.

Der Verfasser stellt sich den Werdegang der Demokratie als eine allmähliche Annäherung an die universelle kollektive Bewußtheit vor. Unter deren Herrschaft „wurzelt die öffentliche Meinung im Einzelmenschen". Eine Psychologie der Berufe wäre noch auszuarbeiten. Die Individualität ist durch die Umgebung gestaltet und für sie gilt der ethische Imperativ: „Lerne die Gesellschaft kennen." Die Individuen müssen zur Verantwortlichkeit erzogen werden. Szirtes verficht

den „materiellen Idealismus", die „kultursoziale Weltanschauung"; „sozialinduktive Denkungsart" und „sozialaltruistische Handlungsart" gipfeln für ihn im „sozialethischen Individualismus". Die Erlangung der Wahrheit wird durch die „gleiche sinnliche Veranlagung" der Menschen gewährleistet.

Wie ersichtlich, können diese Ideen mit den psychoanalytischen Anschauungen in Einklang gebracht werden. „Aus der sozialpsychologischen Verzweigung der modernen psychoanalytischen Literatur sei hier Federns Abhandlung ... und Kolnais Schrift ... erwähnt" — lesen wir in den Anmerkungen. Aurel Kolnai (Wien).

HEINZ WERNER: Die Ursprünge der Lyrik. Verlag Ernst Reinhardt, München 1924.

Dieses Buch ist doppelt interessant wegen seiner Methode und wegen seines Gegenstandes. Es ist aus dem Gedankenkreis der Entwicklungspsychologie heraus entstanden. Die Entwicklungspsychologie ist eine wichtige und vielversprechende Arbeitsrichtung, deren Programm von dem Leipziger Psychologen F. Krueger entwickelt wurde. Sie will zunächst die Stufenfolge von seelischen Erscheinungen sein, deskriptiv feststellen, im allgemeinen das Charakteristische der psychischen Welt von Tier, Kind, Primitiven vergleichend erforschen, aber auch einzelne Gebiete, etwa die Entwicklung des Zeitbewußtseins, die Struktur der Wahrnehmungen u. a. m., auf die Veränderungen hin, die sie im Laufe der zeitlichen Entwicklung erfahren, untersuchen.

Dabei sind zwei wichtige Voraussetzungen zu beachten. Zuerst, daß Entwicklung kein Wertbegriff ist, sondern daß sie lediglich die Feststellung einer Veränderung im Laufe der Zeit bezeichnet. Es wird nicht mehr die falsche Einstellung zur Grundlage der Betrachtung gemacht, daß die Psychologie des Menschen zusammenfällt mit der Psychologie der heutigen, erwachsenen Kulturmenschen und der Primitive oder das Kind nur unvollkommenere Vertreter dieses Typus sind, sondern gerade das abweichend für eine besondere Entwicklungsstufe Typische soll aufgezeigt werden. Dabei zeigt es sich, daß der Primitive oder das Kind in seinem psychischen Habitus wesentlich anders sind als der erwachsene Kulturmensch, aber nicht, sozusagen, „mißlungene" Exemplare seiner Gattung, sondern selbständige, in ihrer Eigenart geschlossene Wesen.

Zweitens wissen wir heute, daß eine Entwicklungsstufe nicht auf eine bestimmte Zeitstelle lokalisiert zu sein braucht; es gibt auch Veränderungen, organischer oder psychischer Natur, die eine frühere Stufe aktivieren und hervortreten lassen. Nicht nur die psychoanalytische Theorie von der Regression, auch die nichtanalytische Psychiatrie hat sich diesen Gedanken zu eigen gemacht und versucht insbesondere die Schizophrenie durch Vergleich mit den seelischen Strukturen der Primitiven zu verstehen. (S. Storch: Das archaisch-primitive Erleben und Denken des Schizophrenen.)

Die Psychoanalyse hat schon eine Theorie von den Stufen der sexuellen Entwicklung geschaffen und Ferenczi hat diese Betrachtungsweise in den „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes" auch auf den Aufbau der Ichwelt angewendet. Es ist zu erwarten, daß die Forschungen der Entwicklungspsychologie uns Material liefern werden, um auch andere Gebiete der Psyche in ihrer zeitlichen Veränderung zu begreifen, wobei die Übereinstimmungen oder Abweichungen von den bisher bekannten Tatsachen hervortreten werden. Vielleicht werden sich diese For-

schungen einmal zu einer allgemeinen Theorie der Entwicklungsgesetze des Seelenlebens vereinigen lassen. Das Buch von Werner will den Entwicklungsgang untersuchen, wie die primitive Poesie aus ihren Anfängen, wo sie noch gar nicht die Immanenz der ästhetischen Sphäre besitzt, zu der Lyrik im eigentlichen Sinne aufsteigt, welche formale Stufen dabei durchlaufen werden, was für psychische Motoren diese Entwicklung treiben. Wie kommt diese geistige Einheit, die Harmonie zwischen spezifisch lyrischer Form und poetischem Sinn zustande, die das Wesen der Lyrik eben ausmacht. An Material bringt der Autor eine reiche Sammlung primitiver Dichtkunst. Dabei ergibt sich eine Reihe auch für den Psychoanalytiker beachtenswerter Resultate.

Wir erfahren, daß das erste Motiv dichterischer Objektivation die Sehnsucht ist. Lustvolle affektive Zustände drängen nach Abfuhr, in der Form von bedeutungslosen Silben, Lauten. Trauer, Verlust, Furcht, Zorn führen zum Ausdruck. Die primitive Klage bezweckt eine Aufhebung des Unlustaffektes, und zwar durch ein naturalistisches Mittel. Die genaue Gegenstandsbestimmung (die erste Phase kennt noch keine Metapher, kein Symbol, sie ist rein konstatierend, benennend) soll dazu dienen, einen Ersatz für das Objekt zu schaffen, die Objektivation des Gefühls will durch Darstellung des ersehnten Gegenstandes eine Wunscherfüllung erreichen. Inhaltlich ist der Gehalt primitiver Lyrik der Wunsch nach Nahrung, nach sexueller Befriedigung, erst später taucht die Totenklage auf. Spott und Zorngesang entwickeln sich aus dem Unlustgefühl, das durch das Vorhandensein eines Ärgernis erregenden Gegenstandes ausgelöst wurde. Die Stufenfolge der Entwicklung führt von der prämagischen Stufe, in der die Lyrik einen Wirklichkeitsersatz geben will, durch die magische, die in der Dichtkunst ein „Behelf zur Erlangung der ersehnten Wirklichkeit" sieht, zu der eigentlich ästhetischen Stufe, auf der sich eine immanente poetische Wirklichkeit ausbildet. Werner sagt: „Die Funktion der primitiven Lyrik ist die Aufhebung des Affektes, in der real gemeinten oder real wirksamen Welt der lyrisch dargestellten Gegenstände; die Funktion der höheren Lyrik ist die Umwertung des Affektes . . ." (S. 28.) Bei der Entwicklung des formalen Moments ist es interessant zu erfahren, welche überragende Bedeutung dem Tabu bei der Ausbildung des Gleichnisses zukommt. Die Metapher, die sprachliche Darstellung des „Gleichwie-seins" ist ja die wichtigste formale Voraussetzung jedes dichterischen Symbolisierens, jeder lyrischen Veranschaulichung. Und gerade diese Umformung, Verarbeitung der Sprache wurde von dem Tabu herbeigeführt. Es gibt eine rein negative Stufe des Tabu, die seiner sprachlich-produktiven Wirkung vorangeht: das Schweigen, das Vermeiden von Worten, die das Tabu bezeichnen, oder die Ersetzung des Wortes durch Gebärde. Bald folgt aber die Phase des Umschreibens, die bereits zwei charakteristische Merkmale besitzt: die Verhüllung und die Offenbarung. Ihre Entstehung dankt sie zwei Tendenzen: die Furcht vor dem Tabu wird schwächer, aber seine Kraft genügt noch immer, um das direkte Nennen des verbotenen Gegenstandes zu verhüten, einen Umweg, eine Kompromißlösung zwischen Verschweigen und Offenbaren zu schaffen. So äußert sich das Totentabu in den Klageliedern: der Name von Dingen, die mit dem des Toten gleichlauten, müssen umgeändert werden. Das Sexual- und Pubertätstabu schafft bekannte Metaphern. Die Gefahr des sexuellen Verkehrs wird mit dem Gleichnis des „Beißens"

veranschaulicht. Aber auch die symbolische Umschreibung des Aktes als Überwältigtsein ist geläufig. (Das Fressen und Gefressenwerden.) In melanesischen Liebesliedern werden Metaphern wie: „wir wollen Speer bereiten", „in Spielkraut (weibliche Scham) hinein Pfeil bohren", für den Geschlechtsverkehr angewendet. Das Tabu der sexuellen Dinge führt während der Pubertätszeit nicht bloß zur körperlichen, sondern auch zur sprachlichen Verhüllung der Schamteile. Eine andere, biologisch sehr wichtige, und sprachformende, zur Umschreibung drängende Funktion des Tabu tritt auf, wenn es sich darum handelt, Äußerungen gleichzeitig zu hemmen und doch erkennen zu lassen. Also etwa bei der Mitteilung von traurigen Nachrichten, bei Warnung und Drohung, bei Spott und Ironie. Hier gilt es, den stürmischen, spontanen Ausbruch von Affekten zu unterbinden, die Reaktion behutsam vorzubereiten, die Unlust zu mäßigen. Das geschieht mit der Hilfe der Metapher, mit Hilfe derjenigen Sprachbildung, die zugleich verheimlicht und aufdeckt. In dieser Form bereitet das Sprachtabu, indem es den Willen zur Umschreibung schafft, den Weg für das poetische Gleichnis.

Ausführungen über die dichterische Wiederholung (deren mehrfache Motive aufgedeckt werden), der Ellipse, psychologisch ungemein treffende Gedanken über den Rhythmus, über die Entwicklung des Reimes, vervollständigen das Buch, dem strenge Geschlossenheit des Gedankenganges und sichere Linienführung in der Darstellung nachzurühmen ist.

Die Psychoanalyse wird nicht erwähnt, obwohl mehrfach sachliche Übereinstimmungen mit ihr vorhanden sind.

Gerö (Budapest).

J. ZOLLER: Sinaischrift und Griechisch-Lateinisches Alphabet. Ursprung und Ideologie. Selbstverlag, Trieste 1925.

Die Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften wird von manchem Gegner der Psychoanalyse durch den Einwand zu entwerten versucht, daß man dabei von psychoanalytischen Aufstellungen, als gegeben, ausgehe und das zu untersuchende Material in mehr oder weniger geschickter Art in Deutungsweisen hineinzwänge, welche diesen Auffassungen Recht geben sollen. Hier ist nicht der Ort, diesen Einwand zu widerlegen, weil er vorliegende Arbeit nicht im geringsten treffen kann. Wie der Autor in seinem Vorworte zur deutschen Ausgabe erklärt, war er über die Psychoanalyse gar nicht unterrichtet gewesen und hatte nie eine psychoanalytische Schrift in Händen gehabt, als seine Arbeit bereits druckreif war. Erst als Autor eines Tages mit dem Referenten auf seine Forschungen zu sprechen kam, machte ihn dieser auf die vollständige Übereinstimmung seiner Ergebnisse mit der Aufstellung der psychoanalytischen Symbole aufmerksam. Deshalb ist also diese Arbeit für uns Psychoanalytiker von großem Werte, weil der Verfasser, der nicht nur der Psychoanalyse fernstand, sondern von deren Existenz überhaupt nichts wußte, ganz unabhängig von ihr zur Aufdeckung ganz derselben Symbole gelangte, wie sie uns Freud lehrte.

Hieroglyphische Zeichen haben bei der Entstehung der griechisch-römischen Schriftzeichen mit eingewirkt. Zuerst hatte jedoch die allmähliche Metamorphose der Hieroglyphen zur sinaitischen und zu den semitischen Schriften im allgemeinen geführt. Die Aufgabe, die sich Autor gestellt hat, war nun, die hebräischen Schriftzeichen über das Altsinaitische zu ihren ursprünglichen Ausgangsformen zurückzuverfolgen. Dies gelang ihm, außer durch

die morphologische Ableitung der einzelnen Zeichen, auch namentlich durch die Berücksichtigung der Bezeichnungen, welche die hebräischen Schriftzeichen führten, sowie der Laute, welchen sie entsprachen. Es zeigte sich dabei, daß das Alphabet aus einer Reihe von Hieroglyphen (oder hieratischen Formen derselben) entstanden ist, wovon ein geringer Teil Sexualorganen entsprach. Was alle übrigen Hieroglyphen darstellte, hatte einen doppelten Sinn, welcher vom Autor nicht etwa herausgedeutet, sondern philologisch nachgewiesen wird. Die zweite, und zwar sexuelle Bedeutung des Wortes findet in den altorientalischen Sprachen eine ganz offenkundige Anwendung. Durch Einschaltung dieser zweiten Bedeutung gewinnt die ganze Serie des alphabetischen Signariums einen sonst vermißten Zusammenhang. Eine erste Gruppe des Alphabetes stellt nach Autor die Liebesansprüche, eine zweite die Mutterschaft und eine dritte und letzte Gruppe das Stillen und die Schöpfung des neuen Geschlechtes dar.

Wir bewundern den Scharfsinn und die umfangreiche Bildung des Autors; was wir aber besonders anerkennen wollen, ist sein Mut, vor dem Sexuellen nicht zurückgeschreckt zu sein, und, im Gegensatze zu seinen Vorgängern, sich den Weg zur Erkenntnis, daß wir in sexuellen Symbolen schreiben, nicht verschlossen zu haben.

Es sei nur nebenbei bemerkt, daß der Autor, bei der Besprechung des „Gegensinnes der Urworte", uns darauf aufmerksam macht, daß schon vor Abel, den Freud in diesem Zusammenhange zitiert, Martin Schultze im Jahre 1876 auf diese Tatsache hingewiesen hat. Gelegentlich weist der Autor auf eine sonst wenig bekannte, aber sicher bedeutungsvolle Schrift hin: E. Landau: Die gegensinnigen Wörter im Alt- und Neuhebräischen. (Verlag Calvary, Berlin 1895.)

E. Weiss (Trieste).

NUMA PRÄTORIUS: Das Liebesleben Ludwigs XIII. von Frankreich. (Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung, Bd. 2, Heft 6.)

Der Verfasser versichert zwar, daß es ihm mehr auf Feststellung der im Seelenleben Ludwigs XIII. herrschenden Sexualtendenz, als auf die einzelnen Fakten homosexuellen Verkehrs ankomme, er verfährt aber durchaus mehr nach Art eines Untersuchungsrichters als eines Psychologen. Dazu gesellt sich ein erbärmliches Aktendeutsch, das sich ohne Not in unendlich langen Schachtelsätzen ergeht (so auf Seite 7 ein Absatz von 15 Zeilen, der aus einem, noch dazu ziemlich inhaltslosen Satz besteht) und gelegentlich die wunderlichsten Stilblüten hervorbringt, z. B. S. 17: „Die ganze sexuell geschwängerte Atmosphäre, in der er aufwuchs: dies schon dem Kind offenbarte Beispiel des weibertollen Vaters (mit ähnlichen schmückenden Beiworten versieht der Autor bei jeder Gelegenheit den genialen Herrscher und Beileger des Religionszwistes, Heinrich IV.), der aus seinen Liebschaften und unehelichen Kindern dem legitimen kleinen Sproß kein Hehl machte, die frühzeitige, wenig zartfühlende Art der Aufklärung über die sexuellen Geheimnisse, der fortwährende, ans Zynische grenzende Hinweis der Dienerschaft auf Beischlaf und Buhlschaft, die Ausmalung der Reize der zukünftigen Gattin und die Beschreibung des Ehebundes mit allen geschlechtlichen Realitäten, dieses ganze in sexualibus derbe Milieu und diese den Satz *„naturalia non sunt turpia"* in oft recht wenig dezenter Weise demonstrierende Erziehung . . ." Wie demonstriert man diesen Satz in sehr dezenter Weise?

H. Sachs (Berlin).

R. POLLAK-RUDIN: Magie als Naturwissenschaft. — R. POLLAK-RUDIN und F. SCHULHOF: Grundlagen der experimentellen Magie. Franz Deuticke, Leipzig und Wien 1921.

In diesen lebhaft geschriebenen Heften, die aus einer Reihe von Versuchen, Vorträgen und öffentlichen Demonstrationen hervorgegangen sind, findet das psychoanalytische Auge zwei Momente, die es interessieren. Vorerst die Umkehrung der Anklage der Unwissenschaftlichkeit: dieses Gebrechen bestehe nicht darin, bisher ungeordneten Beobachtungen Aufmerksamkeit zu schenken, sondern vielmehr darin, sich jeder neuen Erkenntnis, die noch ohne statistische Tabellen und gedrechselte Erklärungen an uns herantritt, hartnäckig zu verschließen. Die Autoren verlangen also die Beseitigung einer intellektuellen Verdrängung, die gewiß keine rein vernunftbedingte ist. Ob sie hingegen in ihrem Glauben nicht zu weit gehen, steht noch aus. Den öffentlichen Versuchen wohnte Schreiber dieser Zeilen zum großen Teil bei und gewann trotz alles Wohlwollens keinen eindeutig überzeugenden Eindruck. Sodann begegnen wir gelegentlich der Versuche insbesondere dem Problem (dem einfachsten unter den „magischen") der Übertragung psychischer Energie von einer Person auf die andere ohne Vermittlung der Sinnesorgane. Die Autoren fassen dieses Problem anscheinend noch allzu formal und technisch auf. Es wäre zu untersuchen, ob vielleicht die sexuelle Libido, die ja gewissermaßen außerhalb des streng genommen Physischen sowie Psychischen steht, auch hier eine Rolle spielt.

A. Kolnai.

ERICH W. J. MEYER: Zum Sinn und Wesen der Geschlechter. Verlag Friedrich Cohen, Bonn 1925.

Ein Schüler Max Schelers, knüpft der Verfasser an die Schelerschen Versuche zu einer Metaphysik der Geschlechter an. Meyer gelangt ungefähr zu folgenden Ergebnissen: Alles Organisch-Lebendige (ungewiß, ob auch das Anorganische?) ist geteilt in männlich und weiblich, d. h. ist im letzten Grunde männlich oder weiblich — trotz großer Mannigfaltigkeit aller möglichen Zwischen- und Übergangsformen. Männlich und weiblich sind apriorische, absolute Seinsformen, die prinzipiell unabhängig von Besitz oder Existenz eines Leibes oder eines Körpers, wie auch aller Stofflichkeit sind. Männlich und weiblich als Prinzipien sind nur eine Ausprägung jenes Grunddualismus, der den ganzen Kosmos durchspaltet. Der Sexus ist nur eine, wenn auch wichtige, Ausdruckstechnik des Eros. Die Adäquation der Trennung in Geschlechter steigt vom Biophysischen über das Psychische zum Geistigen hinan. In der Wirklichkeit braucht nicht notwendig das psychische Quale der physischen Geschlechtlichkeit parallel zu gehn.

Die Psychoanalyse wird von Meyer des öftern gestreift. Wenn auch anerkannt wird, daß Freud „viel Richtiges gesehen und gezeigt hat", „reiche Anregungen in vieler Beziehung gegeben hat", daß man seine Forschungen und Beobachtungen und die seiner Schule „nicht leicht zu hoch einzuschätzen hat", daß es ein Verdienst Freuds ist, durch die Erweiterung des Begriffes des Sexuellen „mit Mißverständnissen gründlich aufgeräumt zu haben", so muß Meyer doch eine Reihe von psychoanalytischen Grundgedanken — als unvereinbar mit seinen Thesen — ab-

lehnen. Die Lehre von der polymorph-perversen Anlage ist für Meyer unannehmbar: gerade die Tatsache der Perversion bezeige deutlich, daß eine merkbare Tendenz zur Verteilung der Geschlechtsqualitäten in allen Fällen mitgegeben ist. Polemisch wird auch die Freudsche Erklärung der Scham behandelt: sie gehe nicht auf eine Verdrängung der Schaulust zurück, sondern bestehe „in einer das Schöne und heimlich als positiv-wertig Gewußte ästhetischen Verhüllung, so daß eben diese Schönheit noch als eine gewußte unter der bergenden Hülle leise und zauberhaft hervorleuchtet". (Scheler: „Offenbarung der Schönheit [und zwar der körper-leiblichen ebensowohl wie der seelisch-geistigen] in der Geste ihres Selbstverbergens.") Die scharfe Trennung der Begriffe Sexus und Eros („unbeschadet ihrer notwendigen und oft realisierten Deckungseinheit") hält der Verfasser für notwendig allen wie immer gearteten und gefärbten naturalistischen Liebestheorien gegenüber, zumal auch „gegenüber der ‚monistischen' Ontogenie des um Freud gruppierten psychoanalytischen Kreises, dem sich ja etwa das, was wir streng in das Gebiet des Eros verweisen müssen, lediglich als eine Sublimierung der Libido darstellt".

In besonderen Exkursen beschäftigt sich der Verfasser unter anderem mit Schelers Typologie (Mutter an sich, Nonne, Hetäre, biblische Martha) mit der Fließschen Periodenlehre, mit der Erosidee Platos, mit der Frage der Monogamie, der Bedeutung der Mode usw.

A. J. Storfer.

Dr. H. G. STOKER, Seniorlektor an dem Universitätskollegium zu Potchefstroom, Transvaal (Südafrika): Das Gewissen. Erscheinungsformen und Theorien. (Schriften zur Philosophie und Soziologie, herausgegeben von Prof. Max Scheler. Bd. II.) Verlag Friedrich Cohen, Bonn 1925.

Max Scheler, des Verfassers Lehrer, hat eine Vorrede zu dieser umfangreichen Studie geschrieben und charakterisiert sie darin wie folgt: „... stellt das Problem in die Geschichte der großen ethischen Systeme und der Philosophie selbst ... und sucht aus den kühnen und einseitigen Deutungen, die das ‚Gewissen', die ‚Schuld', die ‚Reue' usw. bei Fr. Nietzsche und S. Freud gefunden haben, ferner aus den großen dichterischen Verkörperungen der Gewissenskonflikte bei Shakespeare, Dostojewski, Tolstoj usw. das Beste für seine Aufgabe herauszuholen." In einem besonderen Exkurs setzt sich Stoker mit den bisherigen Gewissenstheorien auseinander. Die mittelalterliche Scholastik hat den Gewissensbegriff in „*Synteresis*" und „*Conscientia*" gespalten. Durch den Versuch in ihrer Gewissenslehre sowohl „das ewige, unfehlbare, absolute Moment" zu bewahren und zugleich „das empirische, irrende, relative Moment" völlig anzuerkennen, habe die Scholastik eine durchaus künstliche Gewissenstheorie aufgebaut. Bei Josef Butler ist das Gewissen das Prinzip der Reflektion, es hat eine Oberhoheit, eine Autorität über die anderen Ziele unserer Natur, wodurch wir unsere Natur als ein System oder eine Konstitution erfassen. Bei Kant ist das Gewissen nicht etwas Erwerbliches, und es gibt keine Pflicht sich eines anzuschaffen, sondern jeder Mensch, als sittliches Wesen, hat ein Gewisses ursprünglich in sich. Gewissenlosigkeit ist nicht Mangel des Gewissens, sondern Hang, sich an dessen Urteil nicht zu kehren. Das Gewissen ist

nach Kant von der Vernunft zu unterscheiden. Ob eine Handlung überhaupt recht oder unrecht ist, darüber urteilt der Verstand, nicht das Gewissen, das Gewissen ist ein Bewußtsein, das für sich selbst Pflicht ist. Für Schopenhauer ist das Gewissen die aus dem Tun dem Menschen erwachsene Selbsterkenntnis seines individuellen Willens. „Außer dem mit der Bosheit aus einer Wurzel, dem sehr heftigen Willen, entsprossenen und daher von ihr unabtrennlichen Leiden, ist ihr nun aber noch eine davon ganz verschiedene und besondere Pein beigesellt, welche bei jeder bösen Handlung fühlbar wird und nach der Länge ihrer Dauer Gewissensbiß oder Gewissensangst heißt." Es regt sich im Innersten des Bewußtseins die geheime Ahnung, daß der Quäler mit dem Gequälten identisch ist, daß es der gleiche Wille zum Leben ist, der in allen erscheint, und es verschwindet so im Mitleiden die große Kluft zwischen dem Individuum und den anderen. Nach Nietzsche ist der Begriff des Gewissens entstanden, indem man Schwächen zu Verdiensten umgelogen hat. Auf grausame Weise ist dem Menschentier das Gewissen eingeprägt worden, mit Peinigung und Blut, Martern und Opfern und den unerbittlichen Ritualformen aller Kulte und harten Strafgesetzen. Das schlechte Gewissen ist für Nietzsche eine Krankheit, entstanden aus dem Verhältnis des Schuldners zum Gläubiger, aus dem Schuldgefühl der lebenden Generationen gegenüber ihren Vorfahren, und da diese Schuld an die Ahnen von Geschlecht zu Geschlecht wächst, hat das schlechte Gewissen seinen Ursprung in der Furcht vor dem Ahnherrn und seiner Macht, bis schließlich der Ahnherr durch die Phantasie der wachsenden Furcht in das Dunkel einer Unheimlichkeit und Unvorstellbarkeit zuzückgeschoben, zu Gott transfiguriert wird.

Die Reihe der von Stoker wiedergegebenen und analysierten Gewissenstheorie schließt mit der Darstellung der Freudschen Auffassung des Gewissens. An Hand Freuds letzten Arbeiten zur Ichpsychologie werden die Grundgedanken der Psychoanalyse über das Über-Ich und über die Abhängigkeit der Angst vom Ödipus-Komplex, beziehungsweise von der Kastrationsangst wiedergegeben. Sie werden als außerordentlich „befremdend" bezeichnet. „Müssen wir Freud ernst nehmen, in dem, was er hier so visionär uns vorphantasiert? Hätte die Psychoanalytik uns nicht solch ausgezeichnete und vertiefte Einsichten in das Sexualleben gegeben, und würden wir die Entwicklung Freuds, seine wissenschaftliche Arbeit und seine Herkunft aus der medizinischen Sphäre außer acht lassen, dann könnten wir geneigt sein, diese typisch ultra-modern-europäische Theorie als eine nicht ernst zu nehmende Anschauung beiseite zu lassen.". Sehr merkwürdig sei auch Freuds Auffassung über das soziale Gewissen; der Gemeingeist in der Gesellschaft soll aus Neid entstanden sein, allen soll gleich viel versagt werden. (Rathenau: „Alle Gerechtigkeit stammt aus dem Neide.")

Stoker selbst legt vor allem Gewicht darauf, daß die Gewissensphänomene gegliedert werden. Er hebt vor allem die echten Gewissensphänomene hervor, d. h. solche moralische und religiöse Phänomene, wo ein „personales Verhältnis zum eignen Bösen reell erlebt wird." Das echte Gewissen ist die reelle innere Kundgebung des Personalbösen. Das Personalböse kann verwirklicht empfunden werden („böses Gewissen") oder als zur Verwirklichung drängend („warnendes Gewissen") oder als prinzipiell möglich, aber reell verneint („gutes Gewissen"). In einem weiteren Sinne des Gewissensbegriffes könne

man auch die als „echte" Gewissensphänomene abgelehnten Bedeutungen als Erkenntnis des personal Guten und Bösen und als Drang nach dem Guten, Realisierungstendenz des Guten mit dem echten Gewissensphänomen zusammenfassen und die Einheit dieses zusammengestellten Begriffes suchen in einer individuellen Ökonomisierungsform der sittlichen Erkenntnis dessen und Einsicht in das, was „für mich" das an sich Gute und Böse ist.

Das Schlußkapitel ist der Frage der „Geltbarkeit, Fehlbarkeit, Vertraubarkeit und Erziehbarkeit des Gewissens" gewidmet und gelangt zu folgendem Ergebnis: Das echte Gewissen, die reelle innere Kundgebung des personal Bösen, ist absolut vertraubar und unfehlbar, das Gewissen im weiteren Sinne, als Niederschlag aus eigener Lebenserfahrung sprießender Einsichten, ist relativ vertraubar und fehlbar. In der Betonung der absoluten Unfehlbarkeit des eigentlichen Gewissens zeigt sich die kalvinistische Provenienz der ganzen Untersuchung. Das Gewissen ist für die Kalvinsche Auffassung ein Gefühl, welches zusieht, daß der Mensch nichts Böses in sich verbirgt und zudeckt, „sondern ihn verfolgt und zwingt, bis er seine Schuld bekennt". Max Scheler spielt denn auch in seiner Vorrede auf das „ebenso herbe und souveräne ...: fast ausschließlich gottgebundene Lebens- und Weltgefühl" an und findet Stoker besonders prädisponiert „für die Untersuchung einer inneren und individuellen Lebensmacht, die kaum je in der Welt in solcher Reinheit, Strenge, Kraft und Tiefe empfunden worden ist als in den beiden Teilen jenes religiös-christlichen Heroismus, den die Religionsgeschichte an den Namen Kalvins knüpft". Beiläufig sei hier auch bemerkt, daß Stoker in seinen gelegentlichen Abschweifungen zu psychoanalytischen Problemen auch den Pfisterschen Versuch einer Psychogenese des klassischen Kapitalismus und Geldgeistes erwähnt, und zwar mit einer gewissen Empörung über die „Verwirrung des Blickes" und über die „grotesken Thesen", die Kalvins finsteren Gottesbegriff aus einem unbewußten Vaterhaß ableiten wollen. A. J. Storfer.

Dr. phil. et med. BRUNO HARMS: Die Ursachen des Sitzenbleibens von Schulkindern. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Herausgegeben von J. Trüper. Heft 183. H. Beyer & Söhne, Langensalza.

Harms betont ausdrücklich, daß seine Arbeit nicht Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, weil eben nur die augenfälligen Ursachen des Nichtmitkommens im Lernen beobachtet werden können, während „sich die feineren Einflüsse, die bei den Schulleistungen mitsprechen und die in das innerste Seelenleben des Schülers hineinführen, durch keine noch so eingehende Untersuchung aufgeklärt werden können".

Sind wohl der psychoanalytischen Forschung auch tiefere Schichten des seelischen Geschehens zugänglich, so bleibt sicher immer noch ein gut Teil der Beurteilung entrückt, weil bei derartigen Massenuntersuchungen nicht leicht eine psychoanalytische Vertiefung durchzuführen ist.

Hätte aber der Autor dem Einflusse der sexuellen Konstitution auf die intellektuelle Entwicklung des Kindes sein Augenmerk zugewendet, so wäre er zu einer Erklärung manches plötzlichen Versagens älterer Schüler im Lernen gekommen. Auch von der Bedeutung der kindlichen

Onanie auf die geistige Leistungsfähigkeit spricht die Arbeit nicht. Hier liegen gewiß Erklärungsgründe für das Nichtmitkommen einer großen Zahl Kinder in der Schule.

Dr. Hermine Hug-Hellmuth (†).

Dr. JULIUS WAGNER, Studienrat in Frankfurt a. M.: Die Schulstrafe im Urteil des Schülers. (Friedr. Manns Pädagog. Mag. Heft 837.) H. Beyer & Söhne, Langensalza 1921.

Bei experimentellen Prüfungen, die sich so ausschließlich auf Erscheinungen des Gefühlslebens beziehen, wie dies beim Urteil des Schülers über die Schulstrafe der Fall ist, wäre meines Erachtens die weitgehendste Kenntnis und Berücksichtigung des Milieus, in dem das Kind aufwächst, notwendig. Die Einstellung des Elternhauses zur Schule, die Art der häuslichen Erziehung, die Strafformen im vorschulpflichtigen Alter und in der Gegenwart daheim bilden sozusagen die Grundlage, auf der rein gefühlsmäßig das Urteil des Kindes über die Schulstrafe zustande kommt.

Es wäre wichtig zu wissen, ob die jugendliche Versuchsperson ein einziges Kind ist oder im Kreise von Geschwistern aufwächst, ob die Eltern in Einigkeit leben und die Erziehung in Übereinstimmung durchführen, ob die Führung des Kindes Fremden überlassen ist und noch viele Fragen, die für das rein Persönliche einer Entwicklung entscheidend sind. So wird beispielsweise ein Kind, das zu Hause häufig gezüchtigt wird, auf diese Strafart ganz anders reagieren als ein Kind, das daheim nicht geschlagen wird.

Solche Untersuchungen scheinen mir nur dann von Wert, wenn alle äußeren und inneren Faktoren, wie sie sich im Leben des Kindes geltend machen, Berücksichtigung finden. Sonst liefern die Ergebnisse doch immer nur ein Bild der Oberfläche, anstatt uns das tiefste, durch das Familienleben im stärksten Maße beeinflußte seelische Leben des Kindes zu enthüllen.

Dr. Hermine Hug-Hellmuth (†).

PAUL und MARIA KRISCHE. Vom werdenden Leben. Wie es Kindern und Jugendlichen zu erklären ist. 2. Aufl. A. Hoffmanns Verlag, Berlin 1921.

So treffliche Gedanken diese Broschüre enthält, so haftet ihr doch ein Mangel an. Die „Aufklärung“ kommt, wie übrigens zumeist auch in der Praxis, zu spät.

Im Vorwort bezeichnen die Verfasser als Zweck ihrer Ausführungen, Schülern der Volksschule beim Verlassen der Schule und vor dem Eintritt in das öffentliche Leben eine Aufklärung zu geben, die sie fähig mache, das Problem des werdenden Lebens ernst und verantwortungsbewußt anzufassen. Die Absicht, in der Seele des jungen Menschen neben der Erkenntnis der Natürlichkeit und Schönheit alles Werdens ein starkes Verantwortungsgefühl in sexuellen Dingen zu wecken, ist sicher nur zu billigen. Aber ich weiß nicht, ob der Weg der richtige ist. Bis das Kind die intellektuelle Leistungsfähigkeit und das Alter erreicht hat, zu dem Krisches ihm die Lösung des sexuellen Geheimnisses zu geben beabsichtigen, hat es sich längst schon in primitiver Weise mit dem Problem beschäftigt. Diese vorwissenschaftliche Zeit ist für die sexuelle Erziehung ebenso wichtig als die der beginnenden

Reife. Denn in dieser frühen Forschungsepoche legt sich das Kind selbst zurecht, worauf es vom Erwachsenen keine oder eine unbefriedigende Antwort bekommt. Es ist also von größtem Werte, die kindlichen Sexualtheorien zu kennen, damit die richtige Anknüpfung zu einer biologischen, ethischen, ästhetischen Erörterung gefunden werde.

Im ersten Teil ihrer Ausführungen wenden sich die Verfasser an Kinder von zehn bis dreizehn Jahren („Mütterlichkeit"), im zweiten Teil („Befruchtung") an Dreizehn- bis Fünfzehnjährige, im dritten Teil („Verantwortlichkeit") an Jugendliche ab 16 Jahre. Aber es fehlen — vielleicht nur in der gedruckten Darstellung — die Bindeglieder zwischen diesen Etappen. Ja eine Stelle der zweiten Abhandlung läßt den Zweifel keimen, ob in der Zwischenzeit nicht ein stetiges Erweitern des Wissens vermieden wird. Sie lautet: „Als ich vor einiger Zeit mit dir über das Wesen der Mütterlichkeit sprach, habe ich dir erzählt, usw. Damit ist noch nicht alles erklärt, was mit dem werdenden Leben zusammenhängt. Du fragtest später einmal, wie denn im Mutterleibe das Ei vom Samen des Vaters befruchtet wird. Hiervon sollst du heute hören, usw." Damals wurde also das Kind auf später vertröstet. Glauben die Verfasser, daß der Forschungstrieb des Kindes gewartet hat, bis die Eltern den Zeitpunkt für eine weitere Erklärung für gekommen hielten?

Ob man immer auf ein wirkliches Interesse stößt, wenn man die brennende Frage, die sich beim Kinde in erster Linie auf den Menschen bezieht, regelmäßig auf dem Umweg über Pflanze und Tier (letzterer wird sich eher begehen lassen) beantwortet, lasse ich dahingestellt.

Mir scheint, man sollte in der Aussprache über die sexuellen Erscheinungen nicht zu viel Vorschriften machen, nicht zu viel schematisieren, sondern die Frage rein individuell nach Veranlagung, Umwelt und Erlebnissen des Kindes lösen. Nicht wieviel man dem Kinde sagt, sondern wie man die Erklärungen seinem Verständnis und seinem Gefühlsleben anpaßt, darin liegt die Kunst und die Schwierigkeit.

Immerhin ist das Büchlein ein Beweis, daß ernste, tief sittlich fühlende Menschen diesem Problem nicht mehr prüde aus dem Wege gehen, sondern mit Gründlichkeit die Form erwägen, durch die es besser gelöst wird, als es bisher geschah.

Dr. Hermine Hug-Hellmuth (†).

Prof. J. ZAPPERT: Über Neurosen im Kindesalter. (Arch. f. Kinderheilk. 73. Bd., S. 108.)

Aus einem Fortbildungsvortrage ist hier eine überaus bedeutsame Arbeit erwachsen. Sie knüpft an die Kritik der bis jetzt festgehaltenen Einteilung der kindlichen Neurosen in Neuropathie, Neurasthenie und Hysterie den gelungenen Versuch, das System mit unseren derzeitigen Kenntnissen in Einklang zu bringen. Unter vorsichtiger Verwertung der modernen Reflexlehre, der Kenntnisse von den inneren Sekretionen und der Arbeiten Freuds und seiner Schule kommt Zappert zu dem Vorschlage des folgenden vorläufigen Schemas: 1) Neuropathie. 2) Psychopathie. 3) Gewohnheitsneurosen *a)* auf Grund pathologischer Bedingungsreflexe, *b)* auf Grund eines gesuchten Lusterwerbes. 4) Imitationsneurose (Induktionsneurose). 5) Angstneurose, 6) Zwangsneurose. 7) Hysterie.

Ein Literaturverzeichnis erhöht den Wert der anregenden Studie, angesichts deren es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit gewertet werden kann, in welch hohem Maße sich der angesehene Autor die Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung zu eigen gemacht.

Dr. J. K. Friedjung (Wien).

NEUE ZEITSCHRIFTEN

ZEITSCHRIFT FÜR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SOZIOLOGIE. In Verbindung mit Alverdes, Bolte usw. herausgegeben von Dr. Richard Thurnwald. Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig (I. Jahrg., 1. Heft. März 1925).

PHILOSOPHISCHER ANZEIGER. Zeitschrift für die Zusammenarbeit von Philosophie und Einzelwissenschaft. In Verbindung mit Baumgarten, Buijtendijk, Curtius usw. herausgegeben von Helmuth Plessner. Verlag von Friedrich Cohen, Bonn (I. Jahrg., 1. Halbband 1925).

PSYCHOLOGIE UND MEDIZIN. Vierteljahrsschrift für Forschung und Anwendung auf ihren Grenzgebieten. Unter Mitwirkung von Sommer, Moll, Wirth usw. herausgegeben von Dr. R. W. Schulte. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart (1. Heft, Oktober 1925).

ZEITSCHRIFT FÜR KRITISCHEN OKKULTISMUS UND GRENZFRAGEN DES SEELENLEBENS. Mit Unterstützung von Bohn, Hellwig, Klinckowstroem und Tischner herausgegeben von Dr. R. Baerwald. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart (1. Heft, Herbst 1925).

VERERBUNG UND GESCHLECHTSLEBEN. Vierteljahrsschrift mit besonderer Berücksichtigung des Sexualrechts und der Sexualpädagogik. Herausgeber Dr. August Forel und Dr. Fritz Dehnow. Fackelreiter Verlag, Hamburg.

Die Ereignisse des Krieges, heißt es im Prospekt der neuen „Zeitschrift für Völkerpsychologie", haben allen Völkern die besondere Warnung zugerufen, auf das Leben der Gemeinschaften wie auf ein gefährliches Feuer zu achten. Es wird die Forderung ausgesprochen: Auch die Beeinflussung der Lebensvorgänge in den verschiedenen Gemeinschaften sollte mehr unter den Einfluß psychologischer Erkenntnisse kommen; einseitige rationalistische Systeme berücksichtigen nicht die Bedingtheiten und das komplizierte Ineinandergreifen der seelischen Kräfte. Die neue Zeitschrift stellt sich die Aufgabe, die Erscheinungen in allen Gemeinschaften, in Nationen und Staaten, in Wirtschafts- und Berufsverbänden, in Religionsgenossenschaften und in Vereinen jeder Art, auf die Vorgänge in den lebendigen Menschen zurückzuführen, aus denen die einzelnen Gruppen zusammengesetzt sind. Das erste Heft wird von einer programmatischen Studie des Herausgebers über „Probleme der Völkerpsychologie und Soziologie" eingeleitet. Ihr folgt eine Abhandlung von Alverdes, in der die Möglichkeit einer „verglei-

chenden Soziologie" erörtert wird, die die Gesellungsformen der Menschen und der Tiere vergleichend zu untersuchen hat. Professor Delbrück behandelt das Alkoholverbot in Amerika, Malinowski (den Lesern des „Imago" auch durch seinen Beitrag im vorigen Bande bekannt) veröffentlicht „Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft". Aus dem Inhalt des bereits erschienenen 2. und 3. Heftes erwähnen wir noch Arbeiten von Kantor über „Sozialpsychologie als Naturwissenschaft", von Preuß über „Die Erd- und Mondgöttin der alten Mexikaner im heutigen Mythus der mexikanischen Indianer", von Robert Michels „Zur Soziologie von Paris", von Gebsattel über „Ehe und Liebe".

Der „Philosophische Anzeiger" strebt an, im Zeitalter der Spezialisierung der Wissenschaften und der Schulen innerhalb der Philosophie ein Organ zu sein, das „den Interessen der gegenwärtigen Philosophie und den neu sich bildenden Fragen zugewandt ist, das zugleich diese Arbeit nur im engsten Kontakt mit den einzelnen Wissenschaften übernimmt". Der „Anzeiger" soll eine philosophische Zeitschrift sein, aber nicht nur für Philosophen, soll „die kritisch anknüpfende, positiv weiterführende Arbeit der Aussprache fördern". Aus dem Inhalt des ersten Halbbandes erwähnen wir: Heimsoeth: Der Kampf um den Raum in der Metaphysik der Neuzeit; Pos: Vom vortheoretischen Sprachbewußtsein; Buijtendijk und Plessner: Die Deutung des mimischen Ausdrucks.

Die Vierteljahrsschrift „Psychologie und Medizin" ist das Organ der Psychologischen Gesellschaft in Berlin und der Arbeitsgemeinschaft für praktische Psychologie, ebendort; sie ist gewissermaßen die Fortsetzung der früher von Moll herausgegebenen, jetzt nicht mehr erscheinenden „Zeitschrift für medizinische Psychologie und Psychotherapie". Das erste Heft enthält unter anderem Arbeiten von Moll über „Okkultismus und Psychologie", J. H. Schultz „Zur Psychologie der Homosexualität", Giese „Zum Begriff der Kulturpathologie", Roemer „Atmung und musikalisches Erleben" usw.

Die „Zeitschrift für kritischen Okkultismus" will — im Gegensatz zu den propagandatreibenden okkultistischen Blättern — die „okkultistischen Probleme zum Gegenstand voraussetzungsloser und leidenschaftsloser Untersuchung" machen. „Den Grundsatz der Parteilosigkeit versuchte sie dadurch besonders deutlich zum Ausdruck zu bringen, daß sie bestrebt war, unter den Personen, die ihr als Berater und Helfer zur Seite stehen sollten, möglichst für jede der rivalisierenden Richtungen wenigstens einen Vertreter zu gewinnen." Bisher — heißt es in den einführenden Zeilen — sei jeder Versuch zu sachlicher, haßfreier Diskussion an der Fülle persönlicher Differenzen gescheitert. Es werden daher alle Mitarbeiter gebeten, „sie möchten, wie sie auch sonst im Leben einander gegenüberstehen, doch im Rahmen unserer Zeitschrift etwas wie einen Gottesfrieden aufrecht erhalten und den theoretischen Gegner mit ritterlicher Sachlichkeit bekämpfen". Das erste Heft enthält unter anderem folgende Arbeiten: Dessoir, Hellsehen durch telepathische Einfühlung, Bohn, Zur Geschichte der Apporte, Tischner, Zur Methodologie des Okkultismus, Hellwig, Zum Berliner Okkultistenprozeß.

Das erste Heft der neuen (sich „an das gesunde Bildungsbedürfnis weiterer Kreise wendende") Zeitschrift „Vererbung und Geschlechtsleben" enthält unter anderem: „Gedanken über Zuchtwahl" von Prof. Forel, „Geschlechtliche Verlegen-

heiten der Jugend" von Otto Meißner, „Das erotische Schicksal im Wandel der Dichtung" von H. v. Beaulien.

Über die eine oder andere Veröffentlichung in den oben angezeigten neuen Zeitschriften wird wohl in dieser Zeitschrift (beziehungsweise in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse") gelegentlich noch besonders referiert werden. A. J. Storfer.

BÜCHEREINLAUF

Dr. LUDWIG BERGFELD: Seliges Verstehen. Das Erkenntnisproblem des Jungmädchens. Verlag Der Syndikalist, Fritz Kater, Berlin.

Dr. OTTO BUNNEMANN: Über die Organfiktion. Eine von pathologischen Zuständen ausgehende biologische Studie. Verlag Felix Meiner, Leipzig 1925.

CLAIRE GOLL: Der Neger Jupiter raubt Europa. Roman. Im Rhein-Verlag, Basel/Zürich/Leipzig/Paris/Straßburg.

A. A. GRÜNBAUM: Herrschen und Lieben als Grundmotive der philosophischen Weltanschauungen. Verlag Friedrich Cohen, Bonn 1925.

PAUL HÄBERLIN: Das Gute. Verlag Kober C. F. Spittlers Nachfolger, Basel 1926.

ERNST MARCUS: Aus den Tiefen des Erkennens. Kants Lehre von der Apperzeption (dem Selbstbewußtsein), der Kategorialverbindung und den Verstandesgrundsätzen in neuer verständlicher Darstellung. Verlag Ernst Reinhardt, München.

ANNA MARTENS: Die Verwirklichung des Friedensreiches auf Erden durch bewußte Zeugung und vorgeburtliche Erziehung. Ein Führer für angehende Eltern zur Veredlung kommender Geschlechter. Verlag Emil Pahl, Dresden.

Dr. ERNST MÜLLER: Cäsarenporträts. II. Teil. A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn 1924.

Prof. A. W. NEMILOW: Die biologische Tragödie der Frau. Deutsch von Alexandra Ramm und Dr. F. Boenheim. Oskar Engel Verlag, Berlin 1925.

Prof. ANTONIN PRANDTL: Das Problem der Wirklichkeit. Verlag Ernst Reinhardt, München 1926.

J. GOODFREY RAUPERT: Der Spiritismus im Lichte der vollen Wahrheit. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck/Wien/München.

Dr. FELIX SERNAU: Das Fiasko der Monogamie. Beiträge zum Sexualproblem, Heft II. Herausgegeben von Dr. Felix A. Theilhaber. Verlag Der Syndikalist, Fritz Kater, Berlin 1925.

Dr. FELIX A. THEILHABER: Die menschliche Liebe. Beiträge zum Sexualproblem. Herausgegeben von Dr. Felix A. Theilhaber. Heft 1. Verlag Der Syndikalist, Fritz Kater, Berlin 1925.

EMIL UTITZ: Der Künstler. Vier Vorträge. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart 1925

VERHANDLUNGEN des 6. Deutschen Jugendgerichtstages, Heidelberg 17.—19. September 1924. Verlag Julius Springer, Berlin 1925.

#IMAGO, Band XI (1925), Heft 4

Mit diesem Hefte schließt Band XI, 1925;
das Abonnement für 1926 (4 Hefte) beträgt Mark 20.—.

Diesem Hefte sind Prospekte der Verlagsanstalten Julius Springer, Berlin, und Ferdinand Enke, Stuttgart, beigegeben, die zur Beachtung empfohlen werden

Manuskripte sind vollkommen druckfertig, tunlichst in Maschinschrift einzusenden. Die Beiträge werden mit Mark 50.— (Dollar 12.—) pro Druckbogen honoriert. Die Autoren der Originalarbeiten erhalten 10 Freiexemplare des betreffenden Heftes. (Separatabzüge werden nicht angefertigt.)

Copyright 1925 by „Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H.", Wien

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien VII. Andreasgasse 3.
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Paul Federn, Wien I. Riemergasse 1.
Gedruckt bei Christoph Reißer's Söhne, Wien V. Arbeitergasse 1—7.

IMAGO, XI. (1925).